

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2014 · Neue Folge Nr. 53

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2014 · Neue Folge Nr. 53

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv)

Redaktionsbeirat:
Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt,
Werner Krauß, Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m²)
Einbandstoff: EfaIn/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

Die Erforschung der Burg Achalm wurde im Rahmen des Förderprogramms
Biosphärengebiet Schwäbische Alb unterstützt.

© 2015 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:
Friedrich List: Die Ackerverfassung. Übersetzung ins Japanische von Noboru Kobayashi
(Iwanami-Bibliothek 34-112-1), Iwanami Verlag Tokio 1974.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Christoph Morrissey</i> Historische Topographie der Achalm	9
<i>Roland Deigendesch</i> Adler oder Hirschhorn. Zur Geschichte des Wappens der Reichsstadt Reutlingen	43
<i>Erwin Frauenknecht</i> Spurensuche in Papier. Reutlinger Papiermühlen und ihre Wasserzeichen	65
Beiträge zum 225. Geburtstag von Friedrich List	
<i>Dieter Senghaas</i> Friedrich List: Rückblick für die Zukunft	85
<i>Sven Bracke</i> Friedrich List und die Leipzig-Dresdner Eisenbahn – Neue Anregungen	99
<i>Tetsushi Harada</i> Über die Beschäftigung Noboru Kobayashis mit Friedrich List Ein Beitrag zur List-Rezeption in Japan	115
<i>Edgar Reinert</i> 150 Jahre Evangelisch-methodistische Kirche Reutlingen Von der „Reutlinger Mission“ zur Kirchengemeinde	133
<i>Silke Knappenberger-Jans</i> Karl Schumacher. Eine nationalsozialistische Karriere in Reutlingen	221
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	307
Autoren und Rezensenten	345
Abbildungsnachweise	347

Buchbesprechungen

- Wilhelm Borth, Bernd Breyvogel, Wolfgang Jung: Reutlingen. Von der Reichsstadtherrlichkeit zur selbstbewussten Großstadt, 2013 (S. Herkle) 307
- Jens Daniel Rau: Der Fall List. Immunität und Indemnität von Abgeordneten im süddeutschen Frühkonstitutionalismus, 2010 (H. A. Gemeinhardt) 310
- Eugen Wendler: Friedrich List (1798–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung, 2013 (H. A. Gemeinhardt) 310
- Heimatemuseum Reutlingen: Bosch und Reutlingen. 50 Jahre Automobilelektronik und Arbeitswelten, hrsg. von Werner Ströbele, Redaktion: Martina Schröder, 2014 (U. Fliegau) 314
- Andreas Ernst, Hans-Christan Ernst, Rainer Pachutzki: So war die Reutlinger Straßenbahn. Im Film, in Fotos, in Erinnerungen, 2014 (B. Madel) 316
- HAP Grieshaber. Werke 1966–1981, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen (Bestandskatalog, Bd. 9), 2014 (B. Krämer) 317
- HAP Grieshaber. Kunst am Bau, hrsg. von Kurt Femppel, 2014 (B. Krämer) 319
- Winand Victor. Malerei und Grafik. Mit einem Textbeitrag von Rainer Zerbst. Im Auftrag des Landkreises Rottweil und des Landkreises Reutlingen, hrsg. von Bernhard Rüth und Irmtraud Betz-Wischnath, 2014 (R. Tabbert) 322
- Hanna Bernheim (1895–1990): „History of my life“. Der Rückblick einer deutschen Jüdin auf ihr Leben vor der Emigration 1939, hrsg. von Benigna Schönhagen und Wilfried Setzler (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Bd. 14), 2014 (A. Vogt) 323
- Helge Wittmann (Hrsg.): *Tempi passati*. Die Reichsstadt in der Erinnerung (Studien zur Reichsstadtschichte, Bd. 1), 2013 (W. Borth) 325
- Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur. Hrsg. von Werner Konold und Johanna Regnath (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Bd. 81), 2014 (R. Deigendesch) 328
- Utz Jeggle: *Das Fremde im Eigenen*. Beiträge zur Anthropologie des Alltags (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 115), 2014 (U. Hägele) 330
- Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung, hrsg. von Rudolf Bühler, u. a. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 49), 2014 (W. Wulz) 332
- Carmen Weith: *Alb-Glück*. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 116), 2014 (F. Schmoll) 334
- Metzingen. Vom Marktflecken zur Outletstadt, hrsg. von der Stadt Metzingen, 2013 (R. Wolf) 337
- Christoph Knüppel (Bearb.): *Gustav Landauers Briefe an Clara Tannhauser 1892* (Documenta suevica, Bd. 22), 2013 (A. Anstädt) 341
- Auf Spurensuche – Geschichten von Kleindenkmalen im Landkreis Esslingen*, hrsg. von Norbert Häuser und Manfred Waßner (Geschichte und Gegenwart im Landkreis Esslingen, Bd. 1), 2012 (I. Betz-Wischnath) 342

Vorwort

Das Titelbild dieses Bandes – des einhundertsten seit Erscheinen der Geschichtsblätter 1890 – hat auf den ersten Blick ein etwas ungewohntes Umschlagsbild. Es zeigt die von Noboru Kobayashi ins Japanische übersetzte Schrift Friedrich Lists zur Ackerverfassung von 1842 und ehrt auf diese Weise den Mann, der als „größter Sohn“ der Stadt gilt. Das Titelblatt steht auch für die weltweite Beachtung von Lists nationalökonomischem Werk.

Zum 225. Geburtstag Friedrich Lists (1789–1846) fand am 9. und 10. Oktober 2014 an der Reutlinger Hochschule eine wesentlich von Professor Eugen Wendler angeregte, international besetzte Fachtagung zur Wirkungsgeschichte Lists als wirtschaftswissenschaftlicher Denker und Publizist statt. Von den Tagungsbeiträgen, die noch in diesem Jahr in einem englischsprachigen Sammelband erscheinen werden, veröffentlichen wir hier mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber dieses Tagungsbandes den Vortrag Professor Tetsushi Haradas über die Rezeption Lists in Japan in deutscher Sprache. Das kleine Listjubiläum 2014 findet seinen weiteren Niederschlag in dem Druck des zum Festakt der Stadt Reutlingen am 9.10.2014 zu Ehren Lists gehaltenen Vortrags des Bremer Politologen und Friedensforschers Professor Dieter Senghaas, der anhand grundlegender Ideen Lists zur globalen wirtschaftlichen Ungleichheit einen „Rückblick für die Zukunft“ unternahm. Weiter wurde die kleine Studie Sven Brackes, der die Rolle Lists bei der Planung der ersten in wirtschaftlichen Maßstäben „funktionierenden“ Eisenbahnverbindung in Deutschland beschreibt, aufgenommen. Dieser Aufsatz geht auf die Sonderausstellung des Verkehrsmuseums Dresden zu 175 Jahren Leipzig-Dresdener Eisenbahn im Jahr 2014 zurück.

Am Beginn der diesjährigen Geschichtsblätter indes findet sich der Ertrag des finanziell und zeitlich umfangreichsten Vorhabens des Geschichtsvereins im Jahr 2014. In Kooperation mit dem städtischen Amt für Stadtentwicklung und Vermessung sowie mit großzügiger finanzieller Unterstützung des Biosphärengebiets Schwäbische Alb erfolgte eine Bestandsaufnahme und gründliche Untersuchung der Burg Achalm in topographischer, baukundlicher und archäologischer Hinsicht. Die Erkenntnisse stellt der Tübinger Archäologe Dr. Christoph Morrissey, der von dem Vermessungsfachmann Dieter Müller unterstützt wurde, nun vor. Die am Ende des Bandes beigegebene topographische Karte, die – erstmals exakt eingemessen – nicht nur die heute noch erkennbaren baulichen Reste der Burg, sondern auch weitere Spuren menschlicher Geschichte auf dem Reutlinger Hausberg festhält, ist Bestandteil dieses Beitrags.

Die Achalm führt zu Themen der reichsstädtischen Geschichte; aus einem Tagungsvortrag ging der Beitrag des Redakteurs dieser Blätter zur Geschichte des Reutlinger Wappens hervor, das bis heute wegen heraldischer Besonderheiten immer wieder Anlass zu allerlei Vermutungen gibt. Dass Reutlingen schon in alter Zeit ein Zentrum der Papier- und Buchproduktion war, ist bekannt. Erwin Frauenknecht, Mitarbeiter des Landesarchivs Baden-Württemberg und dort verantwortlich für den Aufbau eines auch im Internet zugänglichen Wasserzeicheninformationssystems, führt nun exemplarisch am Reutlinger Beispiel die Erkenntnismöglichkeiten dieses noch sehr jungen Forschungsinstrumentes für die Geschichte einer örtlichen Papierproduktion vor.

Dem 150. Gründungsjubiläum der Evangelisch-methodistischen Kirche in Reutlingen ist der umfangreichste Beitrag dieses Bandes geschuldet. Edgar Reinert bietet hier erstmals einen akribisch aus den Quellen erarbeiteten, ausgesprochen profunden Blick in die Geschichte dieser Freikirche, die u. a. durch die Etablierung des Predigerseminars in der Stadt 1877, Vorläufer der heutigen staatlich anerkannten Theologischen Hochschule, bald auch eine überregionale Bedeutung erhielt.

Reutlingen ist aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes durch eine überregional beachtete, ausgesprochen gründliche Beschäftigung mit seiner NS-Vergangenheit hervorgetreten. Nach wie vor wird der damals erschienene Katalog „Reutlingen 1930–1950“ herangezogen. Dass diese Arbeit auch in heutiger Zeit weiterzutragen ist, zeigen aktuelle Diskussionen um eine angemessene Gedenkkultur in der Stadt. Neu erschlossene Archivbestände und inzwischen abgelaufene Sperrfristen von Unterlagen hauptsächlich der staatlichen Archive ermöglichten nun eine exemplarische biographische Studie über den SA-Führer Karl Schumacher (1889–1974). Silke Knappenberger-Jans zeichnet vorwiegend anhand der Überlieferung im Stadtarchiv sowie von Spruchkammer- und Strafprozessakten Schumachers Werdegang als Mann der ersten Stunde beim Aufbau der örtlichen SA nach und beleuchtet seine Rolle bei der Verfolgung politisch Andersdenkender und während des Novemberpogroms in Reutlingen und Hechingen. Weiter ist seine Beteiligung an den Kundgebungen gegen Bischof Joannes Baptista Sproll in Rottenburg und an den Vorgängen zu Kriegsende ebenfalls in Rottenburg Gegenstand der Darstellung. Diese „Täterbiographie“ ergänzt bereits vorliegende Einzelstudien, die stärker das Schicksal einzelner Opfergruppen im Blick hatten und – wie etwa die Studie Wilhelm Borths zur jüdischen Familie Maier – auch in diesem Organ veröffentlicht wurden.

Ein umfangreicher Rezensionsteil stellt eine Reihe neuerer Titel zur Stadt-, Regional- und Landesgeschichte vor und rundet den 53. Band der Neuen Folge der Geschichtsblätter ab.

Historische Topographie der Achalm¹

Christoph Morrissey

Die Ausgangslage

Der markant auf eine Höhe von 706 Meter ü. NN aufragende Bergkegel der Achalm rahmt zusammen mit dem gegenüberliegenden Georgenberg die Talbucht der Echaz um Reutlingen und Pfullingen. Eigentlich kein Wunder, dass auf seinem weite Aussicht bietenden Gipfel eine der ältesten Höhenburgen der Region noch im angehenden 11. Jahrhundert erbaut worden ist. Zudem zog der Berg schon in vorgeschichtlicher Zeit immer wieder Menschen an. Eine bedeutende urnenfelderzeitliche und keltische Siedlung lag etwa auf dem Rappenplatz auf halber Höhe des Berges am Südosthang und am Scheibengipfel barg man verschiedentlich Beigaben aus verebneten Gräbern frühkeltischer Zeit.

Die bisherige Forschung hat sich in einer Reihe von Beiträgen mit der Geschichte der Burg und ihrer Geländespuren,² den vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsspuren,³ den burgenzeitlichen Funden⁴ oder auch

¹ Überarbeitete und ergänzte Fassung des Ende Oktober 2014 abgeschlossenen Sachstandsberichts für ein vom Geschichtsverein Reutlingen getragenes und vom Biosphärengebiet Schwäbische Alb gefördertes Projekt, dessen Ziel es war, die historische Topographie der Achalm neu zu erfassen und zu bewerten.

² Beschreibung des Oberamts Urach, hrsg. von Johann Daniel Georg von Memminger, Stuttgart–Tübingen 1831, S. 169–183; Carl C. Gratianus: Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen, Bd. 1, Tübingen 1831; Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der uralten Reichsveste Achalm mit besonderer Rücksicht auf die Urgeschichte der Umgebungen derselben [...], Reutlingen 1840; Theodor Schön: Die Burg Achalm, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 6 (1894), S. 70, 106, 160–162; Hans-Martin Maurer: Die Achalm und der mittelalterliche Burgenbau, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 6 (1968), S. 7–24; Günter Schmitt: Burgenführer Schwäbische Alb, Bd. 4, Biberach 1991, S. 275–286; Sönke Lorenz: Graf Liutold von Achalm († 1098) – ein Klosterstifter im Zeithorizont des Investiturstreits, in: Liutold von Achalm († 1098). Graf und Klostergründer, hrsg. von Heinz Alfred Gemeinhardt und Sönke Lorenz, Reutlingen 2000, S. 11–55.

³ Gudrun Weihe: Vorgeschichtliche Siedlungsspuren auf der Achalm bei Reutlingen: die Ausgrabungen am Rappenplatz, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 37 (1998), S. 9–135; Frieder Klein: Aspekte der Vor- und Frühgeschichte im oberen Echaztal, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 39 (2000), S. 9–26; Ulrich Veit: Die Besiedlung der Achalm in urgeschichtlicher Zeit: die neuen Ausgrabungen am „Rappenplatz“ (mit Beiträgen von Andreas Willmy), in: Kelten & Co.: Fundgeschichten rund um die Achalm. Hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2004, S. 40–57; Ulrich Veit: Neue archäologische Forschungen auf der Achalm: Die Ausgrabungen am „Rappenplatz“ 2000–2005, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 45 (2006), S. 9–45.



Schon in den 60er-Jahren war der Reutlinger Geschichtsverein an der Sicherung und Restaurierung der verbliebenen Mauerreste beteiligt. Im Bild u. a. (von rechts) Adolf Rieth von der Staatlichen Denkmalpflege, Oberbaurat Otto Gall und Museumskustos Karl Keim, 1964.

der Überlieferung des Berges in Kunst und Literatur⁵ beschäftigt. Ein Projekt des Reutlinger Geschichtsvereins hat sich nun zum Ziel gesetzt, insbesondere den Geländespuren der mittelalterlichen Höhenburg nochmals genau nachzugehen, diese neu aufmessen zu lassen und um Überlegungen zur Baugeschichte, zu archäologischen Funden wie auch zu alten Wegeverbindungen zu ergänzen.⁶ Ziel dieses Beitrages ist primär die Dokumentation und Bewertung heutiger Geländeformen und vorhandener Bausubstanz.

Zudem sollen im folgenden Beitrag auch einige ältere Zeichnungen und Fotos den Zustand vor der umfassenden Restaurierung und Sicherung der wenigen verbliebenen Fundamente und Mauerzüge (um 1967) illustrieren und baugeschichtliche Überlegungen ergänzen.⁷

⁴ Christoph Bizer: Oberflächenfunde von Burgen der Schwäbischen Alb (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 26), Stuttgart 2006, S. 128–134.

⁵ Astrid Wendt: Die Achalm – Ritterburg, Domäne und Landschaftsmotiv, in: Stadt, Bild, Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, bearb. von Heinz Alfred Gemeinhardt und Werner Ströbele, Reutlingen 1990, S. 191–202; Irmtraud Betz-Wischnath: Die Achalm in Kunst und Literatur. Ein Streifzug durch fünf Jahrhunderte, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 47 (2008), S. 9–68.

⁶ Die topographische Aufnahme erfolgte durch das Amt für Stadtentwicklung und Vermessung Reutlingen (Andreas Wüllner, Reinhard Rehm u. a.) unter fachlicher Betreuung von Dieter Müller; Herrn Müller ist zugleich für anregende Diskussionen und Geländebegehungen zu danken. Abschließende Ergänzungen am Plan erfolgten durch das geoGraphische Büro Günter Müller (Waldbronn).

⁷ Dazu wurden neben der bei I. Betz-Wischnath (wie Anm. 5) fassbaren Literatur nochmals die Bestände im Stadtarchiv Reutlingen sowie beim Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Tübingen, durchgesehen. Ein herzlicher Dank für die hierbei erfahrene Unterstützung geht an die angeführten Institutionen, Frau Betz-Wischnath (Kreisarchiv Reutlingen) stellte darüber hinaus einige digitalisierte Abbildungen zur Verfügung.



Die Achalm in einer Luftbildaufnahme im Herbst 2014 von Westen her gesehen. Im Hintergrund der Albtrauf um Metzingen bis hin zum Hohenneuffen und den Kaiserbergen. Foto: Manfred Grohe.

Topographie der Achalm

Als markant vor dem Nordtrauf der Schwäbischen Alb aufragender Zeugenberg – zugleich schon von Weitem sichtbar – trägt die Achalm eine um 35 Meter starke Kappe aus den Mauer-Kalken des Unteren Weißjuras (Oxford-Schichten), während die tonigen Schichten des Mittleren Braunjuras den Sockel bilden. Die Blaukalke des unteren Braunjuras formen dann ausgedehnte Terrassen am Fuß des Bergkegels.

Rund 180 Meter hoch ragt so der eigentliche Berg aus dem Plateau des westlich vorgelagerten Scheibengipfels und der südöstlich anschließenden Hochfläche heraus, gut 330 Meter sind es gar gegen das Tal der Echaz mit der Stadt Reutlingen und rund 300 Meter gegen das südliche Albvorland. Die Wasserläufe von Echaz im Westen, Arbach/Ortsbach im Süden und Osten sowie des Reichenbachs im Norden nagen dabei von nahezu allen Seiten am Bergstock der Achalm, Quellen treten im Hang allseits um einen Horizont auf der Höhe um 530 Meter über den Blaukalken hervor.⁸ Unterhalb der felsigen Weißjura-

⁸ Georg Wagner: Drei Reutlinger Albvorberge, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 64/3 (1958), S. 67; Otto F. Geyer: Zur Geologie der Achalm bei Reutlingen, in: Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins NF 62 (1980), S. 265–279.

Deckschicht treten im Hang zahlreiche, teils recht umfangreiche Rutschungen auf. Aufgrund der bisweilen erheblichen Massenverlagerungen entstanden neben kleineren Nischen auch ausgedehnte Mulden und Senken mit darüber liegenden Steilhängen.

Die mittelalterlich-neuzeitliche Landnutzung an der Achalm umfasste, soweit nachweisbar, auf den tiefer gelegenen, sonnenreichen Hanglagen Weinbau, auf den flacheren Partien Ackerbau und Obstwiesen, am Hang zum steilen Gipfel Weiden und Wiesen. Der Steilhang zum Gipfel-Plateau war mit „Bäume(n) und Gesträucher(n)“ bestanden, wie es etwa der landeskundige Pfarrer Carl Christian Gratianus 1831 schilderte.⁹

Vom Berggipfel reicht der Blick weit über das Albvorland bis hin zum Schwarzwaldkamm im Westen. Morphologisch vergleichbar hervorgehoben sind nur wenige Kegelberge am nördlichen Trauf der Schwäbischen Alb, so etwa der Zollernberg mit Burg Hohenzollern nahe Hechingen, die Limburg bei Weilheim oder etwa die Kaiserberge um den Hohenstaufen nahe Göppingen.

Quellenüberlieferung zur Burg

Die zentrale Quelle für die frühe Geschichte der Achalm stellen die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts niedergeschriebenen Zwiefalter Chroniken der Mönche Ortlieb und Berthold dar. Demnach wird von der historischen Forschung eine Errichtung der Burg um das Jahr 1030 herum angenommen, sollen doch dieser Chronik zufolge die ersten Bauherren – die Grafen und Brüder Eginio und Rudolf – Zeitgenossen des Salier-Kaisers Konrad II. gewesen sein, der 1024 an die Macht kam und 1039 verstarb. Möglicherweise verweilte ja auch Papst Leo IX. um das Jahr 1050 schon auf der Burg Achalm, besuchte er in dieser Zeit doch Adelheid, die Frau des Grafen Rudolf von Achalm, der der Überlieferung zufolge die Burg nach dem Tod seines Bruders Eginio dort oben fertigstellte.¹⁰

Die zur führenden Adelsschicht im deutschen Südwesten gehörenden Grafen benannten sich erstmals 1075 nach dem Berg Achalm, schenkten allerdings schon 1089 die Burg ihrem Neffen Werner von Grüningen und starben zum Ende des 11. Jahrhunderts (1098) im Mannesstamme aus. Die Burg ging nun über die Welfen – 1164 war sie Rückzugsort für Herzog Welf VII. – und die Grafen von Gammertingen um 1170/80 an die Herren von Neuffen. 1235 schließlich stand sie als Reichsburg unter der Verwaltung staufischer Dienst-

⁹ C. Gratianus, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 4. – Vgl. dazu auch I. Betz-Wischnath (wie Anm. 5) mit älterer Literatur.

¹⁰ S. Lorenz (wie Anm. 2), S. 15 f.; Werner Ströbele: Reutlingen in Reiseberichten, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 45 (2006), S. 93–119, hier: S. 94.

leute und gelangte erstmals 1262 pfandweise, schließlich spätestens 1376 – bis auf eine 12 Jahre währende Unterbrechung im 30-jährigen Krieg – dauerhaft in die Verfügungsgewalt der aufstrebenden Grafen von Württemberg. Diese nutzten die Burg prompt während der kriegerischen Auseinandersetzungen mit den schwäbischen Reichsstädten auch militärisch (Schlacht bei Reutlingen 1377) und kamen wohl 1648 in ihren endgültigen Besitz (Westfälischer Friede).¹¹

Ältere Darstellungen und Bildquellen zur Burg

In der Chronik des Klosters Zwiefalten, das 1089 durch die Achalmer Familie gestiftet worden war, gibt der Mönch Ortlieb auch Nachrichten zum Bau der Burg auf der Achalm.¹² Demnach habe ein Graf namens Eginio die Achalm erworben und mit dem Bau begonnen, sei aber wenig später schon verstorben. Sein Bruder, Graf Rudolf – der zuvor seinen Wohnsitz in Dettingen im Ermsstal gehabt habe –, vollendete das Werk offenbar, bevor dessen Sohn Liutold etwas später dort oben eine zweite Befestigung errichtet habe. Der Frage, ob sich die spärlichen Nachrichten zu Gründungszeit und Baugeschichte der Burg Achalm durch anderweitige Beobachtungen bestätigen lassen, soll im Folgenden besonders nachgegangen werden.

Aufschlussreich zum Baubestand der Burg ist ein Schreiben von Herzog Christoph an den Uracher Keller (Verwalter) vom August 1561, in dem er die Behebung zahlreicher Bauschäden in Auftrag gibt. Neben dem offenbar einbrechenden Dach des Gebäudes unmittelbar westlich vom Turm (vgl. dazu Nr. 15 im folgenden Kapitel) betrifft dies das Herrichten einer Zisterne. Erwähnt werden weiterhin als noch bestehende, aber bereits zerfallende Gebäude eine „Kirche auf bemeltem Haus an das dar unter fallen will“, zudem eine Pfisterei (Backstube), ein „Badstüblin“, Stallungen und der „ganze Umgang der Wechter thurn und anderes gar in abgang“.¹³

Eine wichtige Quelle sind auch die Aufzeichnungen des Tübinger Professors Martin Crusius (1526–1607), der die Achalm mit Begleitern 1587 aufsuchte. Über den Besuch berichtete er in der 1596 von ihm verfassten Schwäbischen Chronik.¹⁴ Darin erwähnt er zwei Tore zum „Vorhof“ (heutige Grabensenke), dann ein drittes Tor aus dem Vorhof in die Hintere Burg (Süd-

¹¹ S. Lorenz (wie Anm. 2), hier S. 15 ff. – Zur Burggeschichte vgl. Anm. 2.

¹² Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds. Neu hrsg., übersetzt und erläutert von Luitpold Wallach, Erich König und Karl Otto Müller (= Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Bd. 2), Sigmaringen 1978, bes. S. 10–12.

¹³ Das Schreiben vom 13. 8. 1561 wird im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt: A 413 W Bü 57 (Hinweis R. Deigendesch).

¹⁴ I. Betz-Wischnath (wie Anm. 5), S. 13 f.; W. Ströbele (wie Anm. 10), S. 96–97.



Skizze der Burg Achalm von Martin Crusius aus dem Jahr 1587 (Universitätsbibliothek Tübingen Mh 466.3), in einer Umzeichnung von Eugen Nägele.

bäude (e) mit hoch gelegendem Zugang zum heutigen Turm (f–g), einen weiteren Turm am Süden des Plateaus (g), einen Brunnenschacht (h) und stabula/Ställe (k), die sich heute wahrscheinlich noch als rechteckige Erhöhung an der Westkante des Plateaus abzeichnen.

Wohl wenige Jahrzehnte später datiert eine vermutlich auf eigenen Beobachtungen fußende Bemerkung des in Rudersberg wirkenden Pfarrers Johann Georg Waltz (1608–1658), die handschriftlich überliefert ist:¹⁵ „Achalm ist ein sehr altes vestes Bergschloss oberhalb Reutlingen auff einem hohen Berg, drei Viertheil Stund ob der Stadt, gelegen, hat drei Portal, starcke vnd hohe Maurn, in der mitten einen vesten Thurn, dessen eingang von oben, durch einen gang von der maurn uber gerichtet, darinn ein gefängnus, die innere Mauer hat rings umher einen gang [...]“. Die Übereinstimmung mit dem Bericht von Crusius ist, was die drei Tore und den hoch gelegenen Zugang zum Turm betrifft, augenfällig. Um 1470 wird die Burg auf der Achalm als „ganz baufällig“ beschrieben (Zimmerische Chronik),¹⁶ 1523 wird sie offenbar unter die „geschlösser, die man vor Zeiten für sonder fest gehalten“ gezählt¹⁷ und

plateau). Während auf dem nördlichen Plateau zu dieser Zeit offenbar nichts mehr stand, werden der heutige Turm, das Gebäude westlich von diesem wie auch ein zweiter Turm im Südteil des Plateaus und eine Zisterne genannt. Aufschlussreich ist die entsprechende Skizze im dritten Band seines zwischen 1573 und 1607 entstandenen „Diarium“, aufbewahrt in der Universitätsbibliothek Tübingen – hier in der Umzeichnung von Eugen Nägele wiedergegeben –, in der er Folgendes bezeichnete: Fels (am unteren Bildrand), Tore (b), vestibulum/erster Vorhof (c), vestibulum alterum/zweiter Vorhof (d), das große Ge-

¹⁵ Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 2°169 b. Hinweis Roland Deigenesch.

¹⁶ W. Ströbele (wie Anm. 10), S. 96; Zimmerische Chronik Bd. 1, hg. v. Karl A. Barack, Tübingen 1869, S. 327. Ebenda findet sich auch der Hinweis darauf, dass für eine beabsichtigte Renovierung der Gebäude bereits „holz, stain, kalch und anders“ auf den Berg gebracht worden seien.

¹⁷ Th. Schön (wie Anm. 2), S. 161.



Die älteste authentische Stadtansicht Reutlingens (Radierung) mit der Achalm im Hintergrund, aus dem 1617 erschienenen Städtebuch von Georg Braun und Franz Hogenberg (Bd. 6).

1644/45 waren wohl die Dächer an den verbliebenen Gebäuden durch einen Sturm schwer beschädigt worden.¹⁸

Die älteste halbwegs naturgetreue Stadtansicht Reutlingens mit der Achalm im Hintergrund stammt aus dem 1617 erschienenen Städtebuch (Bd. 6) von Georg Braun und Franz Hogenberg, wird aber schon einige Zeit vorher entstanden sein.¹⁹ Die Burg Achalm scheint hier allerdings eher schematisch dargestellt zu sein. So ist etwa der Bergfried (Turm) in der oberen Burg nicht auszumachen, ein großer Turm am südlichen Ende (links) und ein Gebäude auf der unteren (nördlichen) Burg können zu dieser Zeit aufgrund des Berichtes von Crusius so nicht gestanden haben. Matthäus Merian übernahm diese Darstellung einige Jahre später in seiner bekannten Stadtansicht Reutlingens des Jahres 1643 unverändert.²⁰

Im Gegensatz dazu scheint die Ansicht des Reutlinger Goldschmiedes Ludwig Ditzinger der Stadt Reutlingen und vor allem der Burg aus dem Jahre 1620 recht detailliert zu sein und entspricht eher der Vorstellung, die sich aus Beschreibung und Skizzen von Martin Crusius des Jahres 1587 vom Aussehen der Ruine gewinnen lässt. Weiterhin ist der mit einem Baum bestandene

¹⁸ Eberhard Fritz: Die Pfandschaft Achalm im Besitz der Tiroler Linie des Hauses Habsburg [...], in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 49 (2010), hier S. 321.

¹⁹ Civitates Orbis Terrarum Bd. 6: Theatri Praecipuarum totius mundi urbium Liber Sextus, Köln 1617, fol. 16 v/17 r., vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 5), S. 14–17.

²⁰ Vgl. dazu I. Betz-Wischnath (wie Anm. 5).



Ausschnitt aus der 1620 entstandenen Ansicht Reutlingens (Kupferstich) des Reutlinger Goldschmiedes Johann Ludwig Ditzinger, Blickrichtung von Südwesten.

Hügel auf dem Scheibengipfel auszumachen, der sicher künstlich aufgeschüttet und möglicherweise ein Grabhügel aus vorgeschichtlicher (keltischer) Zeit ist. Rechts davon das „Viehhaus“ anstelle des späteren Hofgutes Achalm, dem heutigen Hotel Restaurant Achalm.²¹

1646 wurde die noch bestehende Burganlage (Gebäude und Ringmauer) auf Befehl von Erzherzogin Claudia bis auf den Turm abgebrochen und weitgehend eingeebnet, die Zisterne zugeschüttet.²² Die über einem Tor stehen gebliebene Wohnung des Forstknechtes wurde noch im selben Jahr durch Brandstiftung zerstört. 1650 und 1658 schließlich ließ Herzog Eberhard III. von Württemberg weitere Reste der Burg abtragen und schleifen, 1658 ist in einem Befehl an den Tübinger Vogt die Rede von „vollends Demolir- und Rasirung des ganzen abgegangenen Schlosses Achalm“;²³ so stellte schließlich

²¹ Ludwig Ditzinger, Kupferstich mit Radierung, StadtA Reutlingen S 90 Nr. 412. Vgl. dazu I. Betz-Wischnath (wie Anm. 5), S. 22; Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 5), S. 25–37, hier v. a. S. 36.

²² Nach C. F. Gayler, Reichsveste (wie Anm. 2), S. 173 f. berichtet der Obervogteiverwalter, er habe die Schlossmauern 1646 „ohne dass ganz faul und bauwfellig waren“ an etlichen Stellen einreißen lassen. Vgl. dazu auch E. Fritz (wie Anm. 18), S. 320–322.

²³ Beschreibung des Oberamts Urach (wie Anm. 2), S. 178.



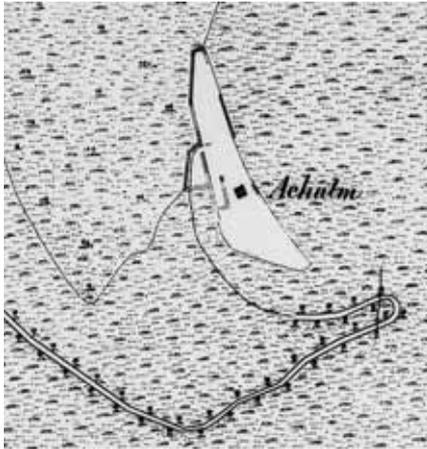
1736 entstandener Plan der Burg Achalm. Bemerkenswert ist hier vor allem die noch klar erkennbare Unterteilung des Wohngebäudes westlich vom Turm in drei etwa gleich große Räume.



Planskizze – aufgenommen im Maßstab 1:1000 von G. Hecht – aus dem 1891 in den Reutlinger Geschichtsblättern erschienenen Beitrag von Wilhelm Heintzeler zur Burg Achalm.

die Oberamtsbeschreibung Urach 1831 lapidar fest: „rundum von Mauer eingefasst, wovon noch einige Reste vorhanden“.²⁴

²⁴ Beschreibung des Oberamts Urach (wie Anm. 2), S. 171.



Grundrisses der Burgruine Achalm in der 1847 im Zuge der Landesvermessung aufgenommenen Flurkarte des Königreiches Württemberg, Bl. SO 0313. Ursprünglicher Maßstab 1:2500, unmaßstäblich vergrößert. Die Mauerreste sind hier stark vereinfacht dargestellt, entsprechen aber im Wesentlichen noch dem heutigen Bild.

bis zum Turm hinauf („gegen Metzingen“) noch umfangreiche Reste der Ringmauer vorhanden gewesen sein, die wohl schon in den nachfolgenden Jahrzehnten weitgehend abgetragen wurden.

Der Grundriss der Burgruine findet sich auch im Erstdruck des 1847 im Zuge der Württembergischen Landesvermessung aufgenommenen Flurkartenblattes SO 0313). Die Mauerreste sind hier stark vereinfacht dargestellt, entsprechen aber im Wesentlichen noch dem heutigen Bild. Auch der baumbestandene Weg auf das Plateau hinauf stimmt noch mit der heutigen Wegetrasse überein, während der heute bewaldete Gipfel seinerzeit offenbar eher spärlich bewachsen und weitgehend Heide war.

Einer Betrachtung wert ist auch eine um 1845 entstandene Zeichnung mit Blick vom nördlichen Plateau auf den Turm. Während etwa Gratianus 1831 nur von „Werken des burgeingangs an der Westseite“ spricht,²⁵ ist hier ist das untere Tor zum Zwinger entlang dem Zugangsweg überraschenderweise noch als erhaltener Vollbogen eingezeichnet, was den sonstigen Beschreibungen eher widerspricht. Eine weitere Planskizze, abgedruckt in dem 1891 in den

Der älteste maßstäbliche Plan der Burgruine Achalm entstand 1736 und wird im Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen verwahrt. „Ist das hochfürstliche Württembergische Schloß Achelm, Gemäßen und in Grund gelegt worden, und besteht das Vordere Schloß im 7. Abstich, das haupt Schloß besteht im 8. Abstich, wie unten her zu sehen ist.“ Hier sind etwa die Mauerzüge des unteren Tores zum Zwinger (hier als Vorhof bezeichnet) noch weitgehend erhalten. Die offenbar ehemals drei Räume des von Crusius so genannten großen Gebäudes westlich vom Turm werden als „Keller“ bezeichnet. Vorhanden ist auch das Seitentor im Zwinger, hier als der „kleine Eingang“ bezeichnet. Wenn der Plan in allen Details zutrifft, woran eigentlich keine Zweifel bestehen, sollten damals am östlichen Ende des Grabens gegen den Hang

²⁵ C. Gratianus, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 6.



Zeichnung mit Blick vom nördlichen Plateau auf den Turm, entstanden um 1845. Ob das untere Tor zum Zwinger entlang dem Zugangsweg zu dieser Zeit tatsächlich noch als Vollbogen stand, ist nicht gesichert.

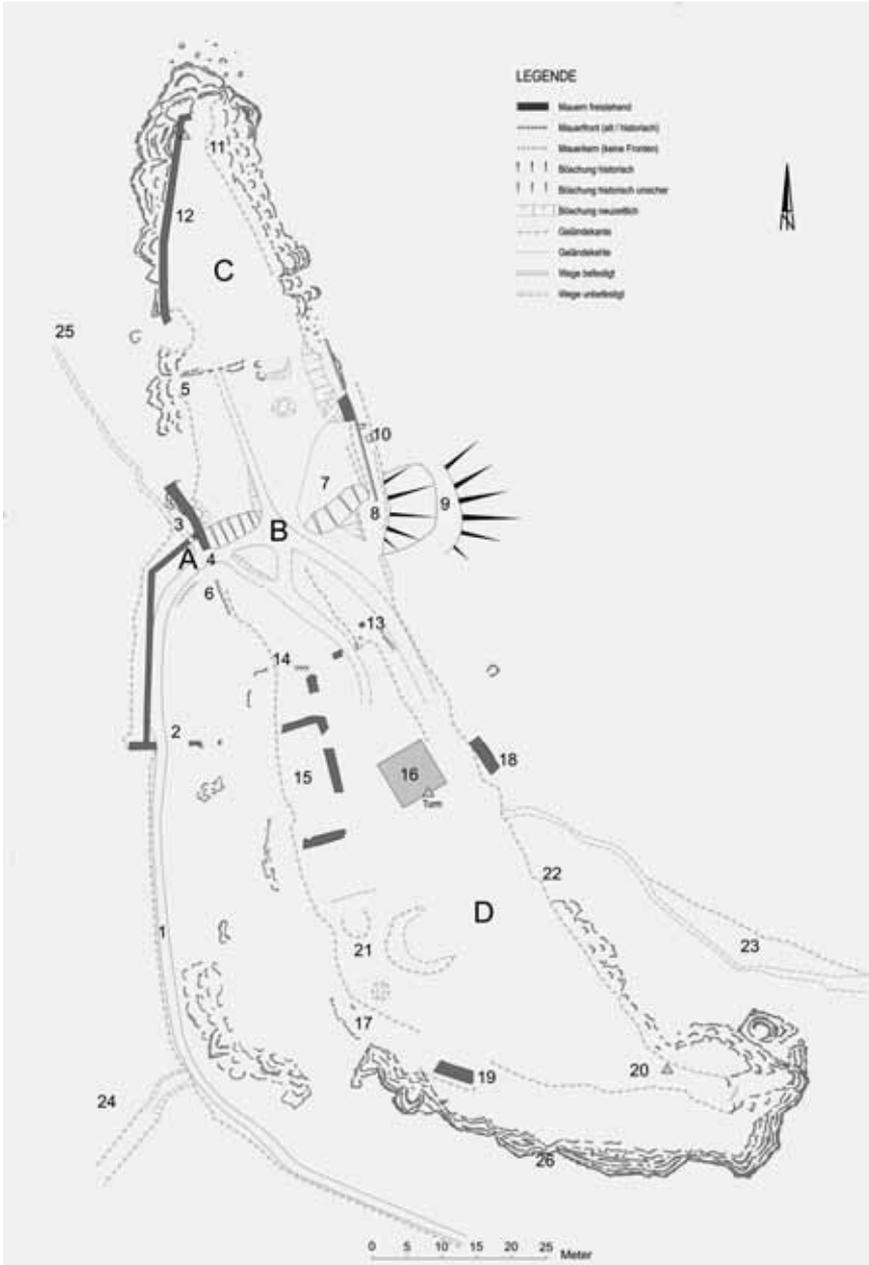
Reutlinger Geschichtsblättern erschienenen Beitrag von Wilhelm Heintzeler zur Burg Achalm,²⁶ entspricht in ihrem damals festgehaltenen Zustand noch weitgehend dem heutigen. Nur die Mauerzüge am Anfang vom Graben zum oberen, südlichen Plateau (C) – von Heintzeler noch als Tor bezeichnet – sind so nicht mehr vorhanden. Auch die nach Crusius in diesem Bereich anzunehmende Zisterne (H), die Heintzeler noch als „rund aufgemauertes Loch“ beschreibt, lässt sich heutzutage nicht mehr feststellen.²⁷ Vorhanden sind noch die Fundamente eines großen Gebäudes (E) westlich vom Turm (D).

Bauliche Befunde

Die folgende Beschreibung bezieht sich auf den 2014 vom Amt für Stadtentwicklung und Vermessung Reutlingen aufgenommenen – und hierfür ver-

²⁶ Wilhelm Heintzeler: Die Burg Achalm, in: Reutlinger Geschichtsblätter 2 (1891), S. 107 f.

²⁷ Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb [...], Stuttgart 1823, S. 77 erwähnt noch „eine große Vertiefung, wahrscheinlich ein eingestürzter Brunnen“ sowie „mehrere unterirdische Gewölbe und Keller, die aber allmählich einstürzen“.



Vereinfachter Plan der Neuaufnahme des Jahres 2014 der Achalm (vgl. dazu die Planbeilage) mit Eintragung der im Text erwähnten Punkte.



Blick nach Norden über die Torgasse (Zwinger) im Zustand des Jahres 1961 vor der Restaurierung, Aufnahme von M. Hell.

einfachten und um Zahlen ergänzten – Plan, der eine ganze Reihe von Details zum Vorschein brachte. Vier grundlegende Bereiche der Burganlage werden unterschieden: Der Zwinger am Zugang zum Plateau über den Südwesthang (A), der Bereich des Grabens (Vorhof bei Crusius), der das nördliche (untere) und südliche (obere) Plateau voneinander trennt (B), das nördliche, dem Altvorland zugewandte Plateau (C) und das südliche, der Albhochfläche zugewandte Plateau mit dem Turm (D).



Blick nach Norden über die Torgasse (Zwinger) im Zustand des Jahres 1973 nach der grundlegenden Restaurierung der Mauern, Aufnahme von M. Hell.

Torbereich/Zwinger (A)

1 Der heutige und vermutlich auch ursprüngliche Zugangsweg führt an der Südwestseite des Berges auf die



Die offenbar ohne eigentlichen Verbund im rechten Winkel an die Ringmauer angesetzte Mauer des Zwingers bzw. der Torgasse legt nahe, dass diese erst in einem späteren Baustadium angesetzt worden ist.

ginallage zu sitzen. Auf einer Zeichnung des Jahres 1845 ist hier noch ein Rundbogen des Tores zu erkennen.

- 2 Die bergseitige Quermauer am unteren Tor zum Zwinger ist bis auf wenige wohl noch in Originallage vorhandene Steinblöcke abgetragen. Sie erstrecken sich auf etwa 4 Meter Länge bis zu drei Lagen hoch (um 50 cm) und weisen Mörtelreste auf.
- 3 Kurz vor Erreichen des oberen Tores ist in der wegbegleitenden Außenmauer ein nach Ausweis des Planes von 1736 älteres Seitentor vorhanden, das heute mit einem 1965/66 neu gesetzten Spitzbogen um 2 Meter hoch ist. Hierdurch führt ein nur wenig ausgeprägter Pfad talwärts nach Norden in Richtung Scheibengipfel hinunter. Die undeutlichen Spuren desselben verlieren sich hangabwärts zunehmend, mit einem viel benutzten Zugangsweg über den sehr steilen Hang ist somit nicht zu rechnen (vgl. Nr. 25).
- 4 Vom eigentlichen oberen Tor zum Graben (Vorhof) der Burg ist nichts erhalten. Nach Norden hin schließt an die heutige, knapp 5 Meter breite Torlücke ein rund 10 Meter langes Mauerstück an, das 1,1 Meter breit, teils

Höhe und tritt an der Nahtstelle zwischen dem nördlichen und südlichen Plateau in den beide Teile trennenden Graben ein. Das Gelände mit dem Torweg ist dabei zuletzt bis 2 Meter hoch aufgeschüttet, was zu einem Höhenunterschied von rund 3 Metern zwischen den beiden Seiten der den Weg talwärts begleitenden Mauer führt. Die Aufschüttung geht im Prinzip bis an das – von Crusius so genannte – obere Tor heran, wodurch Weg und Zwingermauer in ihrer heutigen Gestalt tatsächlich als spätere Ausbauphase auszumachen sind. Die Außenmauer ist 33 m lang, an der Innenseite (Bergseite) noch rund 1 m hoch und um 75 cm breit. Im Bereich des unteren Tores ist die den Zwingerbereich abschließende Quermauer, also der westliche Torflügel, noch bis zu 2,2 Meter hoch auf ganzer Länge restauriert und ergänzt. Hier scheint in den untersten Mauerschichten noch mindestens ein größerer Kalktuffblock in Ori-

neu aufgemauert und noch bis 5 Meter hoch ist; 1967 wurde etwa 1 Meter Höhe abgetragen. Die 1645 in Brand gesteckte Wohnung des Forstknechtes könnte über dem Tor aufgebaut gewesen sein, hat jedoch keine Spuren hinterlassen. Offenbar besteht zwischen der Zwingermauer und der Ringmauer kein alter, originärer Verbund, sodass mit einem späteren Ansetzen der Zwingermauer an die Ringmauer zu rechnen ist.²⁸ Dieses Baustadium dürfte mit dem Ausbau der Zufahrt über den Südwesthang sowie dem Auffüllen des Grabens einhergegangen sein. Soweit beurteilbar, wird hier auch der älteste Zugang gelegen haben.

- 5 Anschließend an die nördliche Tormauer ist in der felsigen Plateaukante auf annähernd 22 Meter Länge von der Ringmauer nichts mehr vorhanden.
- 6 Südlich der Torlücke ist auf knapp 6 Meter Länge ebenfalls ein Rest der Ringmauer vorhanden, der offenbar unverändert geblieben ist. Es handelt sich um Schalenmauerwerk aus nur recht grob zugerichteten Weißjura-Blöcken mit Maßen 20–35 x 15–40 x 30–40 cm (B x H x T). Das Mauerstück ist wohl original erhalten und an der Außenseite mit vier bis fünf erhaltenen Steinlagen noch bis zu maximal 2 Meter hoch, die Innenseite ist verstürzt und annähernd eben mit Schutt angedeckt.

Graben (B)

Der Graben ist etwa 25 Meter lang und bis zu 20 Meter breit, seine Sohle lag wahrscheinlich einst auf Höhe der Oberkante des knapp 12 Meter breiten Schuttkegels im Osthang, das heißt maximal rund 3 Meter tiefer als heute. Demnach wird es sich ursprünglich um einen recht tiefen Kastengraben gehandelt haben, der beide Teile des Plateaus voneinander trennte. Für die Anlage der heutigen Zufahrt (Torzwinger) dürfte er wieder aufgefüllt worden sein. Im Torbereich liegt seine Sohle rund 2 Meter unter dem nördlichen Plateau und knapp 7 Meter unter dem südlichen Plateau.

- 7 Im östlichen Bereich des Grabens fällt vor allem eine bis zu 1,7 Meter hohe Böschung zum nördlichen Plateau auf. Sie gehört zu einem länglichen Haufen, der an die Ringmauer ansetzt. Möglicherweise ist es Schutt einer verfallenen Quermauer, die einst das nördliche (untere) Plateau gegen den Graben abgeschlossen haben könnte.
- 8 Wohl jüngeren Mauerschutt enthält auch der obere der beiden Schuttkegel am östlichen Ende des Grabens. Er könnte beim Schleifen der Burg im 17. Jahrhundert entstanden sein.
- 9 Der untere Schuttkegel des Grabens zeigt sich im Osthang eher als breite Leiste denn als Kegel, wird aber klar von dem jüngeren Schutthaufen (8)

²⁸ Dies hatte bereits H.-M. Maurer (wie Anm. 2), S. 21 vermutet, der den Anbau in das Spätmittelalter (14.–15. Jahrhundert) setzte.



Das Mauerstück unmittelbar südlich des oberen Tores zum Graben im Zustand von 2014.

überlagert, der etwa um 4,5 Meter höher liegt – gemessen von Oberkante zu Oberkante. Um diese Höhendifferenz könnte also der ursprüngliche Graben zumindest an dieser Stelle einst tiefer gewesen sein. In diesem Bereich ist von der einst wohl durchlaufenden Ringmauer bis auf wenig Mauerschutt nichts mehr zu erkennen.

Untere Burg (Nordplateau) (C)

Das nördliche Plateau hat eine Länge von bis zu 57 Metern, eine Breite bis knapp 24 Metern und umfasst eine Fläche von 0,11 Hektar. Es liegt knapp 5 Meter niedriger als das südliche Plateau. Die auffallend ebene Fläche muss in jüngerer Zeit planiert worden sein, möglicherweise durch sporadische landwirtschaftliche Nutzung (Kartoffelanbau) im 18. Jahrhundert.²⁹ Reste von Bauten sind auf dem nördlichen Plateau nicht mehr auszumachen, archäologische Funde verweisen jedoch recht klar auf eine eigenständige Nutzung. Auffällig ist vor allem eine quer laufende, ca. 0,4 Meter hohe Felsstufe, deren Entstehung aber unklar ist. Vor der nördlichen Felsspitze befindet sich etwa 10 m tiefer gelegen eine ziemlich ebene, etwa 10 Meter lange und 6 Meter

²⁹ C. Gratianus, Bd. 2 (wie Anm. 2), S. 424.



Blick über das nördliche Burgplateau im Zustand von 2014, etwa in der Bildmitte die auffällige, das Plateau querende Felsstufe.



Das bemerkenswert gut erhaltene Stück der Ringmauer aus gleichmäßigen Kleinquadern an der östlichen Seite des nördlichen Burgplateaus im Zustand von 2014.



Blick über den Graben vom nördlichen auf das südliche, fast 5 Meter höher gelegene Achalmplateau.

breite Fläche, die geplant worden sein könnte, ohne dass sich Zweck und Zeitstellung erschließen ließen.

- 10 An der Ostseite ist ein rund 25 Meter langes und mit knapp 4 Meter überraschend hohes Stück der Ringmauer erhalten, deren Außenfront aus kleineren und recht gleichmäßigen Quadern – meist um 25 cm hoch, 20–50 cm lang – nur bereichsweise ergänzt und neu aufgesetzt ist (1967). Die Mauerstärke beträgt um 1,3 Meter, an einer Stelle auf der Innenseite ist in einem rezenten Grabungsschnitt – vielleicht 1838 angelegt – noch der Mauerstumpf freigelegt.³⁰
- 11 Zur Nordspitze hin ist die Ringmauer dann auf eine längere Strecke (rund 35 Meter) komplett abgetragen. In dem felsige Stufen und Absätze aufweisenden Gelände ist bestenfalls noch etwas Steinschutt auszumachen, aber es ist unklar, wie die keine Linie bildenden Felsstufen in die Mauer integriert gewesen sein könnten.
- 12 An der Westseite ist ein rund 30 Meter langes Mauerstück vorhanden, das innen 1–1,4 Meter hoch, außen bis 4 Meter hoch ist. Es wurde 1965–66 weitgehend neu aufgemauert, ein 1973 wieder abgerutschtes Teilstück um 1975 ergänzt.

³⁰ C. F. Gayler, Reichsveste (wie Anm. 2), S. 102 spricht von Aufgrabungen des Jahres 1838, die eine vermutete Zweiteilung der Burg „an den Tag“ gebracht hätten.

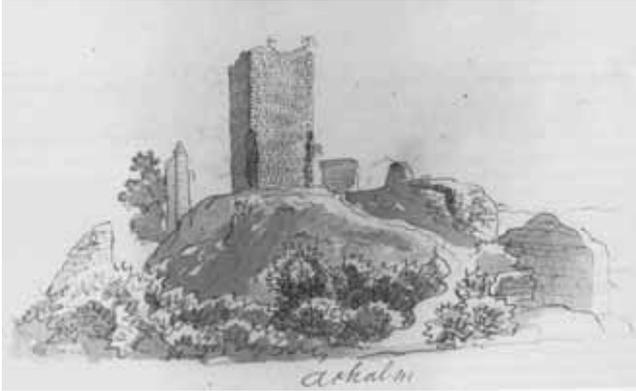


Die – heute weitgehend zugewachsenen – Fundamente des Wohngebäudes westlich vom Turm in einer Aufnahme aus dem Jahre 1961 von Martin Hell. Im Vordergrund die nördliche Zwischenmauer des ursprünglich wohl in drei gleich große Räume unterteilten Hauses.

Obere Burg (Südplateau) (D)

Das südliche Plateau hat eine Länge von bis zu 80 Metern, eine Breite von bis zu 30 Metern und umfasst eine Fläche von etwa 0,22 Hektar. Der Verlauf einer Frontmauer gegen den Graben (Vorhof) ist noch an maximal zwei wohl in situ liegenden Steinblöcken ablesbar. Gustav Schwab berichtet 1825 noch von mehreren „unterirdischen Gewölben und Keller, die aber allmählich einstürzen.“³¹

³¹ G. Schwab, Neckarseite der Schwäbischen Alb (wie Anm. 27), S. 77. – Schon Ferdinand A.H. Weckherlin: Achalm und Mezingen unter Urach: ein Beytrag zur Topographie und Statistik von Württemberg, Tübingen 1790, S. 20 meint „Durchum ist der Gipfel noch mit den letzten Resten einer Mauer eingefasst, auf der an einigen Stellen viele fußhohe Stücke hervorragen. In der Mitte steht noch der untere Stock eines Thurms, und hie und da ein kleines Gewölb.“ – Max Eifert: Der Führer auf die Achalm. Kurzer Überblick über Geschichte und Umgebung (Reutlingen 1862), S. 22 führt auf der südlichen Grabenseite „tiefe Keller in den Felsen gesprengt und mit Steinen des Berges gewölbt“ an. Zudem geht er davon aus, auf der nördlichen Felsspitze des Plateaus habe eine „Warte“ gestanden, für die sich aber ansonsten kein Hinweis findet.



Bleistiftzeichnung der Achalm im Zustand um 1810, von Karl Urban Keller. Sie zeigt den Turm von Norden her gesehen, rechts im Vordergrund noch die Mauerreste im Torbereich zum Graben/Vorhof.

- 13 An beiden Wegen vom Graben auf das obere Plateau sind noch mehrere Steine auszumachen, die wahrscheinlich noch in Originallage den Verlauf einer ehemaligen Mauer andeuten. Nach Crusius soll noch ein Tor am Weg vom Graben zum Plateau gestanden haben.
- 14 Reste der ehemaligen Mauerfront gegen den Graben sind noch an dessen Oberkante zu erkennen, zwei größere Steinblöcke liegen hier am mittleren Fußweg.
- 15 Unmittelbar westlich des Turmes sind die Fundamente eines großen Gebäudes aus Weißjura-Steinblöcken bis drei Lagen hoch erhalten, die Mauerbreite beträgt um 0,8 bis 0,9 Meter. Die Länge des Gebäudes betrug um 25 Meter bei einer Breite von etwa 8 Metern (Außenmaße), die Maße des Innenraumes sind also 23 x 6 Meter. Von der Unterteilung in ehemals drei, nach dem Plan von 1736 etwa gleich großen Räume zeugt heute nur noch die nördliche Quermauer. Die abweichende Bauweise aus großen Steinblöcken – gegenüber eher kleineren Quadern der Ringmauer – wie auch die historische Überlieferung sprechen zumindest für einen neuzeitlichen Umbau.³² 1561 etwa heißt es, der württembergische Herzog Christoph habe dem Uracher Vogt vorgegeben, das Dach am „nuwen Haus“ „dermassen offen und zerbrochen“ und auch die Zisterne wiederherzustellen.³³
- 16 Der heute die Achalm dominierende Aussichtsturm geht auf den Bergfried zurück. Noch 1810 war dieser allem Anschein nach auf 8 bis 10 Meter Höhe erhalten, wie es die Zeichnung des württembergischen Vedutenmalers Karl Urban Keller belegt. Sie zeigt den Turm von Norden her gesehen, rechts im Vordergrund sind noch die Mauerreste im Torbereich zum

³² Der Grundriss könnte jedoch durchaus aus der Frühzeit der Burg stammen; vgl. dazu das Kapitel „Fazit“.

³³ Th. Schön (wie Anm. 2), S. 161; Schreiben vom 13. 8. 1561 (wie Anm. 13).

Graben/Vorhof auszumachen. Wohl um 1800 wurden aber offenbar die gut behauenen Eckquader aus Tuffstein für den Bau der Meierei (bei dem um 1823 erbauten Schafstall) durch Hofrat Camerer ausgebrochen. So spricht etwa Gratianus davon, dass der Turm „an allen vier Ecken der Eckquader beraubt“ sei.³⁴ 1819 wurde der Turmrest mit einer Holzterrasse und einem Holzboden zugänglich gemacht.³⁵ Der heutige Turm wurde 1838 grundlegend restauriert und neu aufgebaut, 1932 auf Initiative des Reutlinger Verschönerungsvereins unter Mitwirkung des Arbeitsdienstes erneut instand gesetzt und mit einem Ziegelstock um etwa 6 Meter erhöht.³⁶ Hierbei wurden Fenster gotischer (spätmittelalterlicher) Form eingesetzt. Außen sind dem Ziegelstockwerk noch Natursteine vorgeblendet.

Die Maße des Turms betragen außen 7,25 x 7,15 Meter, der Unterstock weist gut 1,7 Meter starke Mauern auf. Die Innenmaße (lichte Weite) betragen unten 3,8 x 3,8 Meter. Die aktuelle Gesamthöhe des Turmes beträgt 16 Meter mit Brüstung, der Boden liegt etwa 14,5 Meter über der Innenfläche des Bergplateaus. Die Eckquader und Türgewölbe sind oft aus höherwertigem Stubensandstein oder auch Tuffstein gearbeitet, ansonsten finden sich Lias-Sandsteine und gröber zugerichtete Quader aus dem anstehenden Weißjura-Kalk.

Nach Angaben von Crusius war der Turm ursprünglich nur über einen hoch gelegenen, wohl überdeckten Gang vom westlich benachbarten Wohngebäude her zu betreten. Der heutige ebenerdige Zugang wurde erst 1838 eingefügt und mit einem Spitzbogen versehen.

- 17 Von der Ringmauer ist an der Westseite des Plateaus eigentlich nur noch ein einziger Quader in Originallage sicher auszumachen; er liegt an der Südwestseite des Plateaus, etwa 13 Meter nordwestlich des restaurierten Mauerstückes (vgl. Nr. 19). Der Stein hat Maße von 70 x 40 cm, es handelt sich um einen Weißjura-Dolomitstein, der eher nicht vom Berg selber stammt.
- 18 An der Ostseite des Plateaus ist ein Stück der Ringmauer neu aufgemauert (5,3 Meter lang, 1,5 Meter breit, 0,8 Meter hoch nach innen, 2,4 Meter nach außen). Ein alter Kern ist heutzutage nicht mehr zu erkennen, doch ist das Mauerstück offenbar bis ins 19. Jahrhundert hinein stehen geblieben und dürfte schon beim Restaurieren des Turmes 1838 ebenfalls eine erste Stabilisierung erfahren haben (vgl. dazu auch die um 1810 entstandene Bleistiftzeichnung von Karl Urban Keller). Heute sind überwiegend Sandsteine vermauert.

³⁴ C. Gratianus, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 6.

³⁵ C. Gratianus (wie vorige Anm.) nennt den Zweck: Der Turm wurde zur Landesvermessung genutzt; vgl. auch Gustav Schwab (wie Anm. 30), S. 77.

³⁶ Eberhard Fritz: Das Hofgut Achalm im Besitz des Hauses Württemberg, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 45 (2006), S. 139–172, hier S. 156 f.

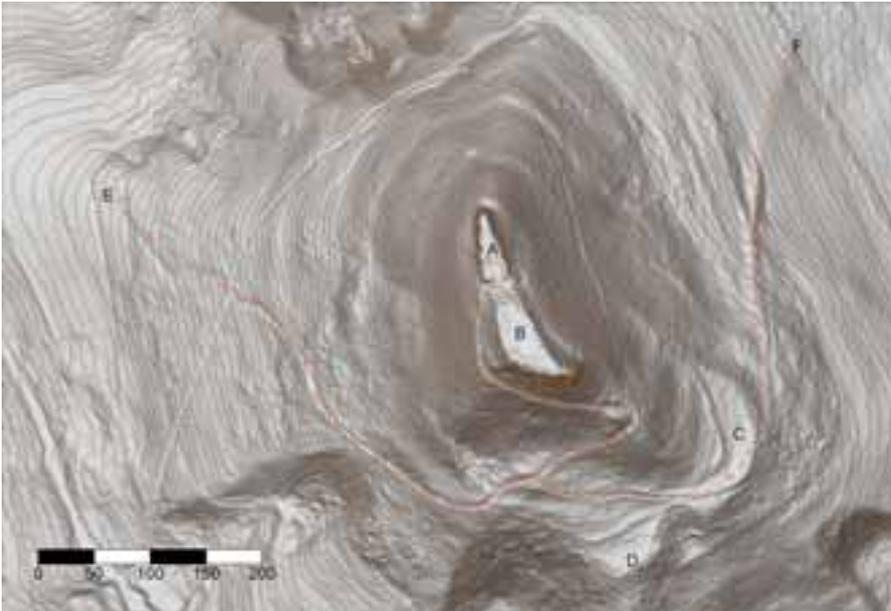
- 19 Mauerstück an der Südwestseite des Plateaus (gut 6 Meter lang, bis 4 Meter hoch, um 1,6 Meter breit). Es steht auf einem Betonsockel, der aufgrund seiner Machart wahrscheinlich um 1932 entstanden sein dürfte, wohl im Zuge der Aktivitäten des Reutlinger Verschönerungsvereines zur Sicherung des Turmes. Das Mauerstück an sich dürfte im Kern ebenfalls auf Bestand des 19. Jahrhunderts zurückgehen (s. Nr. 18). In neuerer Zeit sind hier überwiegend Sandsteine vermauert worden.
- 20 Die Südostecke des Südplateaus ist nur über eine rund 5 Meter hohe Felsstufe vom Tal her zu ersteigen. Einst war dieser Bereich offenbar von der Ringmauer abgeschnitten. Vor der Felsspitze ist eine flache Senke vorhanden, Zisterne und Osteckturm (Crusius) sind heute im Gelände nicht mehr auszumachen. Allerdings spricht noch Heintzeler 1891 von einem „rund ausgemauerten Loch“,³⁷ das in seinem Plan als H bezeichnet ist. Zu der bei Crusius entnehmbaren Lage würde dies passen. Noch 1561 muss die Zisterne offen gewesen sein, wurde doch moniert, es seien hier „Ketten und Eimer zerbrochen“.³⁸
- 21 Im südwestlichen Bereich des Südplateaus sind bis knapp 1 Meter hohe Böschungen vorhanden, die möglicherweise den Grundriss eines oder mehrerer Gebäude (Schutt) mit etwa 20 x 10 Meter anzeigen. Vielleicht bezeichnet dies die Stelle bei Crusius, in der er Ställe angegeben hat.
- 22 Das Südplateau weist an der Ostseite eine 2–3 m hohe Böschung auf. Darin sind immer wieder größere Steinblöcke (Mauerschutt?), aber keine Mauerfront erkennbar. Offenbar ist diese Seite aufplaniert worden, im Steinschutt finden sich auch Ziegelstücke.

In Hanglage

- 23 Am oberen Osthang ist unter dem Plateau eine schräg den Hang abwärts führende Leiste zu erkennen, die aber als Wegtrasse keinen Sinn macht; vielleicht ist sie im Zuge der Abbrucharbeiten (um 1650) zur Steinabfuhr entstanden.
- 24 Vom heutigen Fahrweg aus führt im Westhang unter der Südwestecke des Plateaus eine breite Rinne nahezu hangsenkrecht talwärts. Sie ist auf rund 70 Meter Länge feststellbar und endet nahe dem Waldrand, ca. 20 Meter über dem Weg. Möglicherweise wurden hier Steine auf einem Holzbehälter zu Tal gelassen, jedenfalls dürfte es sich um eine Art Rutsche handeln, die wohl erst aus neuerer Zeit stammt.
- 25 Verfallener Fußweg (Pfad), der vom „Seitentor“ im Zwinger talwärts führt, sich dann aber verliert.

³⁷ W. Heintzeler (wie Anm. 26).

³⁸ Wie Anm. 13.



Höhenmodell der Achalm, erstellt aus vom Flugzeug mittels Laserscan gewonnenen Daten. LiDAR-Daten des Amtes für Stadtentwicklung und Vermessung Reutlingen, Bearbeitung Christoph Morrissey.

26 Die südwestliche Ecke des Bergplateaus ist allem Anschein nach abgetragen, im Hang darunter sind jedenfalls keine größeren Schuttmassen eines Felssturzes auszumachen. Die hier blockartig geschichtet anstehenden Steine in der bis zu 10 Meter hohen Felswand der Mauerkalke (Weißjura-Beta) entsprechen jedenfalls in auffallender Weise in Formaten und Aussehen den in der Ringmauer verbauten Steinen. Die burgenzeitlichen (mittelalterlichen) Mauern dürften somit an Ort und Stelle am Südwesthang des Plateaus gebrochen worden sein oder stammen auch aus dem Graben. In der Neuzeit fanden dann Lias-Sandsteine, die im Albvorland anstehen, Verwendung beim Restaurieren der Mauern.

Das Umfeld

Aus vom Flugzeug mittels Laserscan gewonnenen Daten lässt sich ein Geländemodell der Achalm generieren, auf dem das südliche (A) wie auch das nördliche Burgplateau (B) – getrennt durch den Graben – gut erkennbar sind. Am Südosthang treten die Terrassen hervor, die schon in vorgeschichtlicher Zeit überformt wurden und besiedelt gewesen sind (C und D). Der burgen-

zeitliche Zugang wird über den Westhang erfolgt sein (E), während eine völlig verfallene Trasse (F) über den Osthang zu den dortigen vorgeschichtlichen Siedlungsflächen am Rappenplatz möglicherweise ebenfalls schon vorgeschichtlich ist.

Hinweise auf burgenzeitliche Bauten am Hang oder auf den Terrassen der Achalm haben sich bislang nicht ergeben. Die archäologischen Untersuchungen auf dem Rappenplatz lassen zwar eine intensive vorgeschichtliche Nutzung vor allem in der Urnenfelderzeit und der frühkeltischen Epoche erkennen, Hinweise auf eine mittelalterliche Nutzung oder gar Überbauung – etwa in Form eines Wirtschaftshofes – gibt es jedoch nicht. Wohl schon seit dem späten Mittelalter stand am Platz des heutigen Hofgutes ein Viehhof – 1620 auf dem Stich von Ditzinger auch bildlich belegt.³⁹ Ob dies eventuell auf einen älteren Wirtschaftshof der mittelalterlichen Burg Achalm zurückgeht, lässt sich nicht klären.

Zufahrt/Wege

Der burgenzeitliche Aufstieg auf die Achalm dürfte von der Scheibengipfelterrasse über den Westhang weitgehend dem heutigen Weg folgen. Dort, wo die Trasse von der Burg talwärts führend auf den vom Hofgut Achalm kommenden, alleeartig von Bäumen gesäumten Weg trifft, ist eine aufgelassene Weiterführung in gerader Linie festzustellen. Der Unterteil ist allerdings durch Altäcker abgeschnitten und komplett zerstört. Bergwärts zeigt sich hier über einer 1,5 Meter hohen Böschung ein ausgefahrenes Wegeband in der Wiese und schließt dann in weitgehend gerader Trassenlinie an den heutigen, zur Burg führenden, ausgebauten Fahrweg an. Ein alter Aufstieg vom Echaztal zur Ebene des Scheibengipfels ließ sich im Gelände hingegen nirgends festmachen, der gesamte West- und auch Nordhang ist durch landwirtschaftliche Nutzung (Weinbau, Altäcker und anderes) neuzeitlich überformt.

Die heutige Allee, die vom Hof in gerader Linie bis an den Osthang der Achalm heranführt und dort endet, ist offenbar die jüngste Trasse und dürfte im Zusammenhang mit dem im frühen 19. Jahrhundert durch Hofrat Camerer angelegten Landschaftspark stehen. Dazu gehört auch eine heute gänzlich verfallene und zugewachsene Gartenanlage hinter dem Hofgut.

Der schmale Fußweg über den Osthang könnte dem äußeren Erscheinungsbild nach in den Jahren um 1900 als Wanderweg angelegt worden sein und hat allem Anschein nach keine älteren Vorläufer.

In eine andere Richtung weist ein verfallenes Geländeband am Osthang der Achalm. Es führt von der breiten Hochebene zwischen Achalm und

³⁹ E. Fritz (wie Anm. 36), S. 139 ff.



Blick vom Scheibengipfel auf die Achalm, etwa in der Bildmitte markiert die weiß gekleidete Person die Stelle, an der der talwärts führende Altweg durch neuzeitliche Ackerböschungen abgeschnitten ist.

Rangenbergle im Osten durch Obstbaumwiesen am Fuß der Achalm auf etwa 350 Meter Länge bergwärts zum Rappenplatz hinauf. Zumindest in heutiger, bis zu 10 Meter breit verzogener und außerordentlich flauer Form hat es auf den ersten Blick zwar kaum Ähnlichkeit mit einem Weg, doch lässt seine schräg den Hang hinaufziehende Führung kaum eine andere Erklärung zu. Diese Wegetrasse scheint jedoch unter der Verebnungsfläche am Rappenplatz regelrecht zu verschwinden, was vielleicht mit der dort auch nachgewiesenen ackerbaulichen, neuzeitlichen Überformung der schon in frühkeltischer Zeit genutzten und auch randlich befestigten Terrasse zusammenhängt.

In die Terrasse am Rappenplatz schneidet nach Südwesten versetzt ein weiterer Weg ein, der jedoch merkwürdigerweise talwärts in Richtung Eningen keine wirkliche Fortführung aufweist. Vom südlichen Ende des Rappenplatzes wiederum führt auf knapp 140 Meter Länge ein wegeartiges, bis knapp 2 Meter breites Band zum heutigen Burgweg hinauf und erreicht diesen wenig unter dem Waldrand. Indes versperrt jedoch kurz vor dem Aufeinandertreffen ein größerer Felsblock den Weg, der so – zumindest im heutigen Zustand – ein Befahren ausschloss.

Zumindest die Wegetrasse unterhalb des Rappenplatzes könnte dem äußeren Anschein nach vorgeschichtlich sein. Dafür sprechen ihr außerordentlich verfallener Zustand, die recht große Breite, die klare Zielführung zum Rappenplatz als in vorgeschichtlicher Zeit besiedelter Terrasse und der klare



Funde der Völkerwanderungszeit (4. Jh. n. Chr.) und des frühen Mittelalters von der Hängen der Achalm: (1) Gürtelschnalle aus Bronze mit Kerbverzierung. (2) Fragment einer farbigen Glasperle (Wirtelperle) sowie (3) Keramikgefäß des 6./7. Jh. 1–2 M. 1:2; 3 M. 1:3.

Aufsuchen des Berggipfels spätestens in der jüngeren Bronzezeit (13./12. Jahrhundert v. Chr.) erkennen. Neben Funden der Urnenfelderzeit ist vor allem die jüngere Hallstattzeit vertreten. Überraschenderweise liegen auch vom Gipfelbereich einige Funde aus römischer Zeit vor, zudem soll von der Achalm eine römische Münze (Folius des Diokletian um 296/305 n. Chr.) stammen. Die zahlreichen vorgeschichtlichen Funde sollen aber hier nicht weiter thematisiert und zu einem späteren Zeitpunkt aufgearbeitet werden.⁴⁰

Aus frühalamannischer Zeit stammt vom Hang unterhalb des Burgplateaus das Bruchstück einer gerippten, wirtelförmigen Perle aus grünblauem Glas mit Schichtaugen wohl des 4./5. Jahrhunderts n. Chr. Am Weg über den Südwesthang auf das Plateau wurde 1948 knapp unterhalb des Waldrands, nahe der dortigen Kehre am Südhang, das Bruchstück einer völkerwanderungszeitlichen Gürtelschnalle mit Kerbschnitt (späteres 4. Jahrhundert) aufgelesen und kam erst vor wenigen Jahren (2007) aus Privatbesitz ins Heimatmuseum Reutlingen. Beide Stücke sind als Einzelfunde zu betrachten, die nicht

Unterschied in der Gestalt beider Trassen unter- und oberhalb des Rappenplatzes. Das schmale Wegeband oberhalb davon scheint jedenfalls eher neuzeitlich angelegt zu sein. Insgesamt ist also mit einem von Osten heranziehenden burgunzeitlichen Weg auf die Achalm eher weniger zu rechnen. Im Bereich um den Rappenplatz sind weitere Verebnungen und Geländeleisten vorhanden, die sich aber derzeit noch einer Deutung entziehen.

Archäologische Funde

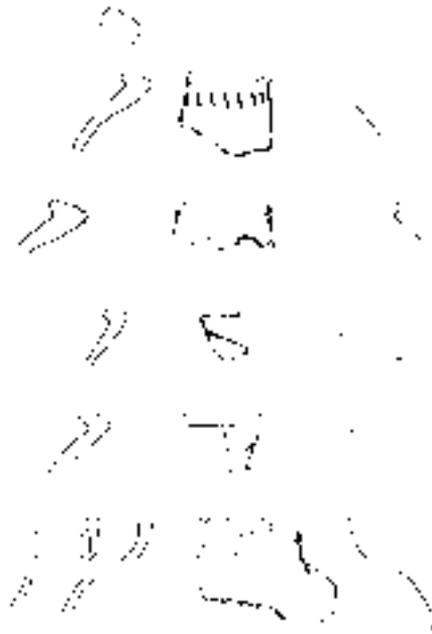
Aus umfangreichen Aufsammlungen aus Privatbesitz (Christoph Bizer u. a.), dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg wie auch der Denkmalpflege in Tübingen lässt sich ein intensiveres

⁴⁰ Zuletzt zum Forschungsstand U. Veit, Besiedlung (wie Anm. 3) mit älterer Literatur.

unbedingt einen zeitgleichen Dauer-aufenthalt von Menschen auf dem Berggipfel anzeigen müssen.⁴¹

Gürtelschnallen dieser Art sind aber wertvolle Stücke, die wohl als Rangabzeichen meist von in römischen Militärdiensten stehenden, hochrangigen Personen getragen wurden. Vergleichsstücke stammen oft von topographisch hervorgehobenen, exponierten frühalamannischen Höhensiedlungen, die gemeinhin als Herrschaftsmittelpunkte gelten. Die aussichtsreiche Lage der Achalm passt hierzu und lässt Gedanken an eine Verbindung etwa zum Runden Berg oder auch zur Teck aufkommen, wo bedeutende Siedlungen dieser Zeit belegt (Runder Berg) oder wahrscheinlich (Teck) sind.⁴² Zu bedenken ist jedoch, dass in den recht umfangreichen Aufsammlungen an den Hängen des Gipfelplateaus keine weiteren Funde dieser Zeit enthalten sind. Hingegen wurden bei den Untersuchungen in dem vorgeschichtlichen Siedlungsplatz am Rappenplatz Fragmente eines kleinen Keramikgefäßes aus dem 6./7. Jahrhundert aufgefunden, jedoch ohne dass sich hier bislang auch eine frühmittelalterliche Besiedlung belegen ließ.⁴³

Vom Hang unter dem Gipfel stammen aus Aufsammlungen Christoph Bizers auch wenige weitere Keramikscherben, die noch in das fortgeschrittene Frühmittelalter gehören dürften. Zu nennen ist etwa das Randstück einer Kanne aus orangefarbenem Ton mit erhaltener Tülle (Ausguss), das durchaus noch in das 7./8. Jahrhundert gehören könnte. Das Randstück eines Topfes



Randstücke von Keramikgefäßen, aufgefunden in den Hangbereichen unmittelbar unterhalb der Burg: (1) ältere gelbtonige Drehscheibenware; (2–5) frühe und ältere Albware des 11. Jahrhunderts, darunter eine Kanne (6) der älteren gelbtonigen Drehscheibenware. M. 1:3.

⁴¹ Dieter Quast: Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach (Forschungen und Berichte zur Vor- u. Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 84), Stuttgart 2006, S. 317.

⁴² Heiko Steuer, Volker Bierbrauer (Hrsg.): Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbd. 58), Berlin 2008.

⁴³ D. Quast (wie Anm. 41), S. 137.

wiederum zeigt die typische Randform vom Typ Runder Berg, die nach bisheriger Auffassung im 10. Jahrhundert gebräuchlich wurde und spätestens um die Mitte des 11. Jahrhunderts herum von den Randbildungen vom Typ Jagstfeld abgelöst wurde.⁴⁴ Im Ortsbereich von Eningen unter Achalm ergaben sich bei einer archäologischen Untersuchung 1991 Indizien für eine lokal produzierende Töpferei, die ältere gelbtonige Drehscheibenware herstellte, hier offenbar speziell solche mit Randbildungen des Typs Jagstfeld, wie sie auch auf der Achalm vorkommen.⁴⁵ Ihre Datierung lässt sich derzeit zwischen dem 11. und der Mitte des 12. Jahrhunderts nicht weiter eingrenzen.

Von Bedeutung ist die Beobachtung Bizers, wonach im Nordteil des Gipfels zahlreiche Funde aus dem Hang darunter für eine wohl eigenständige Burganlage sprechen. Dafür sprechen – neben Hufnägeln und zwei Fragmenten von Hufeisen sowie einem Stachelsporn als Hinweis auf Stallungen – mehrere Becherkacheln (Albware) eines Kachelofens sowie Keramikformen, die als Küchengeschirr anzusehen sind. Soweit näher zu bestimmen, dürften diese in das 12. Jahrhundert gehören. Die zeitliche Einordnung der gesamten Funde lässt an den Bau einer Burg an dieser Stelle im frühen 11. Jahrhundert denken, die offenbar noch um 1200 oder im Verlauf des 13. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Hingegen reichen die Funde vom südlichen Gipfel mit jüngerer Drehscheibenware glasierter Geschirr- und Ofenkeramik in einiger Anzahl bis in das 16. Jahrhundert hinein, belegen also eine deutlich längere Nutzung dieses Teiles der Achalm. Möglicherweise kam dem Nordteil nach Aufgabe der dortigen Burg spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts nur noch die Funktion eines Vorhofes zu, zumindest ist eine intensive Nutzung nicht mehr nachzuweisen. Wahrscheinlich wurde diese Anlage nach der Aufgabe dann auch eingeebnet, zumindest im späten 16. Jahrhundert stand dort offensichtlich nichts mehr, wie dem Bericht von Crusius zu entnehmen ist. Über etwaige Bauten ist nichts bekannt, im Gelände nichts mehr festzustellen. Was die Gründung einer Burg auf dem Südgipfel betrifft, so verweisen die Keramikformen ebenfalls in das frühere 11. Jahrhundert als Gründungszeitpunkt.

Als bemerkenswerter Einzelfund sei zuletzt noch auf das Fragment eines Klappspiegels aus Hartzinn verwiesen, das um 1960 offenbar am Hang unterhalb des Rappenplatzes in 30 bis 40 cm Tiefe gefunden worden war. Das in Süddeutschland bis auf ein weiteres Stück vom Bussen nahe Riedlingen

⁴⁴ Vor einigen Jahren konnte allerdings nachgewiesen werden, dass beide Randformen auch noch gleichzeitig in Benutzung gewesen sein konnten. Reiner Schreg; Uwe Meyerdirks: Töpfereiabfälle der älteren gelben Drehscheibenware aus Altdorf, Kreis Böblingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, S. 243–244.

⁴⁵ Erhard Schmidt: Hochmittelalterliche Siedlungsstrukturen aus Eningen u. Achalm, Kreis Reutlingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1991, S. 302–305.

singuläre, kapselartige Stück mit einem Durchmesser von etwa 4,5 cm scheint südenglische Vorbilder zu haben und dürfte im Zeitraum von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhundert hergestellt und genutzt worden sein.⁴⁶ Der Fundort an der Achalm unterstreicht auch aus dieser Warte die überregionale Bedeutung dieser Höhenburg und impliziert die Anwesenheit vermögender Adelliger, die sich so etwas leisten konnten und wollten.

Die Achalm und frühe Burgen der Region

Die Burg auf der Achalm gehört nach historischen Nachrichten wie auch den geborgenen archäologischen Funden mit zu den frühesten der Region. Ihre in der Zwiefalter Chronik überlieferte Gründung in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts – also in frühsalischer Zeit – hat Hans-Martin Maurer 1968 dazu veranlasst, in ihr geradezu einen Idealfall für das Errichten von Höhenburgen – bildlich gesprochen: den Aufstieg des Adels aus den Dorfsitzen auf die Höhen – noch im Verlauf des 11. Jahrhunderts zu sehen.⁴⁷ Zumindest in den Schriftquellen gibt es keine vergleichbar frühen Hinweise für einen Burgenbau im unmittelbaren Albvorland und auf den Höhen der Mittleren Schwäbischen Alb. Hingegen erlauben es archäologische Funde, etliche solcher Plätze im Umland der Achalm festzumachen. Dabei ist auch kurz der Frage nachzugehen, ob derlei exponierte Lagen, wie sie die Achalm oder andere Kegelberge am oder vor dem Albtrauf repräsentieren, auch die ältesten Burgen Gründungen der Region an sich zogen.

Vom gegenüberliegenden, 1309 als Ächenzunberg (= Echazberg) genannten Georgenberg gibt es keine Hinweise auf einen Burgenbau. Angeblich fand Theo Drück 1890 dort zwar Scherben „aus schwarzem Thon, die aus der alamanischen Zeit stammen“. Vermutlich gehören sie aber, wie alle weiteren Funde bislang, ebenfalls in das späte Mittelalter.⁴⁸ Die noch erkennbaren Terrassierungen und Planierungen dürften weitgehend auf den bis in die Neuzeit andauernden Weinbau zurückgehen.

Vom Hohenzollern, dem exponierten Kegelberg im Vorland der Zollernalb bei Hechingen, kommen hingegen zwar etliche vorgeschichtliche Keramikscherben der jüngeren Metallzeiten, doch archäologische Nachweise für ein

⁴⁶ Dorothee Ade: Ein Klappspiegel von der Achalm, in: *Grosso Modo. Quellen und Funde aus Spätantike und Mittelalter. Festschrift für Gerhard Fingerlin zum 75. Geburtstag*, hrsg. von Niklot Krohn (Mannheimer Geschichtsblätter, Sonderveröffentlichung, Bd. 6), Weinstadt 2012, S. 231–236.

⁴⁷ H.-M. Maurer (wie Anm. 2).

⁴⁸ Eduard Weihenmayer: Vom Georgenberg, in: *Reutlinger Geschichtsblätter* 8 (1897), S. 32, s. a. Jörg Biel: *Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern* (Forschungen und Berichte zur Vor- u. Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 24), Stuttgart 1987, S. 311 f.

Aufsuchen des Berges vor der historisch überlieferten Gründungszeit wenig nach der Mitte des 11. Jahrhunderts fehlen.⁴⁹

Ganz anders hingegen der ebenfalls vor dem Albtrauf nahezu 200 Meter hoch frei aufragende Bergkegel der Limburg, auf dem angesichts älterer Lese-funde und der jüngsten archäologischen Untersuchungen sicher mit einem Adelssitz schon vor der Mitte des 11. Jahrhunderts zu rechnen ist.⁵⁰ Im Gelände ist durch Umbauten und Planierungen davon jedoch nichts mehr sichtbar. Hingegen dürfte auf dem etwas versteckt im Wiesaztal gelegenen Rößlesberg bei Gönningen der große Glücksfall zu beobachten sein, dass eine solch frühe Anlage nicht in späterer Zeit überbaut und zerstört wurde. Nach den dort geborgenen Funden ist mit der Gründung eines befestigten Platzes oder Wohnsitzes noch im späten 10. oder beginnenden 11. Jahrhundert zu rechnen, der aber wohl schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts wieder aufgelassen wurde. Anzahl und Qualität der Funde sprechen für eine größere Bedeutung des exponierten Platzes, sodass mit einer frühen Adelsburg gerechnet werden darf. Im Gelände erhalten sind hier noch Wälle und Gräben wie auch eine aufwendig gestaltete Zufahrt an der nach Süden gerichteten Schauseite der Anlage.⁵¹ Trifft die Zuweisung in das Hochmittelalter zu, verweisen sie nochmals darauf, dass solche frühe Burgen nichts mit unseren überwiegend an stauferzeitlich geprägten Steinbauten gewonnenen Vorstellungen vom Aussehen mittelalterlicher Adelssitze zu tun haben müssen.

Auf einer flachen Anhöhe bei Oberstetten inmitten der Albhochfläche liegt das sogenannte Steinhaus.⁵² Bei dem mit 16 auf 7,5 Meter recht großen, in drei annähernd gleiche Räume unterteilten Gebäude scheint es sich um einen burg-ähnlichen Adelssitz gehandelt zu haben, der offenbar noch im ausgehenden 10. oder im frühen 11. Jahrhundert erbaut worden ist. Bemerkenswerterweise erinnert der Bau in Maßen und Unterteilung dem noch erkennbaren Gebäudegrundriss auf der Achalm. Er verfügt jedoch über keinerlei topographische Auszeichnung und auch keine Schutzlage und verkörpert nach

⁴⁹ Wilfried Schöntag: Die Herrschaftsbildung der Grafen von Zollern vom 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 32 (1996), S. 167 ff.; C. Bizer, Oberflächenfunde (wie Anm. 4), S. 210; G. Schmitt (wie Anm. 2), S. 105 ff.

⁵⁰ Christoph Bizer; Rolf Götz: Die Thietpoldispurch und die Burgen der Kirchheimer Alb, Kirchheim unter Teck 2004, S. 68 ff.; Anke K. Scholz: Eine von der Natur begünstigte Festung: die Limburg bei Weilheim an der Teck, Kreis Esslingen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 43 (2014), S. 197–199; Dieselbe: Neues von der Stammburg der Zähringer: weitere archäologische Ausgrabungen auf der Limburg bei Weilheim an der Teck, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2012, S. 328–331.

⁵¹ Christoph Morrissey; Dieter Müller: Wallanlagen im Regierungsbezirk Tübingen (Atlas der archäologischen Geländedenkmäler Baden-Württemberg, Bd. 2: Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen, Bd. 26), Stuttgart 2011, S. 300 ff.

⁵² Erhard Schmidt: Ein dreigeteiltes mittelalterliches Steinhaus in Hohenstein-Oberstetten, Kreis Reutlingen, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 1986, S. 302–305; C. Bizer, Oberflächenfunde (wie Anm. 4), S. 153 f.

Lage und wohl auch Funktion einen ganz anderen Typus als die Gipfelburg auf der Achalm. Darin ähnelt das Oberstettener Steinhaus zumindest in topographischer Hinsicht eher einem als Niederungsburg oder auch „Flachmotte“ bezeichneten Herrschaftssitz – mit nur schwach befestigten Bauten – des 10. Jahrhunderts auf einem flachen Geländesporn über dem Fehllatal im nordöstlichen Altstadtbereich Gammertingens.⁵³

Wiederum sehr exponiert und topographisch markant ist der Hohenstaufen mit der namengebenden Stammburg des späten 11. Jahrhunderts. Erstaunlicherweise ergaben sich hier in den letzten Jahren klare Belege für eine Besiedlung des Berges schon im 9. und 10. Jahrhundert.⁵⁴ Auch vom Teckberg stammt eine Reihe von Funden, die zumindest ein Aufsuchen des Berges noch vor der aufgrund historischer Überlieferung anzunehmenden Burgengründung im frühen 12. Jahrhundert belegen.⁵⁵ Wohl spätestens im frühen 10. Jahrhundert dürfte die im Hinterland der Teck auf einem Berg Rücken am Albtrauf gelegene Diepoldsburg (Thietpoldisburg) errichtet worden sein. Der hochmittelalterlichen Anlage des 9.–11. Jahrhunderts folgte offenbar zu Beginn des 13. Jahrhundert ein erneuter Burgenbau, während die Untere Diepoldsburg (Rauber) wohl erst im späten 13. Jahrhundert entstand.⁵⁶

Zuletzt sei noch auf den Runden Berg bei Urach verwiesen, eine zwar durchaus exponierte Bergkuppe, die jedoch etwas versteckt und zurückgezogen im Ermstal liegt. Den völkerwanderungszeitlichen und frühmittelalterlichen Siedlungen folgten hier, nach einer wohl um 150 Jahre währenden Unterbrechung vom 9. bis zum beginnenden 11. Jahrhundert, zum Teil recht große Bauten, die etwa durch Ofenkacheln und weitere bedeutende Funde auf den frühen Herrschaftssitz (Burg) einer bedeutenden Familie schließen lassen.⁵⁷ Um etwa 1000 n. Chr. wird dieser aber offenbar bereits wieder aufgegeben, ohne dass sich zu diesen Vorgängen bislang historische Quellen haben erbringen lassen. Jedenfalls bleibt auch hier, wie schon bei der

⁵³ Sören Frommer: Niederungsburg, Hochadelsgrablege, Schlosskapelle, Bürgerkirche: die Ausgrabungen in der Gammertinger Michaelskapelle (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Bd. 69), Esslingen 2014, S. 26 ff.

⁵⁴ Reinhard Rademacher, Michael Weidenbacher: Neue archäologische Beobachtungen in der Stammburg der Staufer auf dem Hohenstaufen bei Göppingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2013, S. 297–300.

⁵⁵ Bizer/Götz (wie Anm. 50), S. 72 ff.

⁵⁶ Bizer/Götz (wie Anm. 50), S. 59 ff.

⁵⁷ Helmut Bernhard u. a.: Der Runde Berg bei Urach (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Bd. 14), Stuttgart 1991; Dieter Quast: Die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Siedlungsspuren auf dem Runden Berg bei Urach (Kreis Reutlingen), in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 27 (2003), S. 1009–1044; Siegfried Kurz: Die Baubefunde vom Runden Berg bei Bad Urach (Materialhefte Archäologie Baden-Württemberg, Bd. 89), Stuttgart 2009.

Diepoldsburg und einer Burganlage im Katzenbachtal bei Bad Niedernau,⁵⁸ der erste und angesichts des noch ausbaufähigen Forschungsstandes vielleicht auch nur vorläufige Eindruck einer eher etwas zurückgezogenen Lage der vorsalierzeitlichen Burgengründungen.

Angesichts der angeführten Beispiele lässt sich belegen, dass zum Einen die ältesten Burgenbauten der ottonischen und frühsalischen Zeit nicht grundsätzlich an exponierte, der Achalm vergleichbare Lagen geknüpft sind. Zum Anderen wurden Höhenburgen abseits der Siedlungen – anders als noch von Maurer angenommen – offenbar auch schon vor der Mitte des 11. Jahrhunderts errichtet. Hingegen könnte mit der salischen Zeit, also mit und nach dem zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts, eine Bevorzugung solcher Lagen durch hochadelige Familien gegeben sein, während anscheinend viele der älteren Burgen aufgegeben werden.

Fazit

In eher seltenem Gleichklang belegen archäologische Funde wie auch die historische Überlieferung die Erbauung der Burg Achalm noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Das durch einen einst offenbar wesentlich tieferen Graben geteilte Plateau – es erinnert darin an die Limburg bei Weilheim⁵⁹ – soll der historischen Überlieferung nach (Zwiefalter Chronik) zwei eigenständige Anlagen getragen haben, was sich wiederum durch archäologische Funde bestätigen ließ. Die Gesamtgröße des von einer Ringmauer umfassten Plateaus von knapp 0,45 Hektar (4500 m²), bei einer Länge von etwa 160 Meter und einer Breite um 10 bis 30 Meter, definiert die Achalm schon von der Fläche her zu den größeren Anlagen der Region, das Plateau der Limburg etwa umfasst knapp die Hälfte. Sie gehört ohne Zweifel zu den wichtigen Herrschaftssitzen auf exponierten Höhenlagen am oder vor dem Albrauf, wie etwa die „Kaiserberge“ östlich von Göppingen, die Limburg, Teck und Hohenneuffen östlich der Achalm, aber auch Stöffelberg/Altenburg bei Gönningen bis hin zum Hohenzollern. Dass damit keineswegs auch zugleich die frühesten Burgen der Region bezeichnet sind, haben die Vergleiche oben ergeben.

Mit rund 600 Jahren weist die Achalm eine ungewöhnlich lange Nutzungszeit als Burganlage auf. Letztlich ist aber auch dieser langen Nutzungszeit und den anschließenden, umfassenden Abtragungen und Veränderungen in der Neuzeit der Mangel an im Gelände erhaltenen und aussagefähigen, burgenzeitlichen Baubefunden zuzuschreiben. Dennoch gelangen anhand der neuen topographischen Aufnahme einige Feststellungen:

⁵⁸ Morrissey/Müller (wie Anm. 51), S. 368 ff.; C. Bizer, Oberflächenfunde (wie Anm. 4), S. 165 ff.

⁵⁹ A. Scholz (wie Anm. 50).

- Der Berggipfel muss vor Anlage der Burg großflächig planiert worden sein. Die burgenzeitlichen Gebäude und Mauern sind größtenteils aus den auf dem Berggipfel anstehenden Kalksteinen erbaut worden, die offenbar am Südwesthang oder auch aus dem Graben geholt worden waren. In der Neuzeit fanden dann Lias-Sandsteine Verwendung.
- Der Graben war ehemals (erstes Baustadium?) wohl bis zu 3 Meter tiefer, wie ein Schuttkegel im Osthang und die aufgeschüttete Zufahrt über den Westhang zeigen. Wahrscheinlich wurde der Graben nach Aufgabe der nördlichen Burg und dem Anbau des Zwingers am Westhang teils aufgefüllt.
- Der Zwinger lässt sich auch durch die Aufschüttungen des Geländes am Weg und den fehlenden Mauerverbund klar als erst später an die Ringmauer angesetzt erkennen.
- Von den bei Crusius noch genannten Gebäuden könnten auf dem südlichen Plateau noch einige Böschungen herrühren.
- Von Ziegelscherben durchzogene Schuttschichten am Ostrand des südlichen Plateaus belegen die aus historischen Nachrichten zur Einebnung der Burg im 17. Jahrhundert erschließbaren Planierungsarbeiten.
- Die beiden noch aufgehenden, weitgehend neu vermauerten Stücke der Ringmauer am südlichen Plateau gehen offenbar im Kern noch auf Bestand des 19. Jahrhunderts zurück.
- Der burgenzeitliche Zugangsweg entsprach bis zur Spitzkehre am Weg vom Hofgut bergauf wohl der Trasse des heutigen Weges, führte einst dann talwärts aber offenbar in gerader Linie weiter in Richtung Scheibengipfel. Ein mittelalterlicher Aufstieg vom Echaztal/Albvorland auf die Anhöhe des Scheibengipfels lässt sich im Gelände jedoch nicht mehr ausmachen.
- An der Ostseite der Achalm könnte eine in vorgeschichtlicher Zeit genutzte Wegetrasse zum Rappenplatz hinaufführen.

Die von Hans-Martin Maurer vorgenommene Beurteilung der Baulichkeiten⁶⁰ hat sich in vielen Punkten als schlüssig erwiesen. So spricht tatsächlich alles dafür, dass die noch bestehenden Reste der ursprünglichen Ringmauer in die Frühzeit der Burg zurückreichen. Bis auf den Turm – den Maurer in das frühere 12. Jahrhundert datiert – und das westlich davon gelegene Gebäude ist jedoch ansonsten alle Innenbebauung verloren gegangen. Mit dem Vergleich zum sogenannten Steinhaus von Oberstetten (vgl. Anm. 45) des 10./11. Jahrhunderts scheint eine Datierung dieses größeren, in drei Räume geteilten Baues in die Frühzeit der Burg durchaus möglich. Es handelt sich dabei um den zentralen Bau der Burg, der offenbar bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein bewohnt geblieben ist.

⁶⁰ H.-M. Maurer (wie Anm. 2), S. 17 ff.

Adler oder Hirschhorn. Zur Geschichte des Wappens der Reichsstadt Reutlingen

Roland Deigendesch

Gleichgültig, ob man das offizielle Wappen der Stadt Reutlingen oder aber das erst in den letzten Jahren neu gestaltete Logo der Stadt betrachtet, der Adler mit dem zweimal geteilten Brustschild in den Farben Schwarz-Rot-Silber (in der Heraldik gleichbedeutend mit der Farbe Weiß) ist das unumstrittene Hoheitszeichen der Stadt. Bei aller Bindekraft, die dieses Symbol reichsstädtischer Geschichte auch heute noch besitzt, scheint doch manches in der Entstehung und Deutung des Reutlinger Wappens nach wie vor ungeklärt. So hat man sich schon oft die Frage gestellt, wie es dazu kam, dass die Reutlinger die als „unheraldisch“ geltende Kombination der beiden Nichtmetallfarben Schwarz und Rot im Schilde führen. Zuletzt hat Heinz Alfred Gemeinhardt die Entwicklung von Siegel und Wappen im Zusammenhang dargestellt.¹ Eine Tagung des Arbeitskreises Reichsstadtgeschichte in Mühlhausen/Thüringen über „Reichszeichen – Darstellungen und Symbole des Reichs in Reichsstädten“ 2014² gab den Anlass, das Thema nochmals anhand der Quellen aufzugreifen. Ein Teil der Erträge wird hier vorgestellt.

Die Entstehung der kommunalen Wappen hängt denkbar eng mit dem jeweiligen Stadtherrn zusammen, im Fall der Reichsstadt Reutlingen also mit dem Kaiser. Reutlingen hatte bekanntlich wohl im Verlauf des 11. Jahrhunderts das benachbarte Pfullingen als Mittelpunktort im Echaztal abgelöst.³ Dieser Prozess dürfte eng mit der Errichtung der Burg Achalm über der späteren Stadt verbunden gewesen sein.⁴ Denn ohne dass hierzu explizite Belege vorliegen, dürften die Burgherren das Fundament dafür gelegt

¹ S. Anm. 12.

² Vgl. den Tagungsband „Reichszeichen – Darstellungen und Symbole des Reichs in Reichsstädten“, hrsg. von Helge Wittmann (Studien zur Reichsstadtgeschichte, Bd. 2), Fulda 2015.

³ Zum Folgenden vgl. Hans-Georg Hofacker: Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, Bd. 8), Stuttgart 1980, S. 73–77; Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2, Stuttgart 1995, S. 698; Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. 2, Sigmaringen 1997 [künftig: KB RT 2], S. 314–315 (jeweils mit der älteren Literatur); Alois Schneider: Reutlingen (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 23), Esslingen 2003, S. 31–47; Bernd Breyvogel: Von den dörflichen Anfängen zur stolzen Reichsstadt, in: Wilhelm Borth u. a.: Reutlingen. Von der Reichsstadtherrlichkeit zur selbstbewussten Großstadt, Reutlingen 2013, S. 18–26.

⁴ Vgl. den Beitrag von Christoph Morrissey in diesem Band.

haben, dass am Fuße der Achalm aus verschiedenen älteren Siedlungen ein zunächst noch bescheidenes administratives und wirtschaftliches Zentrum entstehen konnte.⁵

Kaum weniger im Dunkeln als diese Vorgänge liegen die Anfänge Reutlingens als Stadt, die jedenfalls eng mit dem Agieren der Stauer im Herzogtum Schwaben verbunden sind. Eine wichtige Rolle spielte offenbar der Kampf König Heinrichs VII. gegen seinen Vater, Kaiser Friedrich II.⁶ 1235 kulminierte der Konflikt in einer militärischen Auseinandersetzung. Dabei hatten sich nicht nur die Parteigänger Heinrichs auf der – den Quellen nach zu urteilen – kaum einnehmbaren Burg Achalm verschanzt, auch das entscheidende Gefecht, in der die kaiserliche Partei schließlich die Oberhand behalten sollte, fand ganz in der Nähe, im „Swiggerstal“ nämlich, einer alten Bezeichnung der Gegend um die Erms, und damit in Sichtweite der Burg statt. In der Folge gelangte die Achalm an die Stauer und die schon vorhandene Siedlung Reutlingen, die damals vermutlich bereits über einen Markt verfügte, wurde als städtisches Gemeinwesen mit deutlich herrschaftlicher Prägung ausgebaut.⁷ 1241 wird erstmals ein Schultheiß genannt,⁸ von 1243 liegt dessen Siegel vor.⁹ Hochgerichtsbarkeit, Schultheißenamt und wichtige Einkünfte wie Umgeld und Zoll waren mit der Achalmvogtei verbunden. Diese enge Verzahnung von Burg und Stadt blieb auch zu Zeiten König Rudolfs I. von Habsburg erhalten, dem gerade die strategisch günstig gelegene Achalm als Pfeiler seines Systems der schwäbischen Reichslandvogteien diente.¹⁰ Sehr viel später, endgültig erst 1500, gelang es den Bürgern, alle wirtschaftlichen und Gerichtsrechte in der Stadt an sich zu ziehen.

1 Das Reutlinger Stadtsiegel

Die ersten Hinweise auf das Reutlinger Wappen ergeben sich aus den Siegeln der Reichsstadt, deren früheste Belege noch in die Zeit der eben skizzierten,

⁵ KB RT 2, S. 303–304; A. Schneider (wie Anm. 3), S. 34.

⁶ Walter Koch: Heinrich (VII.), in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, Sp. 2047; Hansmartin Schwarzmaier: Der Ausgang der Stauferzeit (1167–1269), in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte Bd. 1.1, Stuttgart 2001, S. 549–551; zu den regionalen Vorgängen: Sönke Lorenz: Frühe Herrschaftsentwicklung, in: KB RT 1, S. 102–104; B. Breyvogel (wie Anm. 3), S. 22–24.

⁷ Zur staufischen Städtepolitik vgl. jetzt Thomas Zotz: Staufisches Königtum und städtisches Bürgertum im Reich nördlich der Alpen, in: Christliches und jüdisches Europa. Kolloquium zu Ehren von Alfred Haverkamp, hrsg. von Lukas Clemens und Sigrid Hirbodian, Trier 2011, S. 121–134.

⁸ Württembergisches Urkundenbuch [künftig: WUB] Bd. 4, Nr. 963, S. 9–10.

⁹ WUB Bd. 4, Nr. 994, S. 45. Volker Steck, Das Siegelwesen der südwestdeutschen Reichsstädte im Mittelalter (Esslinger Studien. Schriftenreihe 12), Esslingen 1994, S. 21–22.

¹⁰ H. Hofacker (wie Anm. 3), S. 131–135.

stark herrschaftlich geprägten Stadtentstehung fallen. Anhand der 1994 erschienenen Studie Volker Stecks zu den Siegeln schwäbischer Reichsstädte¹¹ wird die Besonderheit der Reutlinger Entwicklung deutlich. Während demnach Breisach schon 1227 und Esslingen spätestens 1232 mit einem Stadtsiegel aufwarten können, datiert die älteste Reutlinger Urkunde mit einem derartigen Siegel erst von 1267.¹² Zuvor, 1243, gab es, wie an manchen anderen Orten,¹³ lediglich ein Siegel des Schultheißen, der sich auf der Siegelumschrift mit dem nördlich der Alpen ungewöhnlichen Titel eines „potestas“ schmückte und hier zusammen mit dem Burgvogt der Achalm siegelte.¹⁴ Bereits bei diesem – nur in einem einzigen Fall vorliegenden – Wappensiegel¹⁵ erkennen wir das klassische Siegelbild einer Vielzahl stauferzeitlicher Reichsstädte, den Adler.¹⁶ Diesem Stück nun folgt das erstmals 1267 belegte Stadtsiegel.¹⁷ Die Umschrift des auffallend kleinen, gerade mal

¹¹ Wie Anm. 9.

¹² Zu den Reutlinger Wappen und Siegeln vgl. Karl Pfaff: Die Siegel und Wappen der württembergischen Städte, in: *Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde* 1854, Bd. 2, S. 109–111; Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 2. Bearb., hrsg. vom K. Statistischen Landesamt, Stuttgart 1893, Teil 2, S. 4–5 [künftig: OAB 2.2]; Paul Schwarz: Von der Stadtgründung im Mittelalter bis zum Beginn der Neuzeit, in: *Reutlingen. Aus der Geschichte einer Stadt*, hrsg. von Paul Schwarz und Heinz Dieter Schmid, Reutlingen [1973], S. 53; Heinz Bardua (Bearb.): Die Kreis- und Gemeindegewappen im Regierungsbezirk Tübingen (Kreis- und Gemeindegewappen in Baden-Württemberg, Bd. 4), Stuttgart 1987, S. 91; V. Steck (wie Anm. 9), S. 21–25; KB 2, S. 300, 329; Heinz Alfred Gemeinhardt: Reutlingen, in: Helmut Schepper (Hrsg.): *Wappenbuch. Die Städte- und Gemeindegewappen im Landkreis Reutlingen, Münsingen* 2001, S. 96–97; Wilfried Schöntag: *Kommunale Wappen und Siegel in Südwestdeutschland* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 68), Ostfildern 2010, S. 47–48.

¹³ V. Steck (wie Anm. 9), nennt im Südwesten Gengenbach, Hall, Ravensburg und Überlingen, ebd. S. 136–137; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 27, 71–72.

¹⁴ Wie Anm. 9. Zur Urkunde zuletzt Stefan Molitor: Eine Bebenhäuser Privaturkunde von 1243 über Besitzerwerb in Geisnang, einer Vorgängersiedlung von Ludwigsburg, in: *Ludwigsburger Geschichtsblätter* 52 (1998), S. 6–11.

¹⁵ Der Adler ist hier auf einem Schild zu sehen. Zum Typus vgl. Erich Kittel: *Siegel* (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde, Bd. 11) Braunschweig 1970, S. 314; Harald Drös; Hermann Jakobs: Die Zeichen einer neuen Klasse. Zur Typologie der frühen Stadtsiegel, in: *Bild und Geschichte. Studien zur politischen Ikonographie*, hrsg. von Konrad Krimm und Herwig John, Sigmaringen 1997, S. 128, 145–151; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 63–70, s. a. V. Steck (wie Anm. 9), S. 141; zuletzt Toni Diederich: *Siegelkunde. Beiträge zu ihrer Vertiefung und Weiterführung*, Wien u. a. 2012, S. 59–60.

¹⁶ V. Steck (wie Anm. 9), S. 139. Zum Adler als Reichssymbol und Stauferwappen vgl. Hans Enno Korn: Adler und Doppeladler. Ein Zeichen im Wandel der Geschichte, in: *Der Herold* NF 6 (1966/68), S. 336–344, 361–367; Josef Deér: Adler aus der Zeit Friedrichs II., in: Percy Ernest Schramm (Hrsg.): *Kaiser Friedrichs II. Herrschaftszeichen*, Göttingen 1955, S. 88–124; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 48. Zum Vergleich der Befund in Franken bei Hans-Ulrich Ziegler: *Die Siegel und Wappen der Reichsstädte*, in: *Reichsstädte in Franken. Aufsätze* Bd. 1, hrsg. von Rainer A. Müller (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Bd. 15, 1/1987), München 1987, S. 217–228.

¹⁷ V. Steck (wie Anm. 9), S. S. 22–23, 140.



Das älteste Reutlinger Siegel. Ein „Schultheißensiegel“, 1243.



Das erste Stadtsiegel von 1267 mit dem „natürlichen“ Adler.

4,5 cm hohen dreieckigen Siegels lautet „Sigillum sculteti et civium de Rytelingen“ (Siegel des Schultheißen und der Bürger von Reutlingen), sodass wir wohl davon ausgehen dürfen, dass es das vorausgehende Schultheißensiegel abgelöst hat.

Wir sehen hier einen heraldisch nach rechts blickenden „natürlichen“ (im Gegensatz zu dem stärker stilisierten „heraldischen“) Adler, über dem eine Segenshand schwebt. Es ist bis heute nicht recht befriedigend erklärt, wie es zum Siegelbild dieses ersten eigentlichen Reutlinger Stadtsiegels gekommen war, steht es doch ziemlich solitär unter den Siegeln der schwäbischen, ja der deutschen Reichsstädte da. Die Vorbilder wurden und werden in Italien vermutet.¹⁸ Dorthin führt in erster Linie die Gestaltung des Adlers in natürlicher und nicht heraldischer Form, was außer in Reutlingen lediglich noch in Breisach der Fall gewesen zu sein scheint, dort allerdings früher.¹⁹ Leider ist der einzig bekannte bildliche Beleg aus Breisach nicht so, dass sich die beiden Siegel zum Vergleich eignen, doch scheint das Breisacher nicht unmittelbar mit dem Reutlinger zusammenzuhängen. Ähnliche Darstellungen kommen hingegen auf Münzen und Siegeln weniger italienischer Städte vor,²⁰ wie etwa

¹⁸ V. Steck (wie die vorige Anm.); KB RT 2, S. 329; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 47.

¹⁹ Zur Entwicklung beider Formen generell s. J. Deér (wie Anm. 16), S. 92–93. Zu Breisach vgl. V. Steck (wie Anm. 9), S. 91–92, Abb. 12; Drös/Jakobs (wie Anm. 15), S. 147; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 40, 47.

²⁰ J. Deér (wie Anm. 16), S. 97 ff.; H. Korn (wie Anm. 16), S. 338; Die Zeit der Stauer, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Bde. 1–2, Stuttgart 1977, Kat.-Nr. 855–856 mit Abb. 633, 633 a, Nr. 871–876 mit Abb. 643 ff.); W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 47–48.

im staufertreuen Pisa im 12. und 13. Jahrhundert.²¹ Auch in Frankreich findet sich diese Form, beispielsweise auf der Rückseite des Stadtsiegels von Agen (Departement Lot et Garonne) 1244.²²

Doch sind solche Vorbilder für das Reutlinger Stadtsiegel überhaupt zwingend? Elisabeth Nau hat darauf aufmerksam gemacht, dass bereits den Adlerdarstellungen auf süditalischen Kameen der Johannesadler, das Attribut des Evangelisten, in seinen verschiedenen Ausprägungen – Skulptur und Buchmalerei – zu Grunde gelegen haben dürfte.²³ Und auch im Fall des ersten Reutlinger Stadtsiegels muss man meines Erachtens keineswegs zwangsläufig bis nach Italien gehen. Vielmehr ist es gut denkbar, dass der Goldschmied, der den Siegelstempel schuf, sich am Vorbild des Evangelistensymbols orientiert hat, das ihm aus Handschriften oder Bildwerken sicherlich geläufig war.²⁴ Eine Untersuchung, die dieser Frage aus kunstgeschichtlicher Sicht nachgeht, steht noch aus.

Das eigentliche Alleinstellungsmerkmal des Reutlinger Siegelbildes ist aber die Beigabe der segnenden Hand Gottes, die über dem Reichssymbol schwebt.²⁵ Sucht man hier nach Parallelen, so stößt man nördlich der Alpen – soweit ich sehe – nur auf die Siegel von Geistlichen und von kirchlichen Institutionen.²⁶ Zeitnah zu dem ersten Reutlinger Siegelbeleg ist auch eine

²¹ Pietro Sella: I sigilli dell'Archivio Vaticano, Bd. 1, Rom 1937, S. 343 (Nr. 1105) mit Abb. Bd. 2, Tafel 85; Drös/Jakobs (wie Anm. 15), S. 129, 135 mit Abb. 6.

²² Brigitte Bedos: Les sceaux des villes (= Corpus des Sceaux Français du Moyen Age, Bd. 1), Paris 1980, S. 35; Drös/Jakobs (wie Anm. 15), S. 157.

²³ Elisabeth Nau: Staufer-Adler, in Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 5 (1968), S. 21–56. S. a. Ursula Nilgen: Evangelistensymbole, in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. 6 (1970), Sp. 517–572. Onlineausgabe: URL: <http://www.rdklabor.de/w/?oldid=89207> (Abgerufen am 13. 2. 2015).

²⁴ Vgl. etwa die Adlerdarstellung auf der Seite mit der Marienkrönung in dem in Weingarten entstandenen Hainricus-Sakramentar aus dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts (Pierpont Morgan Library M. 711, fol. 57), vgl. Zeit der Staufer (wie Anm. 20), Kat.-Nr. 728 mit Abb. 519.

²⁵ V. Steck (wie Anm. 9), S. 22.

²⁶ Einige unsystematisch zusammengestellte Belege: Köln, Kanonissenstift St. Ursula (vor 1198): Hand Gottes über den Hll. Ursula und Hippolyt, vgl. Zeit der Staufer (wie Anm. 19), Kat.-Nr. 113; Magdeburg, zweites Siegel des Domkapitels (um 1180): Segnende Hand über Heiligendarstellung, vgl. Das Domstift St. Moritz in Magdeburg, bearb. von Gottfried Wentz und Berent Schweineköper (Germania Sacra, Bd. 1.1), Berlin 1972, S. 178; Stift Göttweig: Segenshand über dem Kirchengebäude, vgl. Zeit der Staufer (wie Anm. 20), Abb. 60, Kat.-Nr. 131 – ein älteres, 1209 belegtes Typar zeigt eine abweichende Form mit einer nach unten gerichteten segnenden Hand. Einen anderen Typ zeigt das Siegel des Domkapitels von Genf (12. Jh.) mit einer aus Wolken reichenden Hand, die das Hauptsymbol des Siegels, den Schlüssel, fasst und eben nicht segnet, vgl. Gustav Seyler: Geschichte der Siegel, Leipzig o. J. [1894], S. 233–234. Schließlich Braunschweig, Siegel des Priesters Winand (1248): Die Segenshand über dem Zelebranten, der seinerseits bei der Konsekration am Altar begriffen ist, vgl. Barbara Klössel-Luckhardt; Eva Jordan-Fährbach: Siegel und Seide – Zwei Siegelstaschen des 13. Jahrhunderts aus dem Stift St. Blasius zu Braunschweig, in: Braunschweiger Jahrbuch für Landesgeschichte 94 (2013), S. 46, 54, Abb. 6.



Segenshand auf dem Siegel eines Reutlinger Geistlichen namens Wernher überliefert, dessen Ausgestaltung jedoch einen gänzlich anderen Typus der segnenden Hand repräsentiert.²⁷

Hält man nach Stadtsiegeln mit diesem Bildelement Ausschau, so stößt man auf das außergewöhnliche und viel besprochene Ratssiegel der Stadt Montpellier von 1204, das die Hand Gottes über einer Darstellung von Stadt und Kirche zeigt.²⁸ Die Idee, die Segnung der Stadt, mithin göttlichen Beistand und Schutz auf dem Stadtsiegel zu vermitteln, scheint aber wesentlich älter zu sein. Darauf deutet das erste, in die 1140er-Jahre datierte Trierer Stadtsiegel hin, und zwar gleich in zweifacher Hinsicht:²⁹ Zum einen ist hier

der segnende Christus über der mit Türmen bewehrten Stadtmauer Zentrum des sehr großen Siegels (Durchmesser: 12,4 cm), zum andern nimmt die Siegelumschrift genau darauf Bezug: „Trevericam plebem dominus benedicat et urbem“ (Der Herr segne das Trierer Volk und die Stadt). Im Fall des wenig-

²⁷ StaatsA Ludwigsburg, B 175 U 26 von 1279 Okt. 18 (= WUB Bd. 8, Nr. 2909, S. 187). Für ihre freundliche Hilfestellung danke ich Dr. Magdalena Rückert, Ludwigsburg.

²⁸ B. Bedos (wie Anm. 22), S. 347–348; Dietrich Poeck: Zahl, Tag und Stuhl. Zur Semiotik der Ratswahl, in: Frühmittelalterliche Studien 33 (1999), S. 413–414; zuletzt Wilhelm Ehbrecht: Ältere Stadtsiegel als Abbild Jerusalems, in: Gabriela Signori (Hrsg.): Das Siegel. Gebrauch und Bedeutung, Darmstadt 2007, S. 119. In Frankreich noch weitere Segenshände, allerdings wiederum überwiegend bei Geistlichen: Erzbischof von Amiens, Gegensegel (1274), P. Sella (wie Anm. 21), S. 67 (Nr. 242); Erzbischof von Bourges, Gegensegel (1245), ebd. S. 83 (Nr. 295), Erzbischof von Sens, wiederum das Gegensegel mit einer segnenden Hand über der Steinigungsszene des hl. Stefanus, ebd. S. 152–154 (Nr. 537), Tafel. 23, schließlich das Rücksiegel der Stadt Saint-Antonin-Noble-Val mit dem nämlichen Motiv, B. Bedos (wie Anm. 22), S. 451.

²⁹ Zum Folgenden vgl. Alfred Haverkamp: „Heilige Städte“ im hohen Mittelalter, in: Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, hrsg. von František Graus (Vorträge und Forschungen, Bd. 35), Sigmaringen 1987, S. 121–122. Zuletzt Christoph Winterer: An den Anfängen der Stadtsiegel. Das Volk und seine Anführer zwischen Heiligkeit und feudaler Ordnung, in: Die Bildlichkeit korporativer Siegel im Mittelalter. Kunstgeschichte und Geschichte im Gespräch, hrsg. von Markus Späth (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst, Bd. 1), Köln u. a. 2009, S. 188–197 sowie Abb. 1.

tens hundert Jahre jüngeren Reutlinger Siegels stellt sich die Frage, auf was sich eigentlich der Segensgestus bezieht – die Stadt, das Reich? Oder handelt es sich, nach Toni Diederich, „um eine individuelle Äußerung des Siegfählers in einer historischen Situation“?³⁰

Zunächst ist festzuhalten, dass dieses erste Reutlinger Stadtsiegel nur kurz in Gebrauch war, kaum länger als bis Mitte/Ende der 1270er-Jahre.³¹ Entstanden ist es jedenfalls nach dem 1243 nachweisbaren Schultheißensiegel. Diese Zeit ist jedoch durch eine Gefährdung der nach allem noch recht jungen Reichsstadtqualität Reutlingens gekennzeichnet. 1247 hatte die Stadt dem Ansturm der Staufergegner um den Gegenkönig Heinrich Raspe³² standzuhalten. Die Bürger versprachen, so ist es in der im 14. Jahrhundert niedergeschriebenen Fortsetzung der Chronik des Reutlinger Klerikers Hugo Spechtshart nachzulesen, bei heil überstandener Belagerung in ihren Mauern eine Marienkapelle zu errichten, was auch geschah.³³ Es gibt eine Reihe von Hinweisen, die die weitere Ausgestaltung der Stadt gerade in dieser Zeit belegen: Das Minoritenkloster entsteht in den 1250er-Jahren, zuvor schon ist ein Klosterhof des Prämonstratenserstifts Marchtal belegt.³⁴ Auch die 1246 inschriftlich nachgewiesene Bautätigkeit an der Pfarrkirche St. Peter und Paul³⁵ deutet auf eine gewisse Entwicklungsdynamik hin. 1262 aber wurden die staufischen „bona [...] in Achalm et Reutlingen“ durch König Konradin an Graf Ulrich I. von Württemberg und damit an einen der wichtigsten antistaufischen

³⁰ Toni Diederich: Rheinische Städtesiegel, Neuss 1984, S. 111; Derselbe: Städtische Siegfählerführung im Mittelalter, in: Klever Archiv 9 (1989), S. 95; Derselbe: Siegelkunde. Beiträge zu ihrer Vertiefung und Weiterführung, Wien u. a. 2012, S. 25, schließlich V. Steck (wie Anm. 9), S. 22–23.

³¹ Mit guten Gründen zieht Steck einen Siegelbeleg von 1280 in Zweifel, V. Steck (wie Anm. 9), S. 22, Anm. 50. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass die Siegelankündigungen der urkundlichen Belege, anders als die Umschrift, den Schultheißen nicht nennen, vgl. WUB Bd. 6, Nr. 1930, S. 320–321, ebd. Bd. 7, Nr. 2334 und 2413, S. 237–238, 294–295.

³² Zuletzt Matthias Werner: Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen (1227–1247) – Reichsfürst in der Mitte des Reiches und „Gegenkönig“ Konrads IV., in: Konrad IV. (1228–1254). Deutschlands letzter Stauferkönig, Redaktion: Karl-Heinz Rueß (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst, Bd. 32), Göttingen 2012, S. 26–48, hier S. 40–41.

³³ KB RT 2, S. 338; Heinz Alfred Gemeinhardt: Die Belagerung Reutlingens an Pfingsten 1247. Erinnerung an ein wichtiges Datum der frühen Stadtgeschichte, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 36 (1997), S. 189–220, hier: S. 199–204.

³⁴ KB RT 2, S. 339–341; A. Schneider, Reutlingen (wie Anm. 3), S. 161–162, 175–177.

³⁵ Die heute verschollene, jedoch durch Friedrich Launer wohl zuverlässig dokumentierte Bauinschrift der Peterskirche belegt, dass zeitgleich an der Pfarrkirche außerhalb der Stadt und der neuen, Maria geweihten Bürgerkirche gebaut wurde. Dazu Gerald Kronberger: Die Jeremiaden des Gotikers. Bildhauer Friedrich Launer (1827–1914) und die Reutlinger Bau Denkmale, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 40 (2001), S. 278–279; A. Schneider, Reutlingen (wie Anm. 3), S. 116.



Das zweite, seit den 1280er-Jahren belegte Reutlinger Stadtsiegel.

Protagonisten verpfändet.³⁶ Wenn nun die Stadt zu dieser Zeit und damit noch vor den Bemühungen Rudolfs von Habsburg um Wiederinbesitznahme alten Reichsguts über ein „sigillum“ der „universitas civium“³⁷ – so abweichend zur Umschrift die Siegelankündigung im Urkudentext – verfügte, stellt sich die Frage, ob dieses Siegelbild, das von der Hand Gottes gesegnete Reichssymbol, nichts anderes als die Selbstbehauptung angesichts der mehrfachen Bedrohung von außen zum Ausdruck bringen sollte.

Es ist nicht einfach, über solche eher allgemeinen Überlegungen hinaus zu klaren Aussagen zu gelangen,

denn viel hängt ja davon ab, wann genau dieses Siegel entstanden ist. Die Form der Segenshand scheint mir für eine deutlich frühere Entstehung als das Jahr des ersten urkundlichen Belegs zu sprechen,³⁸ und wenn wir die bekannte Bestimmung des Rechtsbuchs Schwabenspiegel ernst nehmen, wonach die Siegelführung durch eine Stadt die Zustimmung des Stadtherrn erforderte,³⁹ kommen wir wohl auch eher in die Zeit vor der Verpfändung der Achalm an Graf Ulrich als danach. Jedenfalls könnte das Bedürfnis nach Eigenständigkeit mit der Schaffung eines neuen Siegels seinen Ausdruck gewonnen haben. Darin könnte sich nicht allein die Überwindung der äußeren Bedrohung, sondern auch die Erstarkung der Bürgerschaft im Verhältnis zu dem zuvor alleine siegelnden herrschaftlichen Schultheißen widerspiegeln.⁴⁰

Die aufs Ganze betrachtet zwar nicht völlig singuläre, aber doch recht ungewöhnliche Bildsprache des älteren Reutlinger Stadtsiegels mag dann nach dem Auftreten König Rudolfs von Habsburg, der ja selbst als erster König

³⁶ WUB Bd. 6, Nr. 1686, S. 86; H. Hofacker (wie Anm. 2), S. 77; KB RT 2, S. 314.

³⁷ HauptstaatsA Stuttgart, B 512 U 2320. 1273 ist nur mehr von einem „sigillum civium“ die Rede, ebd., A 514 U 517, s. a. die vorige Anm. sowie KB RT 2, S. 329.

³⁸ Dafür spricht auch die Ähnlichkeit zum älteren Göttweiger Siegel, das bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts vorlag. Vergleichbare Darstellungen aus dem 12. Jahrhundert in: Zeit der Stauer (wie Anm. 20), Kat.-Nr. 550, 621 (Abb. 347 und 431).

³⁹ „Stete svllen auch insigel han mit ir herren vrlaub“, Monumenta Germaniae Historiae, Leges NS Bd. 4.3 (Schwabenspiegel Kurzform), S. 159–160. Vgl. dazu G. Seyler, Geschichte (wie Anm. 26), S. 308; T. Diederich, Städtische Siegelführung (wie Anm. 30), S. 90; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 68–69.

⁴⁰ Zur frühen Verfassungsentwicklung der Reichsstadt vgl. KB RT 2, S. 323.

den (heraldischen) Adler in seinem Sekretsiegel führte,⁴¹ dazu geführt haben, dass um 1280 ein neues Stadtsiegel geschaffen wurde. Dieses neue, 1283 erstmals belegte Siegel zeigt nun wie andernorts üblich den heraldischen Adler und betont mit der Umschrift „S[igillum] vniversitas de riutelingin“ stärker die Qualität der Stadt als Körperschaft.⁴² Als großes Stadtsiegel blieb es nun dauerhaft, d. h. wenigstens bis in das 17. Jahrhundert hinein,⁴³ in Gebrauch.

2 Zur Herausbildung des Reutlinger Stadtwappens

Liegen für ein reichsstädtisches Siegel schon wenige Jahre nach der vermuteten Stadtgründungszeit Belege vor, so verhält sich dies mit dem Wappen der Stadt anders. So sehr sich nun Wappen- und Siegelbild im Fall Reutlingens ähneln, so muss doch betont werden, dass es sich um zweierlei Dinge handelte: Das Siegel zeigt neben dem Siegelbild eine Umschrift und dient zur Beglaubigung schriftlich niedergelegter Handlungen. Das Wappen hingegen hat die Funktion, mit graphisch möglichst einfachen Mitteln, „in einer stilisierten Bildersprache“, wie dies Wilfried Schöntag jüngst bezeichnete, seinen Träger weithin sichtbar und nonverbal kenntlich zu machen.⁴⁴ Vor allem zeigt es in vielen Fällen an, wer der Herr in einer Stadt ist. Die älteste Darstellung des Reutlinger Stadtwappens befindet sich in der 1343 fertiggestellten Marienkirche, die allerdings bis zur Reformation nicht Pfarrkirche war. Es handelt sich um den Gewölbeschlussstein in der südlichen Seitenkapelle, direkt über dem Taufstein. Die Steinmetzarbeit des ausgehenden 13., spätestens des 14. Jahrhunderts zeigt einen einfachen schwarzen Adler in goldenem Schild.⁴⁵ Das Zeichen der Stadt war demnach nichts anderes als das Wappen des Stadtherrn, des Kaisers. Auch

⁴¹ H. Korn (wie Anm. 16), S. 340; Eugen Hillenbrand: „Ecce sigillum faciem“. Das Siegelbild als Mittel politischer Öffentlichkeitsarbeit im 14. Jahrhundert, in: Bild und Geschichte (wie Anm. 15), S. 57.

⁴² Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550, Wien u. a. 2012, S. 214; Manfred Groten: Vom Bild zum Zeichen. Die Entstehung korporativer Siegel im Kontext der gesellschaftlichen und intellektuellen Entwicklungen des Hochmittelalters, in: Bildlichkeit (wie Anm. 29), S. 78–81. Vgl. auch V. Steck (wie Anm. 9), S. 23, der die Einführung dieses Siegels mit der Etablierung eines reichsstädtischen Rats in Zusammenhang bringen möchte. „Iudices“ indes erscheinen bereits 1274 in den Urkunden, vgl. KB RT 2, S. 323.

⁴³ Letzter Beleg nach V. Steck (wie Anm. 9), S. 23 von 1533; in StadtA Rt. A 20 (Reichstagsakten), vorl. Nr. 10 ist jedoch noch 1653 von „der Statt grösser Insigel“ in einer Siegelankündigung die Rede.

⁴⁴ W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 3.

⁴⁵ Jörg Heinrich: Die Restaurierung und Neuausstattung der Reutlinger Marienkirche unter Heinrich Dolmetsch (1893–1901), in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 40 (2001), S. 61 und Abb. 66. Ein Abguss im Heimatmuseum Reutlingen, Inv.-Nr. 1991/1275. Siehe auch KB RT 2, S. 329. In den Aufzeichnungen Friedrich Launers findet sich der Hinweis, dass der Schlussstein erst wieder bei der Restaurierung der Kirche durch Bauinspektor Johann Georg Rupp 1841–1844 freigelegt wurde, StadtA Rt. N 42 Nr. 3, S. 12 (mit Handzeichnung).



Städtewappen im „Stuttgarter Wappenbuch“ des frühen 15. Jahrhunderts. Das Reutlinger Wappen befindet sich in der mittleren Reihe rechts.

in den Wappenbüchern von der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit beherrscht der Adler in verschiedenen Ausprägungen die Wapendarstellungen Reutlingens,⁴⁶ dann jedoch mit einer signifikanten Erweiterung, die künftig zum unterscheidenden Merkmal des Reutlinger Stadtwappens wurde.

Der älteste Beleg dafür ist im sogenannten Stuttgarter Wappenbuch zu finden, dessen Bestandteile in die Jahre 1430–1446 datiert werden und möglicherweise im Bodenseeraum entstanden sind.⁴⁷ Hier erhebt sich der Reichsadler über einem zweimal in Schwarz-Rot-Silber (Weiß) geteilten Schildfuß. Auf den ersten Blick gewinnt man den Eindruck, dass die Farben des Schildfußes schlicht aus dem Adlerwappen gewonnen wurden: Der schwarze Adler ist mit einer roten „Bewehrung“ dargestellt. Lediglich der zuunterst dargestellte silberne Balken entspräche dann nicht der in Gold gehaltenen Grundfarbe des Schildes. Doch ist die Tingierung (Farbgebung) angesichts der schlechten Erhaltung gerade dieses Blattes auch nicht mit letzter Sicherheit zu beurteilen. Wie dem auch sei, dieser Schildfuß wächst sich später, etwa im



Der „klassische“ Wappendreipass im Privilegienbuch der Reichsstadt von 1672: Unter dem kaiserlichen Doppeladler der einfache Reichsadler und die Reutlinger Farben.

⁴⁶ Etwa Bayerische Staatsbibliothek München, Cod. icon. 308 n (Wernigeroder Wappenbuch, Ende 15. Jahrhundert), fol. 260 r (doppelköpfiger Adler); ebd., Cod. icon. 391 (um 1530), fol. 80 r (einfacher Adler mit rotem Schildhaupt).

⁴⁷ HauptstaatsA Stuttgart J 1 Bd. 289, S. 43. Dieser bislang kaum beachtete Beleg ist erwähnt in KB RT 2, S. 300. Zum Stuttgarter Wappenbuch vgl. Michael Klein: Die Handschriften der Sammlung J 1 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Die Handschriften der Staatsarchive in Baden-Württemberg, Bd. 1), Wiesbaden 1980, S. 276–278; Otto Hupp: Die Wappenbücher des deutschen Mittelalters, in: Egon Freiherr von Berchem u. a., Beiträge zur Geschichte der Heraldik (J. Siebmachers großes Wappenbuch, Bd. D), ND Neustadt an der Aisch 1972, S. 36–40, zuletzt: Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa, hrsg. von den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim und Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Manheim, Bd. 60), Bd. 1, Regensburg 2013, S. 355.



Darstellung der Schlacht von Reutlingen 1377 in der Amtlichen Berner Chronik des Diepold Schilling, um 1478/83.

Wappen der Stadt von ähnlichen Darstellungen anderer Reichsstädte unterscheidbar und wurden deshalb auch auf der Fahne des militärischen Aufgebots geführt.⁵¹ Dies belegt eine Vereinbarung der Reichsstädte Esslingen, Weil der Stadt und Reutlingen über die Beschaffung einer gemeinsamen Fahne ihres Aufgebots für den Krieg gegen das Osmanische Reich im Jahr 1532. Demnach war Esslingen in diesem mehrfach geteilten Bild durch die Farben

zweiten städtischen Sekretsiegel, das neben dem Stadtsiegel geführt wurde,⁴⁸ und in Wappendarstellungen zu einem Brustschild des Adlers und schließlich zu einem eigenen Wappenschild aus. Heute ist diese Form noch an etlichen anschaulichen Beispielen in der Stadt nachvollziehbar, prominent etwa am Marktbrunnen oder am Spitalsgebäude.⁴⁹ Ebenso zeigen bibliothekarische wie archivalische Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts⁵⁰ dieses Wappen, das die Grundlage für das noch heute gültige ist. Vielfach findet sich die Form eines „Wappendreipasses“, oben mit dem habsburgischen Doppeladler als Zeichen des Kaisers, darunter den einfachen Adler, der, obschon eigentlich Wappen der Stadt, später zuweilen als Wappen des Reichs angesehen wurde, und schließlich den Reutlinger Farben.

Die Reutlinger Farben, ob sie nun aus dem Adlerwappen entwickelt wurden oder nicht, machten das

⁴⁸ Das älteste Sekretsiegel aus dem 14. Jahrhundert zeigt noch den einfachen Adler im Wappenschild, vgl. V. Steck (wie Anm. 9), S. 23–24 und Abb. 171–172.

⁴⁹ Am Spital Bauinschrift von 1555; davor die Brunnenfigur des ausgehenden 16. Jahrhunderts (Replik, Original im Heimatmuseum Reutlingen, Inv.-Nr. 1991/1572.1).

⁵⁰ Bspw. Lienhart Flexel, *Stuttgarter Schießen* (1560), Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 2^o165, fol. 119 r; David Wolleber, *Chorographia Wirttemberg* (1591), Universitätsbibliothek Tübingen, Mh 6.1, fol. 239 r; *StadtA Rt.*, Privilegienbuch Bd. 3 von 1672 (Titelblatt); ebd. *Pax Publica Matthäus Begers* (1651) mit Wappenkartusche auf Titelblatt.

⁵¹ Generell dazu E. Kittel (wie Anm. 15), S. 309.

Grün und Braun, Reutlingen durch Weiß, Rot und Schwarz und Weil der Stadt durch Rot und Schwarz repräsentiert.⁵² Von einem Adler ist hier nicht die Rede, führten ihn doch alle drei Städte gleichermaßen im Schild. Die Entstehung dieser Farben geht – wie gezeigt – durchaus ins Mittelalter zurück. Ältere bildliche Darstellungen fehlen allerdings und ausgerechnet auf den wenigen mittelalterlichen Darstellungen der „größten Waffentat“ der Reutlinger, wie die Schlacht bei Reutlingen gegen das Aufgebot der Grafen von Württemberg 1377 zuweilen genannt wurde,⁵³ sind nur die Wappen des Gegners, die württembergischen Hirschhörner, abgebildet.⁵⁴

Die Reutlinger Farben sind überwiegend aber keineswegs durchgängig auf die Abfolge Schwarz-Rot-Silber (Weiß) festgelegt. Die bekannte Darstellung des Stadtbrands von 1726 (gedruckt 1727) etwa kennt die Farbkombination



Die bekannte Darstellung des Landsknechts des Meisters „IK“ vor der (Phantasie-) Kulisse der Stadt Reutlingen in dem 1545 gedruckten Band „Wapen. Des heyligen Römischen Reichs Teutscher nation“.

⁵² StadtA Rt. A 1 Nr. 1905. Die bekannte Landsknechtsdarstellung in dem 1545 erschienenen Druck „Wapen. Des heyligen Römischen Reichs Teutscher nation [...]“ zeigt in einem kolorierten Exemplar lediglich die Farben Weiß und Rot. Aus der Wappenbeschreibung im Register geht aber hervor, dass die gebräuchliche Farbgebung schwarz-rot-weiß dem Werk eigentlich zu Grunde lag. Ein koloriertes Exemplar verwahrt die Bayerische Staatsbibliothek München, Rar. 2155. Digitalisat online: <http://daten.digitale-sammlungen.de/db/0005/bsb00059192/images/index.html?seite=125&fip=193.174.98.30> (Abruf vom 19. 1. 2015). S. a. Stadt, Bild, Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 12–13.

⁵³ Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt izeit Königlich württembergischen Kreisstadt Reutlingen, Bd. 1, Reutlingen 1840, S. 81–92; Johannes Jacobsen: Die Schlacht bei Reutlingen 14. Mai 1377 (Historische Studien, Bd. 8), Leipzig 1882; Theodor Schön: Kriegsthaten der Reutlinger Bürger, in: Reutlinger Geschichtsblätter 10 (1899), S. 4–6; OAB 2.2., S. 89–95, hier: S. 90–93; Dieter Mertens: Württemberg, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2, Stuttgart 1995, S. 37–44, hier: S. 41–42.

⁵⁴ Bern, Burgerbibliothek, Mss. h. h. I 1 (Amtliche Berner Chronik, Bd. 1), S. 218. In einer etwas jüngeren Chronik aus der Werkstatt Diepold Schillings (Bern, Burgerbibliothek, Mss. h. h.

Weiß-Blau-Rot.⁵⁵ Bemerkenswert immerhin, dass der genannte früheste farbige Beleg aus dem Stuttgarter Wappenbuch den auch heute noch gültigen Stadtfarben entspricht. Und dies passt leider so gar nicht zu einer fast lieb gewordenen Fama der Stadtgeschichte, wonach die „unheraldische“ Farbkombination Schwarz-Rot symbolhaft ein schmähhliches Kapitel in der Geschichte der Reichsstadt zum Ausdruck bringe, das jedoch erst deutlich später stattfand.⁵⁶

3 Erzwungener Wechsel von Wappen und Siegel 1519

Zum fraglichen Ereignis bringt uns eine gedruckte Urkunde des Jahres 1505.⁵⁷ Es handelt sich um einen Schirmbrief, der die Reichsstadt mit dem Herzogtum Württemberg verband.⁵⁸ Eine Ausfertigung dieses Vertrags befindet sich heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und wie es sich gehört, hängen an der Pergamenturkunde zwei Siegel, das des Herzogs und das bekannte große Stadtsiegel Reutlingens.⁵⁹ Bei dem hier abgebildeten Druck aber haben wir ein Blatt vor uns, das sich dadurch auszeichnet, dass lediglich eine Wappendarstellung, die Reutlingens, darauf vorkommt. Der nimbierter Reichsadler erscheint mit zwei Reutlinger Wappenschilden, die in diesem kolorierten Exemplar die bekannte Farbfolge Schwarz-Rot-Silber aufweisen.

Die Mitarbeiter des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke in Berlin konnten dankenswerterweise die schnell gewonnene Vermutung anhand einer Typenanalyse bestätigen, wonach dieser Druck keineswegs 1505, sondern erst um 1520 entstanden sein dürfte.⁶⁰ Kurz davor hatte sich eine der wohl dramatischsten Episoden der Reutlinger Stadtgeschichte abgespielt:⁶¹ Nachdem ein Diener des Herzogs, die ältere Literatur vermutete den Burgvogt von der Achalm, in einer böse ausgearteten Wirtshausschlägerei mit Reutlinger

I 16, S. 426) von 1484/85 sind zwar weitere Fahnen zu sehen, die aber entweder eindeutig den Mannen des Württembergers zugehören oder aber ein reines Phantasieprodukt sein dürften. So führen hier die den Adelsleuten nachsetzenden Reichsstädter eine rote Fahne mit sich. Die Handschriften sind online einsehbar unter der URL <http://www.e-codices.unifr.ch/en/list/one/bbb/Mss-hh-I0001> und <http://www.e-codices.unifr.ch/en/bbb/Mss-hh-I0016> (Abruf vom 21. 1. 2015).

⁵⁵ Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 52), S. 30. Siehe auch H. Gemeinhardt, Reutlingen (wie Anm. 12), S. 97.

⁵⁶ P. Schwarz (wie Anm. 12), S. 53.

⁵⁷ HauptstaatsA Stuttgart A 147 Bü 2, in Abschrift StadtA Rt. A 1 Nr. 4093.

⁵⁸ Zum Hintergrund vgl. C. Gayler (wie Anm. 53), S. 151–152.

⁵⁹ HauptstaatsA Stuttgart A 147, U 9.

⁶⁰ Freundliche Mitteilung von Oliver Duntze, Berlin, vom 29. 1. 2014. Ein früherer Zeitpunkt ist demnach nicht völlig auszuschließen, je nachdem, ob man den unfirmierten Druck nach Augsburg oder Ulm zuweisen möchte.

⁶¹ Zum Folgenden vgl. C. Gayler (wie Anm. 53), S. 215–226; OAB 2.2, S. 95–99.



Nachzeichnung des 1519 von Herzog Ulrich verordneten Wappens mit der württembergischen Hirschstange im Schildhaupt. Graphik: H. Schepper.

Bürgern sein Leben lassen musste, vergaß der erzürnte Herzog alle Verträge und blies zum Angriff. Eine noch 1519 im Auftrag des Magistrats gedruckte Rechtfertigungsschrift⁶² informiert über die Vorgänge aus Sicht der Stadt. Der gleichfalls gedruckte Schirmbrief dürfte nun genau in diesen Zusammenhang gehören und diene als Beleg für die Vertragsbrüchigkeit des Herzogs. Im Januar dieses Jahres jedenfalls ließ Ulrich die Reichsstadt belagern, die, von der Wasserzufuhr abgeschnitten und in recht aussichtsloser Lage, Ende dieses Monats die Stadttore öffnete. – Bis zur Befreiung durch Truppen des Schwäbischen Bundes im April desselben Jahres⁶³ war Reutlingen in den Rang einer württembergischen Landstadt herabgesunken. Eines der ersten Dinge, die Ulrich nun veranlasste,

war, in Analogie zu etlichen anderen Fällen von Herrschaftswechseln,⁶⁴ die Änderung von Wappen und Siegel der eroberten Stadt.

Vom 29. Januar 1519 datiert der Entwurf eines herzoglichen Mandats – eine Ausfertigung konnte nicht aufgefunden werden –, wonach das „Fenlin“ der Stadt in drei Felder geteilt sein sollte, und zwar so, dass oben in Gelb (Gold) eine schwarze Hirschstange, Symbol des Hauses Württemberg, darunter die althergebrachten Farben Rot und Weiß (Silber) zu sehen sind.⁶⁵ Das Sekretiegel sollte zerstört und ein neues entsprechend dem beschriebenen Wappen geschaffen werden – überraschenderweise blieb das große Stadtsiegel anscheinend unberührt.⁶⁶

⁶² HauptstaatsA Stuttgart B 201 U 229; abgedruckt bei Gayler (wie Anm. 53), S. 222–226.

⁶³ Vgl. zur Rolle des Schwäbischen Bundes jetzt Horst Carl: Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 24), Leinfelden 2000, S. 446–449.

⁶⁴ E. Kittel (wie Anm. 15), S. 320; zum Problem der Wappenwechsel s. jetzt auch Harald Drös: Der Adler des Landkreises Heilbronn – Wappen der Grafen von Lauffen?, in: Heilbronnica 5 (2013), S. 118–120.

⁶⁵ HauptstaatsA Stuttgart A 147 Bü 2.

⁶⁶ Der Vorgang ist in der heraldischen Literatur hinlänglich bekannt; vgl. Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg: Sphragistische Aphorismen, Heilbronn 1882, ND Walluf 1973,

Zeitgenössisch ist keine Darstellung bekannt, die das Wappen oder das Siegel der Stadt mit diesem Bild zeigt⁶⁷ – vermutlich eher, da in den wenigen Monaten keine Überlieferung anfiel und weniger aufgrund Missachtung des herzoglichen Mandats, liegt für dessen Akzeptanz doch ein expliziter Quellenhinweis vor.⁶⁸ Nach 1519 kam ein neues (drittes) Sekretsiegel in Gebrauch, das ziemlich genau demjenigen entsprach, das zuvor schon benutzt worden war.⁶⁹ Es zeigt den Reichsadler mit einem zweimal geteilten Wappenschild zwischen den Fängen des Adlers.

In diesem Zusammenhang erweckt der heute im Landesmuseum Württemberg befindliche Flügelaltar aus Reutlingen-Ohmenhausen aus der Werkstatt Hans Syrsers Aufmerksamkeit. Auf der Predella des nach inschriftlicher Datierung spätestens 1521 entstandenen Stücks ist der doppelköpfige Adler zwischen zwei zweimal in Gold-Rot-Silber geteilten Schilden zu sehen.⁷⁰ Dass es sich um das Wappen Reutlingens handelt, ergibt sich aus den Patronatsverhältnissen an der mittelalterlichen, heute nicht mehr existenten Nikolauskapelle.⁷¹ Der Rat verfügte über die drei Kaplaneien der damaligen



Das 1519 erneuerte reichsstädtische Sekretsiegel, das zu dieser Zeit für die allermeisten Rechtsgeschäfte der Stadt Verwendung fand.

S. 115 (mit Textabdruck); V. Steck (wie Anm. 9), S. 24; H. Gemeinhardt (wie Anm. 12), S. 97, zuletzt W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 150–151 (mit Textabdruck). In der ortsgeschichtlichen Literatur bei Johannes Fizion: *Cronica unnd gründliche Beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reütlingen*, hrsg. von Adolf Bacmeister, Stuttgart 1862, S. 186; C. Gayler (wie Anm. 53), S. 220; T. Schön, *Kriegsthaten* (wie Anm. 53), S. 34; OAB 2.2, S. 5.

⁶⁷ Das bei Otto Titan von Hefner u. a.: *Wappen der Städte und Märkte in Deutschland und den angrenzenden Ländern* (J. Siebmacher's großes Wappenbuch, Bd. 6), Nürnberg 1885, ND Neustadt an der Aisch 1974 S. 31–32, Tafel 64 gezeigte Wappen stützt sich auf die genannte Quelle.

⁶⁸ Vgl. den Bericht der Stadt an den Kaiser; „herzog ulrich hat auch gemeiner statt reutlingen groß und clain sigill zu sein hannden genomen, die zerschlagen und inen ain annders machen und geben, auch ir farben und wappen, wie sie von romischen kaysern und königen gefreyet, privilegiert und am hailigen reich herkommen sein, hinnenemen, ain ander farb, wappen und fendlin seins gevallens zuaigen lassen“, HauptstaatsA Stuttgart A 147 Bü 2.

⁶⁹ V. Steck (wie Anm. 9), S. 24.

⁷⁰ Landesmuseum Württemberg, Inv.-Nr. 631; vgl. Claudia Lichte; Heribert Meurer (Bearb.): *Die mittelalterlichen Skulpturen 2: Stein- und Holzskulpturen 1400–1530, Ulm und südliches Schwaben*, Stuttgart 2007, Bd. 1, S. 179–184, Bd. 2, Abb. S. 111; *Figuren des Heils. Gotische Kunst aus Reutlingen*, Redaktion: Martina Schröder, Reutlingen 2009, S. 66–69.

⁷¹ KB RT 2, S. 432.



Der Altarretabel aus der ehemaligen Nikolauskapelle in Ohmenhausen, heute im Landesmuseum Württemberg. In der Mitte der Doppeladler, begleitet von zwei reichsstädtischen Wappenschildern.

Filialkirche von St. Stephan in Mähringen. Hat sich hier etwa ein Überbleibsel jenes 1519 verordneten Wappenwechsels erhalten? Abgesehen davon, dass die Farbfassung nach dem Restauratorenbericht des Landesmuseums gerade an dieser Stelle extrem schlecht erhalten war,⁷² stört hier vor allem die Jahreszahl – 1521 sind wir zwei Jahre von der Eroberung und Befreiung der Stadt entfernt. Entspricht der Befund der Ursprungssituation, so ergibt dies nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, dass für wenige Jahre das obere goldene Feld beibehalten, die württembergische Hirschstange aber weggelassen wurde.

4 Spätere Varianten des Stadtwappens

Das Wappen des Ohmenhausener Retabels lässt auch an eine weitere Wappenvariante denken, die sich vor allem im 17. Jahrhundert findet. Anders als manche in späterer Zeit zu beobachtende Abweichung in der Schildteilung und in den Farben des Reutlinger Wappens⁷³ liegt hier ein grundlegend anderes Wappenbild vor. In dem geteilten Schild findet sich oben in Gold ein schwarzer Adler, unten ein ein- oder mehrfach mit unterschiedlicher Tingie-

⁷² Freundliche Mitteilung von Restaurator Roland Hahn, Stuttgart, vom 20. 12. 2013.

⁷³ Zusammenfassend KB RT 2, S. 329; W. Schöntag (wie Anm. 12), S. 72.



Ein „Konfessionsbild“ aus Franken, Öl auf Holz, 16. Jh. Um die Abendmahlsszene gruppieren sich die evangelischen Reichsstände. Auf der rechten Seite des Altars hinten die beiden städtischen „Erstunterzeichner“ des Augsburger Bekenntnisses, Nürnberg und Reutlingen.

—
rung – überwiegend aber Schwarz-Rot-Silber – geteilter Schild. Nach Otto Titan von Hefner handelt es sich um jene Form, die nach der Vertreibung Herzog Ulrichs offiziell geführt worden sei.⁷⁴ Bildliche Nachweise im lokalen oder regionalen Kontext liegen allerdings keine vor.⁷⁵ Dafür erscheint dieses Wappen regelmäßig in einem spezifischen ikonographischen und regionalen Zusammenhang. In den sogenannten Konfessionsbildern⁷⁶ des späten 16.–17. Jahrhunderts, die die Übergabe der Confessio Augustana durch die protestantischen Stände an Kaiser Karl V. auf dem Reichstag von Augsburg, kombiniert mit den kirchlichen Handlungen des evangelischen Gottes-

⁷⁴ O. Hefner (wie Anm. 66) – der hier genannte Beleg von 1560 konnte nicht ermittelt werden; s. a. OAB 2.2, S. 5; H. Gemeinhardt, Reutlingen (wie Anm. 12), S. 97.

⁷⁵ Vgl. dazu die schon genannten Belege des städtischen Privilegienbuches von 1672 sowie das Titelblatt der Pax Publica, beides zweifellos Werke, die das „offizielle“ Wappenbild wiedergeben, wie Anm. 50.

⁷⁶ Zum Folgenden vgl. Wolfgang Brückner: Lutherische Bekenntnisgemälde des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die illustrierte Confessio Augustana, Regensburg 2007; Bruno Langner: Evangelische Gemäldeepitaphe in Franken. Ein Beitrag zum religiösen Bild in Renaissance und Barock, Diss.: Würzburg 2007, S. 42–46 (Onlinepublikation: <http://d-nb.info/994232756/34>).

dienstes darstellen, werden stets auch die Vertreter der zwei 1530 beteiligten Reichsstädte, dem mächtigen Nürnberg und dem im Verhältnis deutlich unbedeutenderen Reutlingen gezeigt.⁷⁷ Es drängt sich ein wenig der Eindruck auf, dass gerade im fränkischen und sächsischen Raum, wo die genaue Form des Reutlinger Wappens vielleicht nicht so geläufig war,⁷⁸ die Wappen der stets nebeneinander dargestellten Städtevertreter schlicht angepasst wurden. Diese besondere Form des Reutlinger Wappens wäre dann als Angleichung an das in dieser Form seit 1491 gebräuchliche kleine Nürnberger Stadtwappen⁷⁹ zu sehen, das im gespaltenen Schild ebenfalls sowohl den Adler als auch eine mehrfache Teilung aufweist.

5 Wappenwechsel am Ende der Reichsstadtzeit

Die 1519 wiedergewonnene reichsunmittelbare Eigenständigkeit Reutlingens blieb bis zum Ende des Alten Reichs bestehen. Ein Wiedergänger des Jahres 1519 begegnet uns dann 1802, als im Zuge der Mediatisierung die Stadt – und nun endgültig – an Württemberg fiel.⁸⁰ Dem „Besitzerklärungspatent“ Herzog Friedrichs II. von Württemberg vom 23. November 1802 folgte ein Bericht des herzoglichen Kommissars Süßkind auf dem Fuß, d. h. am Tag danach, der im Wesentlichen den Wappentausch zum Gegenstand hatte:

„Der Besitzergreifungsakt ist gestern in hiesiger Stadt und den Gebietsorten ohne Widerspruch vollzogen worden; heute beschäftige ich mich damit, die viel Kassen und die Archive unter Sigel zu legen, die alte Wappen mit den Adlern abnehmen und aushauen zu lassen, auch die öffentlichen Signets von gleichem Stempel einzuziehen.“⁸¹

Süßkind klagt weiter über mangelnde Helfer und die Vielzahl von Anfragen, die auf ihn einströmen, jedenfalls könne er so „die Resultate meiner Exekution erst am nächsten Freitag gehorsamst vorlegen (...)“ – Mit der Tätigkeit des württembergischen Kommissars könnte ein aussagekräftiges heraldisches

⁷⁷ Nur einige Beispiele nach W. Brückner (wie Anm. 76): Tafeln 5 (Nürnberg 1599, Kat. Nr. 1), 7 (Windsheim 1601, Kat. Nr. 3), 9 (Mögeldorf 1601, Kat. Nr. 5), 10 (Kasendorf 1602, Kat. Nr. 6).

⁷⁸ Der einfache Reutlinger Schild in der geläufigen Tingierung findet sich bezeichnenderweise auf dem nach 1650 entstandenen Konfessionsbild in der Galluskirche im ostschwäbischen Bopfingen, vgl. W. Brückner (wie Anm. 76), Kat. Nr. 19, Abb. Tafel 22.

⁷⁹ Vgl. Stadtlexikon Nürnberg, hrsg. von Michael Diefenbacher und Rudolf Endres, Nürnberg 2000, S. 1157–1158.

⁸⁰ Vgl. den Themenband der Reutlinger Geschichtsblätter NF 41 (2002): Das Ende der Reichsstadt Reutlingen und ihr Übergang an Württemberg 1802, Reutlingen 2003.

⁸¹ Quellensammlung. Das Ende der Reichsstadt Reutlingen und ihr Übergang an Württemberg, bearb. von Silke Knappenberger-Jans, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 41 (2002), S. 405 (nach HauptstaatsA Stuttgart A 15 Bü 70).

Zeugnis zusammenhängen, das sich heute im Reutlinger Heimatmuseum befindet. Es bringt den angesprochenen Herrschafts- und Wappenwechsel mit wünschenswerter Deutlichkeit zum Ausdruck:⁸² In Lindenholz geschnitzt ist ein Engel als Wappenhalter zu sehen, zusammen mit einem Doppelwappen in seiner klassischen Form, mit – ursprünglich – Reutlinger Stadtfarben und dem Reichsadler. Nur eben, dass diese Farben zugunsten der württembergischen Hirschstangen überarbeitet wurden.



Reutlinger Wappentafel aus Lindenholz, 18. Jahrhundert. Der einstige Reichsadler wurde nach 1802 zu württembergischen Hirschstangen umgearbeitet.

Zusammenfassung

Am Anfang der Entwicklung des Reutlinger Stadtwappens stand der Adler des Kaisers als Stadtherr. Die seit dem 15. Jahrhundert nachweisbaren Reutlinger Farben Schwarz-Rot-Weiß (Silber) dienen der Unterscheidung von ähnlichen Wappen anderer Reichsstädte. Wie es zur „unheraldischen“ Kombination von Schwarz und Rot gekommen ist, lässt sich letzten Endes nicht klären. Zusätzlich zur Feststellung, dass Reutlingen damit keineswegs alleine dasteht, lässt sich eventuell, Gert Oswald folgend, an ein heraldisches Beizeichen denken, das eben nicht den strengen heraldischen Farbbregeln unterlag.⁸³

Die frühesten Siegel der Stadt aus dem 13. Jahrhundert untermauern die Bedeutung des Adlers als Zeichen von Kaiser und Reich. Dass Reutlingen auch hier mit dem nur wenige Jahre gebräuchlichen ersten Stadtsiegel einen

⁸² Martin Hoernes; Helen Wanke: „Wo die Kommissärs einen Adler erblickten, mußte er weggerissen werden.“ Wappenveränderungen während der Mediatisierung der südwestdeutschen Reichsstädte, insbesondere in Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 41 (2002), S. 251–270, bes. S. 258–268. Der ursprüngliche Gebrauch und Anbringungsort der Wappentafel ist demnach unklar.

⁸³ Zu „unheraldischen“ Farbkombinationen vgl. Wappenfibel. Handbuch der Heraldik, hrsg. von „Herold“ Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften, Neustadt an der Aisch¹⁷1981, S. 46; Gert Oswald: Lexikon der Heraldik, Leipzig 1984, S. 58–59, 126.

Sonderweg ging, lässt sich mit der dramatischen Entwicklung jener Jahre vielleicht erklären – zu beweisen ist dies jedoch nicht. Das heutige, in dieser Form seit 1956 in Gebrauch stehende Wappen⁸⁴ hat den Reichsadler mit den althergebrachten Farben bewahrt und bringt bis heute den Stolz der Reutlinger auf ihre Reichsstadttradition zum Ausdruck.

⁸⁴ H. Bardua (wie Anm. 12), vgl. StadtA Rt. Bestand Hauptamt Nr. 148.

Spurensuche in Papier. Reutlinger Papiermühlen und ihre Wasserzeichen

Erwin Frauenknecht

I Reutlingen als Papiermacher- und Bücherstadt

Bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein hatte Reutlingen für die Papierherstellung und später dann für die Papierindustrie einen guten Klang. Als Standort wichtiger Zulieferbetriebe wurden Papiermaschinen sowie Maschinen zur Stoffaufbereitung, Ausrüstung und Verarbeitung hergestellt, zudem bildete Reutlingen ein Zentrum der Siebmacherei.¹ Den guten Klang, bezogen auf das Papierwesen, hatte Reutlingen schon in früheren Zeiten, denn die Bedeutung Reutlingens für die Papiermacherei hat in dieser Hinsicht eine lange Tradition. Papierherstellung, Buchdruck und Buchbinder besaßen seit Ende des Spätmittelalters eine gewichtige Position in der Reichsstadt.²

Die Hochzeit des Reutlinger Buchdrucks fällt in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts, der Inkunabeldrucker Michael Greyff, aus Straßburg zugewandert, druckte seine Bücher seit 1474/75 in Reutlingen, wenig später, 1481, ließ sich mit Johann Otmar ein zweiter Drucker nieder. Diese Boomphase währte nicht lange, denn das benachbarte Tübingen absorbierte einen Teil der Kapazitäten, 1497 etwa wanderte Otmar in die nahe gelegene junge Universitätsstadt ab. Vergleichsweise wenig archivalische Belege existieren zu den Reutlinger Buchbindern, nur eine Werkstatt ist für das 15. Jahrhundert gesichert, aber insgesamt neun Einbandgruppen weisen auf Buchbinder in Reutlingen hin.³

Wesentlich deutlicher in ihrer Relevanz für die Stadt tritt die Papiermacherei hervor, denn dank der umfassenden Quellenforschungen von Lotte

¹ Vgl. die Grußworte von Hans G. Villforth anlässlich der Jahreshauptversammlung des Vereinigten Papierfachverbandes München 1985 in Reutlingen, in: Wochenblatt für Papierfabrikation 22 (1985), S. 846.

² Vgl. zum Folgenden die knappe Zusammenfassung von Peter Amelung: Artikel „Reutlingen“, in: Lexikon des gesamten Buchwesens, 2. Aufl., Bd. 6 (2003), S. 287 f.; vgl. auch Hans Widmann: Vom Buchwesen der alten Reichsstadt Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 4 (1967) S. 7 ff.

³ Vgl. dazu Peter Amelung (Bearb.): Der Frühdruck im deutschen Südwesten 1473–1500. Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Stuttgart 1979; vgl. auch Anette Löffler: „Das unscheinbare Kleid alter Bücher“. Die Sondersammlung „Abgelöste Bucheinbände“ im Reutlinger Stadtarchiv, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 32 (1993) S. 9–90, hier S. 83 mit Anm. 258 (weitere Literatur zu Buchbindern).

Sporhan-Krempel⁴ treten „vier Jahrhunderte Papiermacherei in Reutlingen“ – so der Titel ihres wichtigen und immer noch einschlägigen Aufsatzes von 1973 –, plastisch vor Augen, obwohl auch hier die Quellen für die Frühzeit der Papierherstellung ihre Informationen nur spärlich preisgeben. Die Erzeugnisse der Reutlinger Papiermühlen fanden im 15. Jahrhundert überregionalen Absatz und die Papiermacherei bildete einen der „wichtigsten Handwerkerzweige in der Stadt“.⁵

Nach den Forschungen Sporhan-Krempels lassen sich schon 1489 bzw. 1491 mindestens vier Papiermacher in Reutlingen belegen: Die Papierer Martin Zisalin (Ziser) und Conrad Gretzinger zinsen jeweils an das Reutlinger Spital, in der Vorstadt wird ein „garten Anshelm bappierers“ erwähnt, und der Papierer Jakob Galliziani zinst 2½ Pfund 5 Schillinge „usser siner bappir müelin unterhalb des frowensteg an der ächentz gelegen“.⁶ Der Letztgenannte ist ein Abkömmling der einflussreichen Basler Papiermacherfamilie Galliziani, er ist bis 1497 in Reutlingen nachzuweisen, 1499 für kurze Zeit wieder in Basel und 1500 als Betreiber einer Papiermühle in Nürnberg dokumentiert, bevor er schließlich 1518 in Basel stirbt. Die Stationen Jakob Gallizianis sind nicht ungewöhnlich und verdeutlichen die große Mobilität dieser Basler Papiermacherfamilie.⁷

1509 erwirbt der Reutlinger Bürger und Papierer Jakob Hirten (auch Hurter) vom Kloster Zwiefalten die Erlaubnis, eine klostereigene Mühle in Reutlingen in eine Papiermühle umzuwandeln.⁸ Dafür hat er ein „ris gut schreibpapier“ jährlich in den Zweifaltener Hof in Reutlingen abzuliefern.

Im Zusammenhang mit der Belagerung Reutlingens durch Herzog Ulrich 1519 berichtet eine Quelle von den Schäden dieser Belagerung, je nach Zunft

⁴ Lotte Sporhan-Krempel: Vier Jahrhunderte Papiermacherei in Reutlingen (ca. 1465–1863), in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 13 (1973), Sp. 1513–1582.

⁵ Alois Schneider: Reutlingen (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 23), Esslingen 2003, hier S. 43.

⁶ Sporhan-Krempel, Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1518.

⁷ Gerhard Piccard: Papiererzeugung und Buchdruck in Basel bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Ein wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag, in: Archiv für die Geschichte des Buchwesens 53 (1966), Sp. 1875. Die Galliciani stammen wie viele andere Papiermacher des 15. Jahrhunderts aus dem italienischen Caselle bei Turin; vgl. dazu weitere Hinweise bei Maria Zaar-Görgens: Champagne – Bar – Lothringen. Papierproduktion und Papierabsatz vom 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte, Bd. 3), Trier 2004, S. 70–76. Auch in der benachbarten württembergischen Residenzstadt Urach lässt sich 1477 ein Papiermacher aus Caselle nachweisen, der die dortige Papiermühle initiierte, vgl. dazu Erwin Frauenknecht: Papierherstellung und Buchdruck in Urach. Zu den Anfängen im 15. Jahrhundert, in: Neue Forschungen: Stadt, Schloss und Residenz Urach, hg. von Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und Klaus Gereon Beuckers, Regensburg 2014, S. 85–95, hier S. 86 ff. Wohl bis zum Weggang des württembergischen Hofes 1482 nach Stuttgart war dieser italienische Papiermacher in Urach tätig, danach verliert sich seine Spur.

⁸ Sporhan-Krempel, Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1519 f.

reklamierten die betroffenen Reutlinger Bürger ihren Schaden. Auch die Schäden an den Papiermühlen wurden erhoben, die Quelle lässt die Existenz von mindestens vier, womöglich sechs Papiermühlen erkennen.⁹

Über diese Nachrichten hinaus konnte die Studie von Sporhan-Krempel zeigen, wie wichtig die Position der Reutlinger Papiermacher im Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts wurde. 1527 gaben sich die in einer Bruderschaft handwerklich organisierten Reutlinger Papiermacher eine Papierordnung, in der vor allem die Existenzsicherung der Gelernten, also der Gesellen, propagiert wurde. Dieses Ziel versuchte die Reutlinger Papierbruderschaft auch im Reich zu erreichen, Ausdruck davon ist eine Bitt- und Klageschrift an den Kaiser, die sich im Reutlinger Stadtarchiv als Entwurf erhalten hat.¹⁰ Doch nicht von der politischen oder sozialen Bedeutung der Reutlinger Papierbruderschaft soll hier die Rede sein, sondern von den Wasserzeichen, deswegen noch einmal der Blick zurück auf die Anfänge.

II Reutlinger Wasserzeichen

Früher als die eben erwähnten schriftlichen Quellen belegen Wasserzeichen die Existenz der Reutlinger Papiermacherei schon vor dem Jahr 1470. Die aus feinem Draht geformten und an den Schöpfsieben angebrachten Zeichen erzeugen im handgeschöpften Papier ein durchscheinendes Zeichen, weil an diesen Stellen beim Schöpfvorgang mehr Masse verdrängt wird. Wasserzeichen dienen sowohl als Qualitäts- als auch Herkunftsmerkmal und aus deren Analyse lassen sich Aussagen zur Herkunft, zur Verbreitung und zum Gebrauch des Papiers gewinnen.¹¹

Das Erkennungsmerkmal einer ganzen Reihe von Reutlinger Wasserzeichen sei das Vorkommen eines Minuskel-r als Bestandteil dieser Wasserzeichen, so Sporhan-Krempel in ihrem Beitrag über die Reutlinger Papiermühlen. Sie stützt sich dabei auf die Auskunft des Wasserzeichenforschers Gerhard Piccard (1909–1989), der diese Erkenntnis unter Aufnahme der älteren Forschung aus seiner jahrelangen Beschäftigung mit Wasserzeichen

⁹ Sporhan-Krempel, Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1521: Die ungewöhnlich große Papiermühle des Paul Ruep; die dem Kloster Zwiefalten zinspflichtige Mühle des Jakob Hirter; die Papiermühle des Jacob Ziser und eine städtische Papiermühle bei der St. Leonhardskapelle.

¹⁰ Sporhan-Krempel, Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1528 (StadtA Rt., Reichsstädtische Urkunden und Akten Nr. 3174).

¹¹ Vgl. dazu grundlegend die verschiedenen Beiträge in: Peter Rückert und Emanuel Wenger (Bearb.): Ochsenkopf und Meerjungfrau. Papiergeschichte und Wasserzeichen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für Schrift- und Buchwesen des Mittelalters, Wien, Stuttgart und Wien 2009.

gewonnen hatte.¹² Streng genommen fehlt zwar ein quellenkundlicher Nachweis, dass dieses Minuskel-r ein typisches Merkmal von Reutlinger Wasserzeichen ist, aber die Fülle von Beispielen, die aus Reutlingen selbst kommen, lassen diese Lokalisation sehr plausibel erscheinen. Sporhan-Krempel kündigte in ihrem Beitrag auch eine eigene Studie Piccards zu den Reutlinger Wasserzeichen an.¹³

1975 veröffentlichte Sporhan-Krempel einen weiteren Beitrag über Reutlinger Papiermühlen mit dem Titel „Die Papierer Braun in Reutlingen“. Sie verfolgte darin die Geschichte der Papiermacherfamilie Braun, am Ende des Beitrags finden sich knappe Bemerkungen zu den Reutlinger Wasserzeichen: „Die frühen Reutlinger Papiermarken können noch nicht einer einzelnen Mühle oder einem bestimmten Papierer zugeordnet werden. Zahlreich vertreten ist das Minuskel-r, das für Reutlingen steht, sei es im Herzschilde einer Adlerfigur – diese sollte auf die Reichsstadt hinweisen – oder in einem anderen Symbol. Dieser Reichsadler wurde auch von den Papiermachern Braun verwendet. Aber erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts unterscheiden sich die Reutlinger Papiere grundsätzlich durch die Hinzufügung von Initialen.“¹⁴

Demgegenüber wird im Archäologischen Stadtkataster von Reutlingen die These aufgestellt, dass „über Wasserzeichen das Handwerk der Papierherstellung in Reutlingen bereits für die Mitte des 15. Jahrhunderts zu belegen“¹⁵ sei. Alois Schneider, der Bearbeiter des angesprochenen Bandes, verknüpft damit einen „Paulin bappirer“, der um 1440 als Zinsgeber an das Kloster Zwiefalten

¹² Sporhan-Krempel, Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1518 mit Anm. 5; vgl. bereits die Hinweise bei Piccard, Papiererzeugung (wie Anm. 7), Sp. 1953 mit Verweis auf Ch. M. Briquet: *Les Filigranes* Bd. 4, S. 751. Mit Vorsicht zu genießen sind die Ausführungen von Friedrich von Hößle: *Württembergische Papiergeschichte. Beschreibung des alten Papiermacher-Handwerks sowie der alten Papiermühlen im Gebiet des Königreichs Württemberg*, nach Archiv und Pfarramtsquellen bearbeitet 1910–14, Biberach-Riß [1926], S. 22, der neben den Hinweisen auf Reutlinger Papiermühlen auch eigens auf das von ihm so genannte „R-Papier“ eingeht: „Ab 1460 tauchen kleine Ochsenkopfzeichen ... von dem r in Minuskelform überhöht, sehr häufig auf.“ Schon diese frühe Datierung, „ab 1460“ lässt sich nach den Belegen Piccards nicht ganz halten. Die frühesten Zeichen mit Reutlinger Bezug tauchen gegen Ende der 1460er-Jahre auf. Gänzlich falsch ist zudem die Zuweisung dieses Minuskel-r nach Ravensburg.

¹³ Sporhan-Krempel, Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1518, Anm. 5. Diese Arbeit Piccards über Reutlinger Wasserzeichen ist leider nie erschienen, auch Nachforschungen im Nachlass Gerhard Piccards, der im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart aufbewahrt wird, blieben ohne Erfolg.

¹⁴ Lotte Sporhan-Krempel: *Die Papierer Braun in Reutlingen*, Privatdruck: Marburg 1975, S. 64. Der Beitrag entstand aus der Umarbeitung und Erweiterung ihres Aufsatzes über die Reutlinger Papiermacher. Der Zufall will es, dass sich im eben erwähnten Nachlass von Gerhard Piccard (HStA Stuttgart J 340) ein Sonderdruck des Beitrags von Sporhan-Krempel erhalten hat, und gerade die oben zitierte Stelle ist mit kritischen Kommentaren von Piccards Hand versehen.

¹⁵ Schneider, Reutlingen (wie Anm. 5), S. 202.

erscheint. Ein Beleg von Wasserzeichen für die Mitte des 15. Jahrhunderts fehlt jedoch.

Die umfangreiche Wasserzeichensammlung von Gerhard Piccard, zunächst als Piccard-Online zu benutzen und mittlerweile vollständig in die maßgebliche Wasserzeichendatenbank WZIS eingearbeitet, liefert keine Hinweise, dass bereits um 1450 sicher identifizierbare Wasserzeichen aus Reutlingen zu belegen sind.¹⁶

Ausgehend von diesem Befund in der Literatur soll im Folgenden versucht werden, auch anhand der archivalischen Überlieferung „Reutlinger Wasserzeichen“ genauer zu überprüfen. Als wesentliches Merkmal für solche Reutlinger Wasserzeichen gilt zunächst das von Piccard und Sporhan-Krempel postulierte Vorkommen eines Minuskel-r, auch in Verbindung mit anderen Zeichen. Wasserzeichen mit einem solchen Merkmal lassen den Schluss zu, dass die Herkunft des Papiers nach Reutlingen weist. Reutlinger Papier heißt in diesem Verständnis, dass der Herstellungsort des Papiers in einer der Reutlinger Papiermühlen zu suchen ist. Davon zu unterscheiden ist der sogenannte Beschreibort, also der Ort, an dem das Papier in Gebrauch war, und der konnte naturgemäß erheblich differieren. Die Hinweise von Piccard und Sporhan-Krempel decken sich mit grundsätzlichen Beobachtungen zur Herkunft von Wasserzeichen, die Theodor Gerardy formuliert hatte: „Treten bestimmte Wasserzeichen oder bestimmte Wasserzeichtypen in bestimmten Zeiträumen und an bestimmten Orten gehäuft auf, kann man daraus schließen, dass dieser Ort der Ort der Erzeugung ist oder dass dieser in der Nähe liegt.“¹⁷ Aus einem gehäuften Vorkommen von bestimmten Zeichen lassen sich Rückschlüsse auf die Herkunft der Zeichen ziehen.

Obwohl mittlerweile Papiermacher und Papiermühlen auch in der WZIS-Datenbank ausgewiesen werden, ist die Materialerhebung nicht leicht, denn die Zuweisung an Reutlinger Papiermühlen ist nicht immer erfolgt. Das Merkmal Minuskel-r kann zudem in einer Vielfalt von Kombinationen vorkommen, sodass eine gezielte Suche in der hierarchischen Struktur der WZIS-Datenbank immer nur Teilergebnisse erbringt. Als Ergebnis dieser Bemühungen erhält man mehrere Hundert Belege von Wasserzeichen, die eine Herkunft aus einer Reutlinger Papiermühle nahelegen. Die folgende,

¹⁶ Vgl. die Datenbank WZIS [Wasserzeichen-Informationssystem] unter der URL <http://www.wasserzeichen-online.de>. Vgl. zur Datenbank allgemein Erwin Frauenknecht und Maria Stieglecker: Das Projekt Wasserzeichen-Informationssystem (WZIS). Innovative Wege bei der Erfassung und Präsentation von Wasserzeichen, in: IPH Congress Book 19 (2012) S. 25–33 und Dieselben: WZIS – Wasserzeichen-Informationssystem: Verwaltung und Präsentation von Wasserzeichen und ihrer Metadaten, in: Kodikologie und Paläographie im digitalen Zeitalter Bd. 3, hg. von Oliver Duntze und Thorsten Schaßan (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, Bd. 10), Norderstedt 2014, S. 63–73.

¹⁷ Theodor Gerardy: Die Beziehungen zwischen den Wasserzeichen der Basler Papiermühle im 15. und 16. Jahrhundert, in: IPH Yearbook 6 (1986), S. 5–16, hier S. 12.

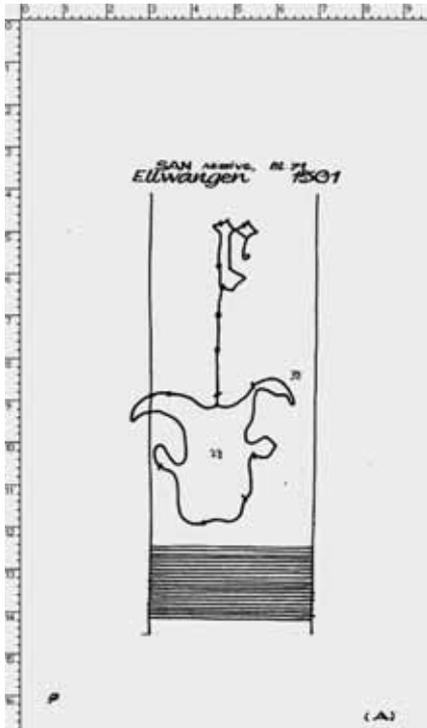


Abb. 1: WZIS DE6300-PO-63747.

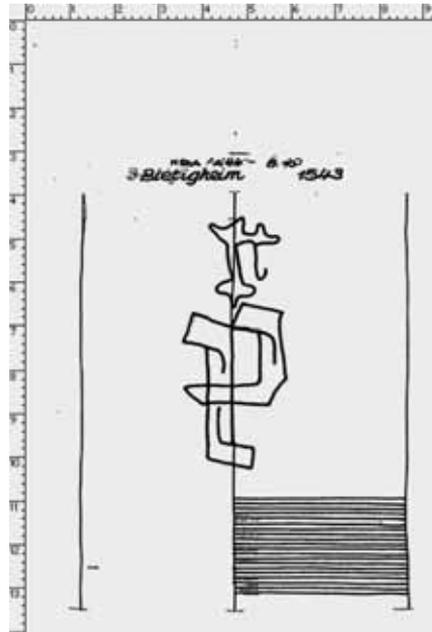


Abb. 2: WZIS DE8085-PO-114699.

keineswegs vollständige Auswahl (Abb. 1–6) zeigt die Vielgestaltigkeit der Wasserzeichenmotive, die Reutlinger Papier kennzeichnen, die zudem noch zeitlich differieren:¹⁸

Das Merkmal „Minuskel-r“ als Bestandteil Reutlinger Wasserzeichen kommt in ganz verschiedenen Motivtypen und auch in zeitlicher Hinsicht sehr unterschiedlich vor. Zwei Motive seien im Folgenden näher vorgestellt, die beide um den Anspruch konkurrieren, das älteste derzeit belegte Reutlinger Wasserzeichen abzubilden.

Gerhard Piccard verwies aus der Masse der Ochsenkopfwasserzeichen auf ein Motiv mit „auffallend kleine(r) Formung des Ochsenkopfes“¹⁹, das im

¹⁸ Die sechs Abbildungen stammen aus der Wasserzeichendatenbank WZIS (letzter Zugriff 6. Februar 2015), genannt seien hier noch einmal deren Referenznummern: WZIS DE6300-PO-63747 (Abb. 1); WZIS DE8085-PO-114699 (Abb. 2); WZIS DE8085-PO-121705 (Abb. 3); WZIS DE8370-PO-160711 (Abb. 4); WZIS DE4215-PO-27693 (Abb. 5); WZIS DE8085-PO-22257 (Abb. 6).

¹⁹ Vgl. Gerhard Piccard: Die Ochsenkopfwasserzeichen, Findbuch II,1 der Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Stuttgart 1966, S. 28.

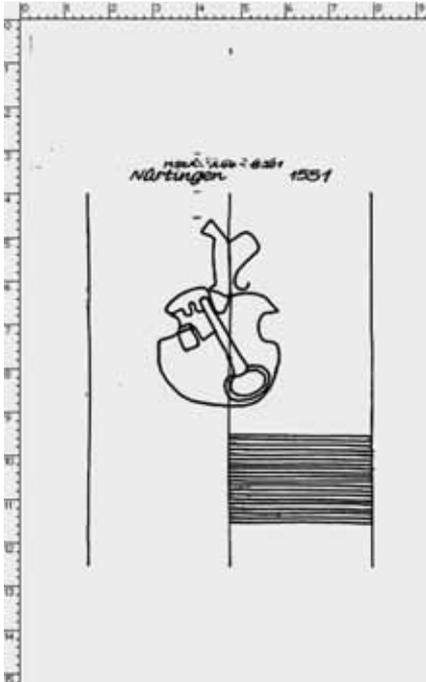


Abb. 3: WZIS DE8085-PO-121705.

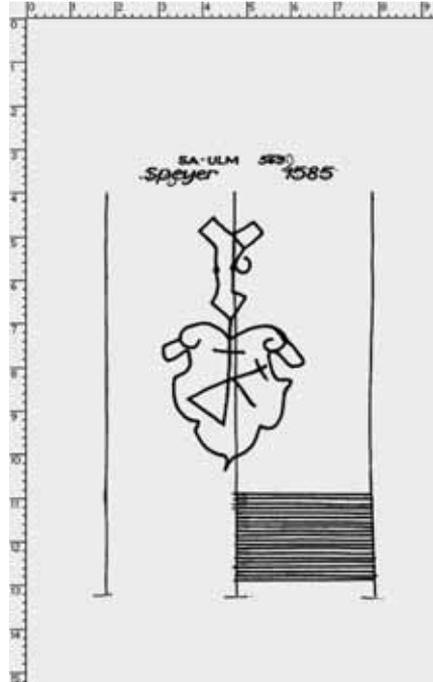


Abb. 4: WZIS DE8370-PO-160711.

15. Jahrhundert aus dem Piemont über Basel auch nach Reutlingen gelangt sei. Es wurde vor allem für großformatiges Papier verwendet und in Reutlingen mit dem Merkmal einer Herkunftsbezeichnung, nämlich einem R, versehen. Der älteste Beleg für einen solchen Ochsenkopf mit Minuskel-r findet sich auf Papier, das 1469 Günther Zainer in Augsburg zum Druck des berühmten *Catholicon* heranzog.²⁰ Nach Basel war Reutlingen ein Zentrum der Herstellung von großformatigen Papieren und die Herkunft Zainers aus Reutlingen ist bekannt, sodass ein Zusammenhang evident scheint.²¹ Auch in einer Handschrift, die heute in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart aufbewahrt wird, fand Papier mit diesem Ochsenkopfmotiv Verwendung, wie die Abbildung 7 zeigt.

²⁰ Ebd.; in Piccards gedrucktem Findbuch werden bekanntlich nur Typen abgebildet, nicht Einzelmarken; in der WZIS-Datenbank sind zwei Belege dieses Wasserzeichens aus dem von Zainer gedruckten *Catholicon* nachgewiesen (abgenommen aus dem Exemplar in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart): WZIS DE8100-PO-71943 und WZIS DE8100-PO-71944.

²¹ Vgl. zu Günther Zainer die Hinweise bei Amelung, *Frühdruck* (wie Anm. 3), S. 15 f.

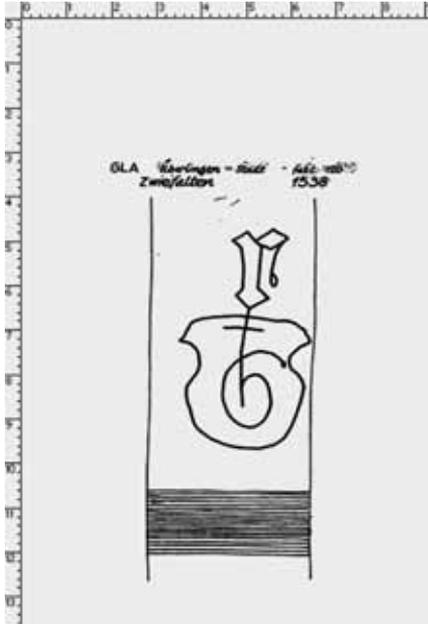


Abb. 5: WZIS DE4215-PO-27693.

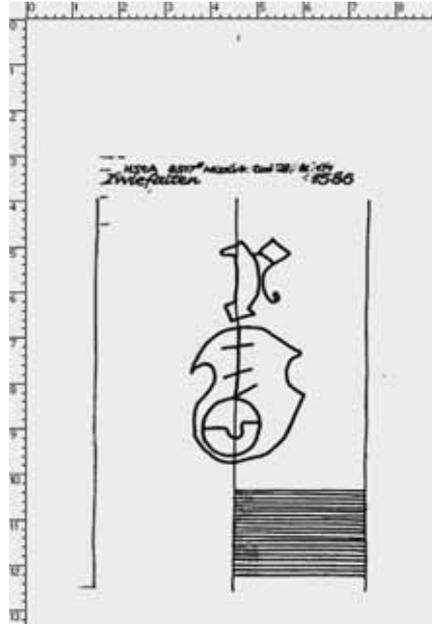


Abb. 6: WZIS DE8085-PO-22257.

Mit diesen frühen Belegen von Wasserzeichen, für die sich eine Provenienz aus Reutlingen postulieren lässt, konkurriert ein weiteres Motiv, für das Gerhard Piccard eine Herkunft aus Reutlingen annahm. Er konstatierte nämlich auch für eine ganze Anzahl von Wasserzeichen mit dem Motiv „Schlüssel“ eine Reutlinger Herkunft. In der Einleitung seines gedruckten Findbuchs differenziert Piccard die Motivgruppe „Schlüssel“ und innerhalb des Motivs stellt er zu den Zeichen aus Reutlinger Provenienz fest: „Auch die Reutlinger Schlüssel (III 121–157) sind stets aufrecht gestellt. Man vergleiche dazu die mit dem gotischen m (Maria) gezierten Schlüssel (III 160–163) sowie die Reutlinger Wappen mit der Abbildung eines Schlüssels (VI 51–57, 61–151 und VII 1–74).“²² Es gibt demnach drei Typen von Wasserzeichen des Motivs Schlüssel, die ebenfalls aus Reutlingen stammen: Zwei überkreuzte, aufrecht stehende Schlüssel ohne ein Minuskel-r, zwei gekreuzte Schlüssel mit einem gotischen m darüber und als dritte Gruppe ein Motiv, das einen Schlüssel im Wappen aufweist.

²² Vgl. Gerhard Piccard: Wasserzeichen „Schlüssel“ (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Sonderreihe, Bd. 8), Stuttgart 1979, S. 9.

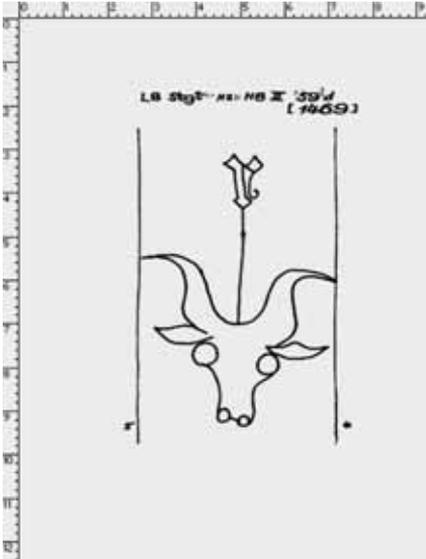


Abb. 7: WZIS DE8100-PO-71 948.

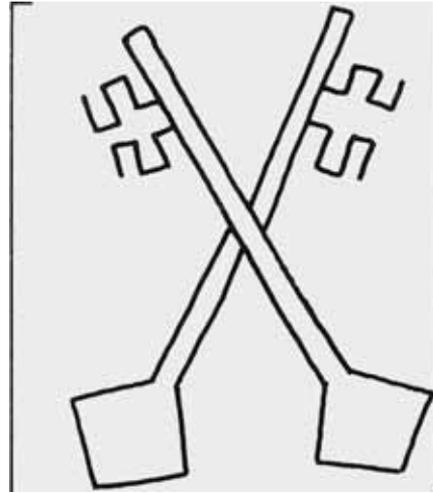


Abb. 8: Piccard, Findbuch „Schlüssel“, Bd. 8 Abt. 3 Nr. 121 (1468).

Akzeptiert man die von Piccard getroffene Einteilung und Zuschreibung, dann stammt das älteste Wasserzeichen aus der ersten Gruppe – aufrecht gekreuzte Schlüssel ohne Minuskel-r – aus dem Jahr 1468 und liegt zeitlich somit noch vor dem eben vorgestellten Ochsenschlüssel-Wasserzeichen mit Beschreibung bzw. Druckjahr 1469. Nach den vorliegenden Belegen darf dieses Zeichen als ältester Beleg eines Reutlinger Wasserzeichens gelten. Das Motiv zeigt zwei aufrecht stehende, gekreuzte Schlüssel (Abb. 8).

Das zweite, im eben genannten Zitat von Gerhard Piccard angesprochene Motiv weist die folgende Gestalt auf und wird durch insgesamt vier Belege repräsentiert (Abb. 9).

Das gotische m hat Piccard wohl zu Recht als Abkürzung für Maria gedeutet, ob darin aber eine besondere Reverenz auf das Patronat der Reutlinger Marienkirche zutage tritt, darf bezweifelt werden; eine konkrete Verbindung einer der Reutlinger Papiermacher zur Marienkirche ist jedenfalls nicht belegt.²³ Als Bestandteil späterer Reutlinger Wasserzeichen aus dem sechzehnten Jahrhundert taucht das Schlüsselmotiv in veränderter Form wieder auf. In dieser Ausformung zierte ein Schlüssel ein Wappen, das wiederum einer Schlange zugeordnet ist, beides überhöht von einem signifikanten Minuskel-r.

²³ Vgl. zur Marienkirche zuletzt Ellen Pietrus: Die Reutlinger Marienkirche: einige Anmerkungen zum Baubeginn, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 37 (1998), S. 137–163; Schneider, Reutlingen (wie Anm. 5), S. 170 ff.

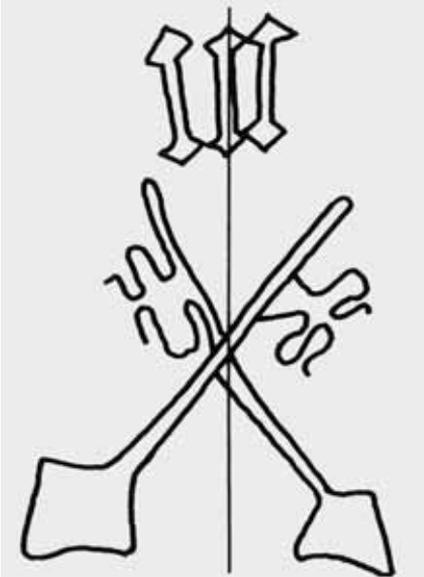


Abb. 9: Piccard, Findbuch „Schlüssel“, Bd. 8 Abt. 3 Nr. 161.

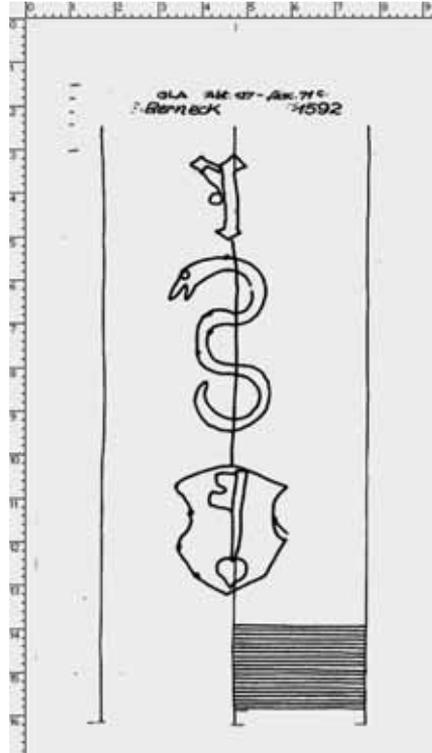


Abb. 10: WZIS DE4215-PO-160098.

Die Zuweisung dieses Motivs (Abb. 10) nach Reutlingen stammt wieder von Gerhard Piccard.

Wie schwierig exakte Zuweisungen auf diesem Feld sind, zeigt ein weiteres Beispiel. In der Beurteilung von Sporhan-Krempel war das Minuskel-r auch als signifikantes Merkmal im Herzschild einer Adlerfigur vertreten. Auch dieses Motiv sei häufig in Wasserzeichen zu finden, der Adler stünde dabei als Symbol für die Reichsstadt.²⁴ Eine Überprüfung in der WZIS-Datenbank bestätigt diese weite Verbreitung nicht, bisher sind nur eine Handvoll Belege, alle aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, nachzuweisen.²⁵ Auch das Verhältnis eines weiteren Belegs mit offensichtlichem Reutlinger Bezug wäre zu untersuchen, wie die nachfolgende Abbildung 11 zeigt:

²⁴ Sporhan-Krempel: Die Papierer Braun (wie Anm. 14), S. 64.

²⁵ Vgl. WZIS DE4215-PO-162252; DE6075-PO-161909; DE6300-PO-162256; DE8085-PO-162253; DE8085-PO-162254; DE8085-PO-125436; DE8085-PO-125437; DE8085-PO-162255; DE8370-PO-125434; DE8370-PO-125435; DE8370-PO-125438.

Das hier abgebildete Wasserzeichen findet sich auf Papier, das 1582 in Speyer beschrieben wurde, kombiniert ein Allianzwappen, das einen Reichsadler und eine individuelle Marke, jeweils in einem Wappenschild, zeigt, beide überhöht von einem Minuskel-r. Auch hier darf eine Herkunft des Papiers aus Reutlingen angenommen werden, und ein genauerer Vergleich des individuellen Wappens könnte sogar noch näher an die Reutlinger Papiermühle führen, in der das Papier hergestellt worden ist. Das nächste Kapitel versucht diesen Weg, allerdings an einem anderen, einschlägigen Wasserzeichenmotiv nachzuzeichnen.

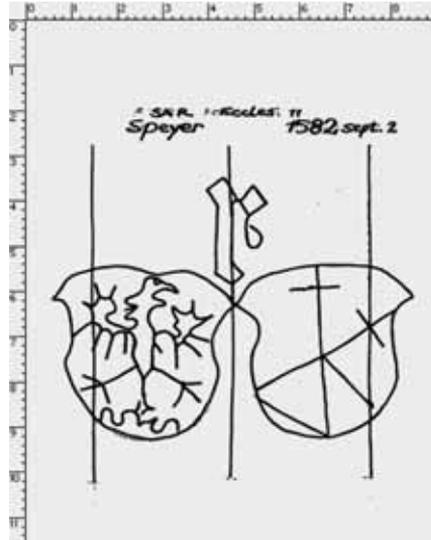


Abb. 11: WZIS DE7125-PO-24833.

III Gretzinger-Wasserzeichen

Genauer soll im Folgenden ein weiteres Motiv aus einer Reutlinger Papiermühle vorgestellt werden, dem ebenfalls durch das Merkmal „Minuskel-r“ eine Reutlinger Provenienz zuzuschreiben ist. In WZIS wird dieses Wasserzeichen in der vorliegenden Form beschrieben: Wappen – Gemeine Figuren – Buchstaben/Ziffern – ein Buchstabe – G – Kreuz (einkonturig) – Buchstaben – R (Minuskel). Insgesamt 343 Belege sind momentan in dieser Motivgruppe versammelt. Die beiden folgenden Beispiele zeigen jeweils den ältesten bzw. jüngsten Beleg mit diesem Motiv (Abb. 12 und 13).

Man erkennt auf den ersten Blick, dass das Motiv über einen relativ langen Zeitraum von fünfzig Jahren sehr konstant bleibt, lediglich die Form des Schildes zeigt eine Veränderung von einem einfachen Schild hin zu einem Renaissanceschild; eine weitere Differenzierung, die man am Bestand vornehmen könnte, soll hier unterbleiben.

Über die Hinweise aus den gedruckten Bänden Piccards lässt sich dieses Wasserzeichen der Reutlinger Papiermacherfamilie Gretzinger zuweisen, unschwer verweist die Initiale G im Wappen auf den Familiennamen.

Schon der eingangs zitierte Aufsatz von Sporhan-Krempel versuchte die biographischen Details der Familie Gretzinger zu entwirren. 1489 zinst, wie oben erwähnt, ein Papiermacher Conrad Gretzinger auf Grundstücke, die dem Reutlinger Spital gehören. Zwei Söhne Conrads, Sebastian und Benedikt, werden zu Beginn des 16. Jahrhunderts öfter als Papierer genannt, gegen Ende



Abb. 12: WZIS DE8085-PO-27676 (Beschreibort Tübingen 1530).



Abb. 13: WZIS AT3800-PO-27671 (Beschreibort Horb 1580).

des 16. Jahrhunderts spielt David Gretzinger eine wichtige Rolle im Handwerk. Sporhan-Krempel ordnete die Familie aber nicht als Papiermühlenbesitzer ein. Theodor Schön führte die Gretzinger in seiner Untersuchung der



Abb. 14: WZIS DE8085-PO-27820 (Beschreibort Tübingen 1560).

Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter auf, ein Gürtler Gretzinger ist seinen Hinweisen zufolge 1449 nachweisbar.²⁶

Es führt aber eine bisher übersehene Spur noch weiter. Denn schon vor 1428 sind die Gretzinger in Reutlingen fassbar. Vom November 1428 stammt eine Urkunde zweier Reutlinger Bürger, in der sie für den erschlagenen Heinrich Gretzinger eine Seelgerätstiftung an die Reutlinger Marienkirche geben.²⁷ Wir erfahren nichts über die Hintergründe des Verbrechens, aber diese fromme Stiftung darf als Kompensation für den begangenen Totschlag aufgefasst werden. Zwar lässt sich keine direkte Verbindung zwischen diesem Heinrich Gretzinger und der Papiermacherfamilie Gretzinger zu Beginn des 16. Jahrhunderts herstellen, aber wenn man diese Möglichkeit in Betracht zieht, dann ist nicht ausgeschlossen, dass es sich bei den Gretzingern um eine bedeutendere Familie handeln muss, die sehr wohl als Mühlenbesitzer fungieren konnte.

²⁶ Theodor Schön: Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation, in: Reutlinger Geschichtsblätter 3 (1892), S. 92. Das seit Mitte des 16. Jh. nachweisbare Familienwappen weist nach Schön einen nach rechts gekehrten Halbmond auf, hat in seinem Aussehen keine Bezüge zur Form des verwendeten Wasserzeichens.

²⁷ HStA Stuttgart B 551 U 1209.

Zurück zum Wasserzeichen der Gretzinger. Eine konkrete Nutzenanwendung dieser Befunde zeigt mein nächstes Beispiel. Vor kurzem hat Sven Limbeck in einem Beitrag den Zusammenhang von Handschriftenkunde und Wasserzeichenforschung beschrieben.²⁸ Er stellte unter anderem ein Fragment aus der Württembergischen Landesbibliothek vor, das eine deutsche Übersetzung der Vita des heiligen Aurelius enthält. Nach der paläographischen Einschätzung würde man das aus wenigen Blättern bestehende Fragment eher ungenau in das ausgehende 15. oder beginnende 16. Jahrhundert datieren, weil die Schrift, eine typische Bastarda, Merkmale aus dieser Zeitspanne aufweist. Zu einer anderen, exakteren Datierung kam Limbeck durch die Untersuchung des Papierbefunds: Nach Ausweis des Wasserzeichens kann das Fragment nicht vor der Mitte des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben worden sein, denn es lässt sich ein Wasserzeichentyp ermitteln, der, so Limbeck, „in Südwestdeutschland für die 1540er- bis 1560er-Jahre nachgewiesen“ ist. Das Trägerpapier stammt also eindeutig aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Limbeck konnte sogar ein identisches, also absolut deckungsgleiches Wasserzeichen ermitteln (Abb. 14).

Mit diesen Informationen fand die Beschreibung des Fragments auch Eingang in die fachrelevante Datenbank *Manuscripta Mediaevalia*, zusammen mit dem Hinweis, das Fragment könnte vielleicht im Kloster Zwiefalten geschrieben worden sein.²⁹ Über Limbecks präzisere Einordnung hinaus lässt sich mit der Identifizierung dieses Wasserzeichens als Gretzinger-Wasserzeichen aus Reutlingen der Befund noch schärfer fassen: Das Fragment ist auf Papier aus der Papiermühle von Gretzinger geschrieben und mit dieser Herkunftsbestimmung des Papiers gewinnt auch die Zuweisung des Aurelius-Fragments nach Zwiefalten weitere Beweiskraft. Denn Pachtbesitzer der Gretzingerschen Papiermühle war das Kloster Zwiefalten, bevor die Mühle 1602 in städtischen Besitz überging. Und wie im folgenden Kapitel zu zeigen sein wird, war ein erheblicher Teil der Papierproduktion aus der Mühle direkt für die Schriftproduktion im Kloster vorgesehen.

IV Reutlinger Papier in der Region

Blickt man auf die Verbreitung von Papier mit diesem Wasserzeichen, und das ist der letzte Aspekt, der im Rahmen dieses Beitrags skizziert werden soll, so lassen sich auch hier Charakteristika ausmachen. Schon ein flüchtiger Blick

²⁸ Sven Limbeck: Heimliche Botschaften im Papier. Handschriftenkunde und Wasserzeichenforschung, in: *Handschriften des Mittelalters. Die großen Bibliotheken in Baden-Württemberg und ihre Schätze* (KulturGeschichte BW), Stuttgart 2007, S. 46–47.

²⁹ Vgl. *Manuscripta Mediaevalia* unter dem Perma-link: <http://www.manuscripta-mediaevalia.de/dokumente/html/obj31912454> (letzter Zugriff 10. Februar 2015).

auf die Beschreiborte des Papiers mit dem Gretzinger-Wasserzeichen verweist auf einen deutlichen Schwerpunkt in Südwestdeutschland. Anders als etwa in Ravensburg fehlen in Reutlingen überregional agierende Handelshäuser. Der Absatz des in der Stadt erzeugten Papiers vollzieht sich daher viel kleinräumiger. Die folgende Übersicht (Abb. 15) weist die Beschreiborte und deren Häufigkeit nach. Demnach verteilt sich die Hälfte der Belege auf die drei Städte Reutlingen, Tübingen und Esslingen; auch der Großteil der übrigen Orte liegt in einem engeren Radius um den Herkunftsort.

Als ein konkretes Absatzbeispiel sei das südlich von Reutlingen liegende Benediktinerkloster Zwiefalten gewählt. Wie in der Region üblich, bezog das Kloster zunächst Papier aus Ravensburg. Im Januar 1477 quittierte Konrad Brettnauer, der Vogt des Klosters Zwiefalten, über 32 fl., die er zum Papierkauf in Ravensburg vorgestreckt hatte.³⁰ Seit 1509 besaß der Konvent eine eigene Papiermühle in Reutlingen an der Echaz, denn im März 1509 bestätigte der Reutlinger Papierer Jakob Hirten dem Kloster seine Absicht, einen Teil der bestehenden Schleifmühle in eine Papiermühle umzuwandeln. Als fällige Pachtabgabe wird „ein ris gut schreibpapier“ festgesetzt, das jährlich an den Klosterhof in der Stadt abzuliefern sei.³¹ Spätestens Mitte des 16. Jahrhunderts taucht die Familie Gretzinger als Pächter der Mühle auf.³²

Über diese Kenntnisse hinaus lassen sich aus den ungedruckten Quellen noch weitere Aspekte zur Zwiefaltener Papiermühlengeschichte beibringen. Im Rechnungsbuch der Hofmeisterei Reutlingen, dem städtischen Verwaltungsmittelpunkt des Klosters in der Stadt, verzeichnete der Verwalter Hans Vorken 1542 seine Ausgaben:³³ „Item ich bin gen Vrach zue meinem gnädigen herren von zwifalten gerytten von wegen der schlyff- vnd bappyr millen wie man das wer machen sol vff das mall verzalt: 3 fl.“ Offensichtlich standen Bau- oder Reparaturarbeiten am Wehr der Mühle an und waren von solcher Wichtigkeit, dass Vorken die Sache mit dem Abt des Klosters direkt abklären wollte; und weil sich der Abt in Urach aufhielt, reiste ihm der Hofmeister nach. Wenig später ist Vorken erneut in Sachen Wehr unterwegs, diesmal in das Kloster nach Zwiefalten selbst, und wegen einer Übernachtung stellt er vier Gulden in Rechnung.

Das Papier des Rechnungsbuchs trägt durchgängig das eben vorgestellte Gretzinger-Wasserzeichen. Wenn man damit die Vermutung Sporhan-Krem-

³⁰ HStA Stuttgart A 602 WR 3368.

³¹ Vgl. Sporhan-Krempel: Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1520; 1568 wird die Mühle als Erb-
lehen ausgegeben, im HStA Stuttgart hat sich darüber ein umfangreiches Konvolut erhalten,
das auch die spätere Geschichte der Papiermühle bis 1660 beleuchtet, vgl. HStA Stuttgart B
554 Bü 70 und Bü 71. Vgl. auch die Hinweise bei Schneider, Reutlingen (wie Anm. 5),
S. 200 f. unter Nr. 172.

³² Sporhan-Krempel: Papiermacherei (wie Anm. 4), Sp. 1523, Anm. 24.

³³ HStA Stuttgart B 555 Bü 530 (ohne Paginierung).

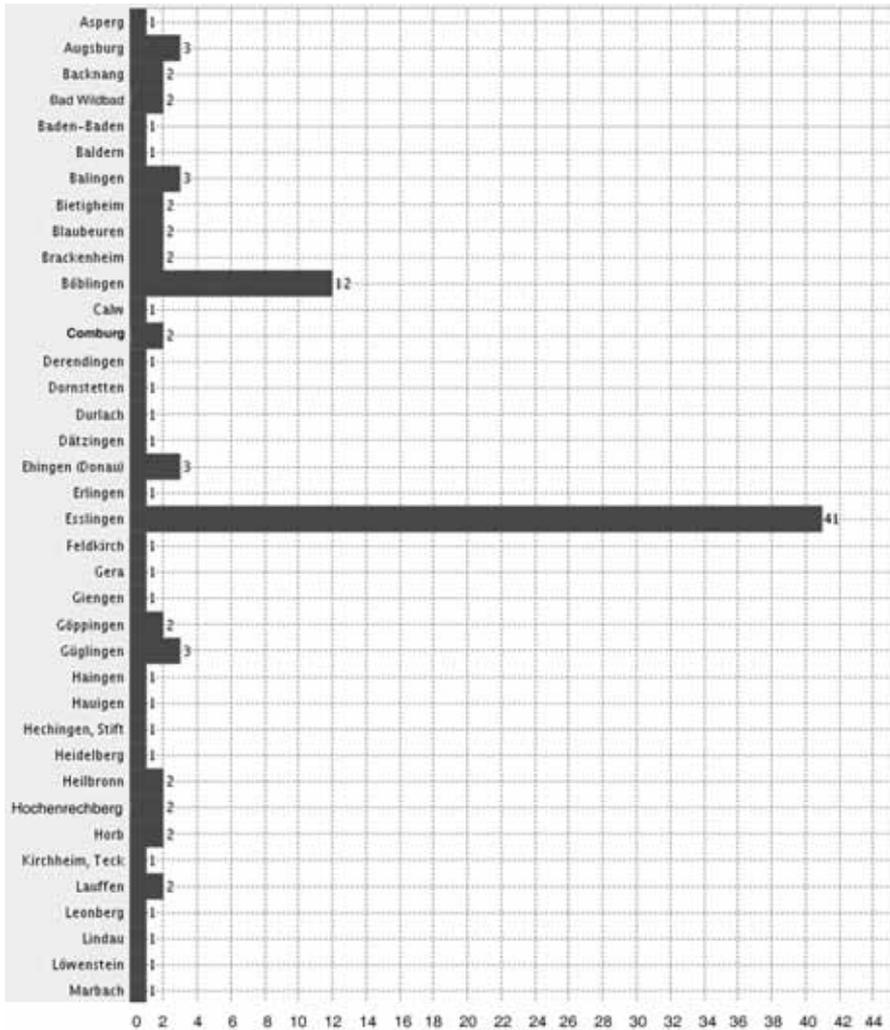
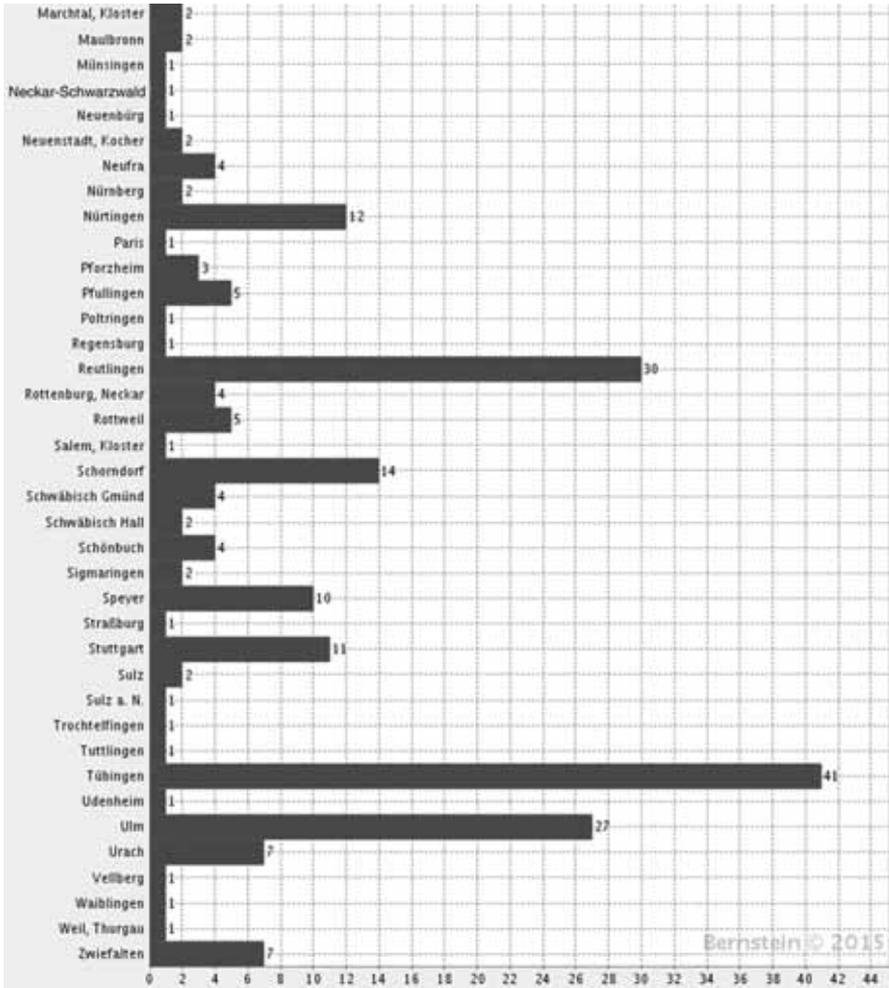


Abb. 15: Verteilung der Beschreiborte des Gretzinger-Wasserzeichens. Die Grafik stammt aus dem BERNSTEIN-Portal (www.memoryofpaper.eu).

pels, als Pächter der Zwiefaltener Papiermühle komme Hans Gretzinger in Frage, in Verbindung bringt, dann erhärtet das Wasserzeichen diese Ansicht.

Spätere Rechnungsbücher der Zwiefaltener Hofmeisterei in Reutlingen liefern des Öfteren Hinweise zu Ausgaben für Papier: 1569/70 verzeichnet der Hofmeister Lienhart Schneider insgesamt fünf Pfund, zehn Schilling und elf Heller Ausgaben für Papier, darunter: „Item den VII. decembris Hansen Pappierer zu Vrach vmb pappier geben II daler. Nota Solches Pappier mein



gnedigen herren und dem herrn Kellern geschickh thut.“ Man bezog also nicht nur aus der klostereigenen Mühle Papier, sondern auch aus Urach. Am 12. Juli schon hatte er Hansen Mädern, vielleicht ein Reutlinger Papiermacher, „ymb II Riß“ beglichen.³⁴ Umriss des Papierbezugs des Klosters Zwiefalten vermittelt auch der Blick in die Datenbank WZIS. Dort lassen sich die Beschreiborte der Papiere leicht feststellen. WZIS bietet insgesamt 61 Belege mit dem Beschreibort Zwiefalten. Ein Viertel davon, 16 Belege, weisen auf

³⁴ HStA Stuttgart B 555 Bü 531.

Reutlinger Papiermühlen hin und dieser relativ hohe Anteil weist schon auf die Bedeutung der Reutlinger Papiere in der Schriftproduktion des Klosters hin.

Erst eine systematische Überprüfung der erhaltenen klösterlichen Schriftproduktion könnte hier genaueren Aufschluss geben. Es versteht sich von selbst, dass ein solcher systematischer Zugriff in diesem Rahmen schlechterdings unmöglich ist, weil die Bestände des Klosters Zwiefalten noch gar nicht in wünschenswerter Weise erschlossen und zudem über mehrere Bibliotheks- und Archivorte verstreut sind. Als punktueller Ansatz – und hier ist noch nicht einmal von einem Werkstattbericht zu sprechen – wurde die archivalische Überlieferung aus dem Kloster Zwiefalten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart in den Blick genommen. Eine keineswegs vollständige und systematische Durchsicht von drei Beständen³⁵, die Ergebnisse für unsere Fragestellung erwarten ließ, brachte kein eindeutiges Ergebnis. Auffällig ist immerhin, dass in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Verwendung von Papier mit diesem Gretzinger-Wasserzeichen eine deutliche Zunahme erfährt.³⁶

Diesen Befund bestätigen auch Analysen am Überlieferungsbestand des Reutlinger Stadtarchivs, die insofern zu einem Erkenntnisfortschritt beitragen, weil Archivalien aus dem Reutlinger Stadtarchiv bisher noch nicht in die gängigen Wasserzeichendatenbanken eingeflossen sind. In einer ersten, keineswegs systematischen Analyse wurden daher Archivalien aus dem Bestand „Reichsstädtische Urkunden und Akten“ (RUA) auf das Vorkommen von Wasserzeichen untersucht, und zwar in exemplarischer Auswahl RUA 100–150 sowie 300–350. Bei beiden Beständen liegt der zeitliche Schwerpunkt auf der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Rund die Hälfte der überprüften Papierdokumente trägt kein Wasserzeichen, kommt also für die Analyse nicht in Betracht. Bei den vorkommenden Wasserzeichenmotiven hält das vorgestellte Gretzinger-Wasserzeichen immerhin einen Anteil von knapp 20%.³⁷ Auffällig ist an diesem Befund, dass alle Belege um 1550 datieren, und damit kann eine weitere Beobachtung verbunden werden. Aus dem Bestand „Lagerbücher“ sind einige Bände erhalten, die sich dem Reutlinger Stadtschreiber Benedikt Gretzinger zuordnen lassen.³⁸ Die Wasserzeichen-

³⁵ Einschlägig sind die folgenden Bestände: A 139 Bü 1–9; H 128 Bü 285–298; H 236/11 – H 236/24.

³⁶ HStA Stuttgart H 236/20, ein Zins- und Gültbuch aus dem Jahr 1551 ist durchgängig auf Papier mit dem vorgestellten Gretzinger-Wasserzeichen beschrieben; HStA Stuttgart H 236/21, 1579 beschrieben, weist ebenfalls ein Reutlinger Wasserzeichen auf.

³⁷ Das Gretzinger-Wasserzeichen kommt vor in: StA Reutlingen, RUA 127, 135, 138, 148, 301, 306, 318, 333, 338.

³⁸ StA Reutlingen, A 4 Nr. 83 (1537), Nr. 85 (1541), Nr. 86 (1549), Nr. 87 (1555) und Nr. 88 (1559). Zur Biographie vgl. Franz Votteler: Benedikt Gretzinger, der Stadtschreiber von Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter 6 (1895) S. 33–36 sowie die Hinweise bei Spohr-Krempel: Papiermacherei (wie Anm. 4) Sp. 1523 mit Anm. 24 und Sp. 1545.

analyse der Bände liefert hier ein eindeutiges Ergebnis: 1537 verzeichnet Benedikt Gretzinger in einem Lagerbuch den Besitzstand einiger Höfe des Reutlinger Spitals in Kleinbettlingen (StA Reutlingen A 4 Nr. 83) und das Papier des kleinen Bandes enthält, abgesehen vom Vorsatzblatt, nur Papier mit dem vorgestellten Gretzinger-Wasserzeichen. Dieser Befund zeigt sich auch in zwei weiteren Lagerbüchern von 1541 beziehungsweise 1549 (Stadtarchiv Reutlingen A 4 Nr. 84, Nr. 85 und Nr. 86), auch hier trägt das verwendete Papier das Gretzinger-Wasserzeichen. Das heißt, der Stadtschreiber Benedikt Gretzinger greift häufiger auf Papier aus der familieneigenen Papiermühle zurück. Es würde sich lohnen, den Papierbezug und -verbrauch der städtischen Kanzlei Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unter diesen Aspekten systematisch zu untersuchen.

Friedrich List: Rückblick für die Zukunft¹

Dieter Senghaas

Philosophen und Wissenschaftler, auch Künstler und Schriftsteller werden als Klassiker erinnert, wenn sie in ihrer jeweiligen Zeit Visionen und Problemsichten artikulierten, die sich auch in späteren Jahrzehnten und Jahrhunderten bei den Bemühungen um eine jeweilige Gegenwartsanalyse immer wieder als hilfreich erwiesen haben und weiterhin erweisen. So lässt der heute in vielen Teilen der Welt zu beobachtende Zerfall von Staatlichkeit die Erinnerung an Thomas Hobbes wach werden: an sein Plädoyer für die Entwaffnung der Bürger und die Errichtung eines staatlichen Gewaltmonopols samt Rechtssicherheit, von ihm im 17. Jahrhundert in England als Leviathan-Konstrukt in einem bürgerkriegschwangeren Umfeld formuliert. Die Relevanz der Hobbes'schen Perspektive ist heute unmittelbar erkennbar, wenn es um die Überwindung einer geradezu chronisch gewordenen politischen Anarchie à la Zentralafrikanischer Republik, Südsudan, Somalia, Irak, Ukraine oder andernorts geht. Aber hier würde schon ein weiterer Klassiker auch aus jenem 17. Jahrhundert in Erinnerung kommen, John Locke, dessen Argumentation darauf hinauslief, auf der Grundlage eines Sozialvertrages ebendieses Gewaltmonopol auch institutionell abzufedern, einzuhegen, gewissermaßen zu zivilisieren, also politische Teilhabe so zu gestalten, dass das Gewaltmonopol breit anerkannt und somit die Gefahr eines Rückfalls in Anarchie unwahrscheinlich würde. Bis heute kreist die moderne politische Theorie, auch Immanuel Kants späterer Beitrag, um diese Problematik. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat nun Adam Smith in dieser Debatte einen neuen Akzent gesetzt, indem er als Ergebnis der sich ausweitenden Arbeitsteilung und ökonomischen Ausdifferenzierung innerhalb von Staaten, aber auch auf internationaler Ebene der sich entwickelnden kapitalistischen Verkehrswirtschaft, also dem Markt, eine ordnungsstiftende und wohlfahrtsfördernde Funktion zuschrieb, den Staat jedoch nur in subsidiärer Funktion für erforderlich hielt. Fast 100 Jahre später hat dann Karl Marx, auch ein Klassiker, hellsehtig die Eigendynamik kapitalistischer Marktlogik samt ihren Folgewirkungen für die Herausbildung von gesellschaftlichen Antagonismen analysiert.

¹ Um Anmerkungen erweiterter Vortrag zum Festakt der Stadt Reutlingen aus Anlass des 225. Geburtstags von Friedrich List am 8. Oktober 2014 im Rathaus Reutlingen.



Friedrich List. Lithographie von Kriehuber, 1845.

Ist nun Friedrich List wie diese hier nur beispielhaft zur Illustration zitierten Autoren als Klassiker zu bezeichnen? Hatte er eine Botschaft, die zu seiner Zeit, also in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine neue, sich als grundlegend entwickelnde Problematik sichtbar machte – eine Problematik, die noch in späteren Jahrzehnten und schließlich auch heute noch von Bedeutung und politischer Relevanz ist?²

I

Angesichts der während seiner Lebenszeit fortschreitenden industriellen Revolution in England formulierte List, nicht als Erster, doch sicher als Erster mit deutlicher Zuspitzung, die Problematik nachholender Entwicklung in der Folge wachsender Asymmetrien zwischen im Industrialisierungs- bzw. Entwicklungsprozess einerseits fortschreitenden und andererseits zurückgebliebenen Gesellschaften.³ Die List'sche, von ihm klassisch formulierte Problematik entsteht, wenn zwischen unterschiedlich entwickelten Ökonomien, die miteinander einen regen Austausch pflegen, eine Kluft an Know-how und organisatorischen Fähigkeiten existiert – eine Kluft, die in der Folge von sich ungleich verbreitenden technologischen und organisatorischen Innovationen sich überdies vertieft. In diesem Fall steht einer weniger produktiven Ökonomie eine produktivere gegenüber. Zwischen ihnen entwickelt sich ein Gefälle an Fähigkeiten, woraus bei anhaltendem Austausch ein Verdrängungswettbewerb zwischen der, in der Diktion von Friedrich List, „mehr vorgerückten“ und der „minder vorgerückten“ Ökonomie entsteht. Die Vorreitergesellschaft oder Spitzenökonomie wird mühelos imstande sein, die mit hoher Produktivität erzeugten Waren preisgünstig auf den nationalen und internationalen Markt zu werfen; es kommt also zu einer Marktüberschwemmung in der weniger vorgerückten Ökonomie. Bei den Nachzüglern droht die Leistungs- und Innovationsbereitschaft in der Folge von Überforderung zu versiegen, da die kompetentere Spitzenökonomie ihre Überlegenheit in jeder Hinsicht ausspielen kann: in den Produktionsverfahren, bei den Produkten selbst sowie in der Fähigkeit zur kontinuierlichen Innovation. Der Verdrängungswettbewerb ist also eine umfassende Erscheinung; er dokumentiert sich nicht nur im Konkurrenzdruck billiger Waren.

Friedrich List hatte seinerzeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als einzige Spitzenökonomie England, als Kandidaten für nachholende Entwick-

² Zu Friedrich List siehe jetzt die umfangreiche Biographie von Eugen Wendler: Friedrich List (1798–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung, Wiesbaden 2013.

³ Siehe jetzt die Neuausgabe des Hauptwerkes von Friedrich List, hrsg. von Eugen Wendler: Friedrich List – Das nationale System der politischen Ökonomie, Baden-Baden 2008 (Monographien der List Gesellschaft, NF Bd. 25). Die Erstausgabe erschien 1841.



Lists viel rezipiertes wirtschaftspolitisches Hauptwerk: Das nationale System der politischen Ökonomie. Ausgabe von 1841.

sche Länder wie Dänemark, Schweden, Norwegen und insbesondere Finnland erst nach 1950 erreichten!⁴ Die Größe des Binnenmarktes Englands in Kombination mit der hervorgehobenen Stellung im Welthandel erlaubte bei der Produktion von Konsum- und Investitionsgütern eine fortschreitende Arbeitsteilung, Massenfertigungen und große Serien – eben die Grundlagen eines erfolgreichen Verdrängungswettbewerbs gegenüber dem herkömmlichen Handwerk und der Protoindustrien – in England selbst sowie außerhalb Englands.

Friedrich List wäre erstaunt und wahrscheinlich entsetzt über die Größe und das Ausmaß an Kluft, die in der heute nur als zerklüftet zu bezeichnenden Welt existiert. Folgt man dem Entwicklungsberichten der Weltbank, z. B. dem World Development Report 2012, so leben in Ländern mit hohem Einkommen 1,1 Milliarden Menschen, in Ländern mit niedrigem Einkommen

lung („enabled nations“) vor allem die USA, Frankreich, Deutschland und wenige andere Länder im Auge, und er schrieb über diese Problematik aus eigener Anschauung und agitierte unermüdlich für die Ermöglichung nachholender Entwicklung angesichts der von ihm hellsichtig diagnostizierten Problematik. Dabei übertrieb er in seinen Diagnosen keineswegs, denn nach neueren Berechnungen verfügte England 1860, also mehr als ein Jahrzehnt nach dem Tode von Friedrich List, bei einem 2-prozentigen Anteil an der Weltbevölkerung über einen 40–45-prozentigen Anteil an der Weltindustrieproduktion. Im selben Jahr 1860 war das englische Industriepotenzial größer als das der 14 nachfolgenden Länder Europas zusammengenommen. 1846, im Todesjahr von Friedrich List, waren nur noch 22 % der erwerbstätigen Bevölkerung in der Landwirtschaft Englands beschäftigt – eine Größenordnung, die nachholend sich entwickelnde europäi-

⁴ Siehe hierzu Dieter Senghaas: Von Europa lernen. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen, Frankfurt/M. 1982, Kap. 1.

817 Millionen Menschen, was einem Verhältnis von 1,4:1 entspricht. Die Größenunterschiede im Bruttosozialprodukt belaufen sich jedoch auf 104:1 (bei Zugrundelegung von Kaufkraftparität auf 41:1). Länder mit hohem Einkommen exportieren Waren im Wert von 8689 Mrd. Dollar; demgegenüber exportieren Länder mit niedrigem Einkommen Güter im Wert von 63 Mrd. Dollar. Dies beläuft sich auf ein Verhältnis von 137:1. Natürlich stellt sich die Lage in Ländern mit mittleren Einkommen (ca. 5 Milliarden Menschen) weit günstiger dar, aber selbst unter Berücksichtigung dieses Sachverhalts ist die internationale Abschichtung unübersehbar und weit gravierender als zu Lists eigener Zeit. Denn nicht nur die abgestufte Differenz zwischen oben und unten ist markanter; die List'sche Problematik ist weit virulenter angesichts der sich in den vergangenen Jahrzehnten vertiefenden und beschleunigenden Interdependenzen auf weltweiter Ebene – ein Sachverhalt, der mit dem Begriff einer sich beschleunigenden Globalisierung umschrieben wird.

Konnte List im Hinblick auf die von ihm formulierte Problematik sein Augenmerk noch auf einen Ausschnitt der Welt richten, so wäre er heute gezwungen, die Welt insgesamt zu betrachten.⁵ Mit Zufriedenheit könnte er zwar registrieren, dass heute in etwa 30 Ländern mit einem ca. 16-prozentigen Anteil an der Weltbevölkerung nachholende Entwicklung – nach gängigen Kriterien gemessen – mehr oder weniger gelungen ist. Das ist der Raum der sogenannten OECD-Gesellschaften. Und hier ist 150 Jahre nach List auch das eingetreten, was er als letztendliches Ziel nachholender Entwicklung für durchaus wünschenswert hielt: nämlich einen Abbau außenwirtschaftlicher Schutzmaßnahmen und somit den Übergang zu freihändlerischen Austauschbeziehungen auf gleicher Augenhöhe, also eine substitutive Arbeitsteilung über die Grenzen hinweg.

List müsste jedoch auch feststellen, dass heute ungefähr zehn Prozent der Weltbevölkerung unter Bedingungen zusammenbrechender oder zusammengebrochener Staatlichkeit leben müssen, in denen nicht enden wollende Bürgerkriege und insbesondere Ethnokonflikte, wie sie derzeit geradezu beispielhaft in der Zentralafrikanischen Republik zu beobachten sind, stattfinden. Hier in diesen Fällen fehlen schon die elementaren Voraussetzungen für welche Spielart von nachholender Entwicklung auch immer.

Interessanterweise teilen sich die verbleibenden 74 % der Weltbevölkerung hälftig auf: 37 % der Weltbevölkerung leben in nur zwei Staaten: China und Indien; die anderen 37 % in ca. 140 Staaten; bei Letzteren ist es unklar, welche von ihnen sich in Richtung auf ein OECD-Profil weiterentwickeln werden, welche in Richtung auf *failing states* abdriften und welche, was nicht selten zu beobachten ist, eine Pendelbewegung durchlaufen, ohne dass ein eindeutiger Durchbruch in die eine oder andere Richtung zustande kommt. (Ägypten,

⁵ Zu den folgenden Daten siehe Dieter Senghaas: Weltordnung in einer zerklüfteten Welt, Berlin 2012.

Thailand und andere Fälle sind für diesen Typ von Entwicklungsland derzeit geradezu symptomatisch.) Etwas vorurteilsbedingt hätte List nicht alle diese 140 Entwicklungsländer für in seinem Sinne entwicklungsfähig gehalten; ungeachtet dessen sind sie heute alle der einst von List diagnostizierten Grundproblematik ausgesetzt: einer drohenden Peripherisierung bzw. Marginalisierung in der Folge einer Marktüberflutung durch Waren höher entwickelter Gesellschaften, insbesondere aus dem OECD-Raum und neuerdings auch von wenigen, vor allem außenwirtschaftlich erfolgreichen Schwellenländern wie China.⁶

II

Hier stellt sich nun die Frage, ob in Ergänzung zu Lists grundlegender Diagnose auch seine konstruktive Entwicklungsprogrammatische für heutige Fälle der genannten Art noch von Relevanz ist. Wird, falls überhaupt, in diesem Zusammenhang List zitiert, dann fällt meistens das Schlagwort „infant industry protection“ bzw. Erziehungszoll, aber solche außenwirtschaftlichen Schutzvorkehrungen für binnenwirtschaftlich förderliche Entwicklungsmaßnahmen verweisen nur auf eine einzige Dimension seines Entwicklungsszenarios. Und gerade im Hinblick auf Schutzmaßnahmen für nachhaltige Versuche der Industrialisierung argumentierte List ganz undogmatisch-pragmatisch: Wo nützlich, sollten sie auf Zeit getätigt und wo schädlich vermieden werden. Sie waren als flankierende Hilfsmaßnahmen gedacht, um binnenwirtschaftliche Impulse für die Herausbildung eines ausdifferenzierten Wirtschaftssystems abzusichern. Jedoch, um (in heutiger Diktion) das *Linkage*-Potenzial zwischen Landwirtschaft, Industrie und Handel und innerhalb dieser Wirtschaftssektoren zu fördern, galt es vor allem, *produktive Kräfte* zu mobilisieren, wozu zu rechnen sind: ein entwicklungsfördernder stabiler politischer Rahmen, insbesondere Rechtssicherheit und eine effiziente Verwaltung; weiterhin die Förderung von Infrastrukturmaßnahmen im Bereich des Transport-, Kommunikations- und Finanzwesens; insbesondere auch die Förderung von Wissenschaft und Bildung, nicht nur im Hinblick auf die Ermöglichung von Innovationen, sondern auch zur Überwindung von Vorurteilen und Trägheit – also Maßnahmen, die die soziale Mobilisierung von Menschen aus eng-traditionalen Verhältnissen und somit in Richtung auf eine soziale Aufwärtsmobilität ermöglichen sollen. In der Diktion von List: Erforderlich war nicht nur die Mobilisierung von „capital of nature“ (Rohstoffe, Demographie u. a.) und die Mobilisierung von „capital of matter“ (Güter, Lebensmittel, Werkzeuge u. a.), sondern eben vor allem die Mobilisierung von „capital of

⁶ Über die Folgen siehe hierzu François Bourguignon: Die Globalisierung der Ungleichheit, Hamburg 2013.

mind“, was in der neueren entwicklungstheoretischen Debatte als „immaterielles Kapital“ bzw. Humankapital bezeichnet wird.⁷

Produktive Kräfte mussten unter entwicklungspolitischer Zielsetzung in jedem konkreten Fall, ausgehend von den vorliegenden spezifischen Bedingungen, raum- und zeitsensibel inszeniert werden. Auch in dieser Hinsicht war Friedrich List ganz undogmatisch, was in seinen Schriften durch viele seine Argumentation illustrierende Beispiele belegt wird.

Entwicklungsförderliche Rahmenbedingungen zu schaffen, produktive Kräfte zu mobilisieren, dazu beizutragen, dass diese durch ihr wechselseitiges Zusammenwirken („Konföderation produktiver Kräfte“) eine „autozentrierte Entwicklung“ (Samir Amin)⁸ ermöglichen, um sich situationsangemessen dem Weltmarkt öffnen zu können, ohne Opfer eines dramatischen Verdrängungswettbewerbs zu werden: diese List'sche Perspektive ist noch immer von Relevanz, wie schwierig ihre Umsetzung in die entwicklungspolitische Praxis heute auch sein mag.⁹

III

Dass Friedrich List als Klassiker zu bezeichnen ist, wird auch allein schon durch die breite frühe und weltweite Rezeptionsgeschichte seiner entwicklungsgeschichtlich motivierten Diagnose und auch seiner entwicklungspolitischen Programmatik dokumentiert.¹⁰ Wobei allerdings, wie erwähnt, diese Rezeption sich sehr häufig auf das *infant industry*-Argument beschränkte, also auf die Forderung außenwirtschaftspolitischer Schutzmaßnahmen zur Förderung einer sich entwickelnden Binnenindustrie. Die umfassendere Programmatik, mit dem Begriff der „Produktion produktiver Kräfte“ umschrieben, blieb dabei in der tonangebenden Schulökonomie oft unberücksichtigt.¹¹

⁷ Die Begriffe finden sich in Friedrich List: *Outlines of American Political Economy*. Grundriss der amerikanischen politischen Ökonomie, in twelve letters to Charles J. Ingersoll. With a commentary by Michael Liebig and an epilogue by Lyndon H. LaRouche Jr., Wiesbaden 1996 (englischer Erstdruck 1827).

⁸ Samir Amin: *Die ungleiche Entwicklung*. Essay über die Gesellschaftsformationen des peripheren Kapitalismus. Hamburg 1975.

⁹ Die überraschend zeitgemäßen gesellschaftspolitischen Dimensionen der List'schen Programmatik werden herausgearbeitet in Eugen Wendler: *Friedrich List im Zeitalter der Globalisierung*, Wiesbaden 2014, Kapitel VII und IX.

¹⁰ Siehe hierzu Eugen Wendler (wie Anm. 2), Kapitel V.5 und weitere dort angegebene einschlägige Werke dieses Autors.

¹¹ Siehe P. Sai-wing Ho: *Distortions in the Trade Policy for Development Debate*. A Re-Examination of Friedrich List, in: *Cambridge Journal of Economics* 29 (2005), S. 729–745, wo diese gängige Engführung der Rezeption kritisiert wird.

Dass List in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in den westlich orientierten, inzwischen hoch industrialisierten Ländern (dem OECD-Club) als bedeutender Vertreter der Geschichte moderner Wirtschaftstheorie vergessen wurde oder nur am Rande eine Erwähnung findet, ist zwar unverständlich, aber spiegelt die zumindest auf Zeit in diesen Ländern überwundene Problematik nachholender Entwicklung wider. Die eigene historische Erfahrung ausblendend, wird in diesem Wirtschaftsraum sowohl von Praktikern und als auch von Wissenschaftlern in der Regel für Freihandel als eine weltweit heilbringende Entwicklungsprogrammatisierung plädiert. Das ist besonders merkwürdig, wenn man an Fälle wie die USA erinnert, deren moderne Entwicklungsgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch besonders ausgeprägte Schutzmaßnahmen (höchste Zollsätze) gekennzeichnet war.¹² Schon zu Lists Zeiten sprach man vom „American System“, das durch und durch listianisch motiviert war, im Unterschied zum „British System“, das im Sinne von Adam Smiths Theorie freihändlerisch-kosmopolitisch ausgerichtet war. Würde man heutige Begrifflichkeiten zu Grunde legen, so wäre zu diagnostizieren, dass beispielsweise die Entwicklung der USA nicht dem auf Freihandel und Deregulierung ausgerichteten „Washington Consensus“ folgte, sondern paradoxerweise der einen oder anderen Variante eines listianisch motivierten „Beijing-Consensus“. ¹³ Im Übrigen hätte eine freihändlerische Orientierung der USA nicht nur ihren Industrialisierungsprozess, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts massiv einsetzte, beeinträchtigt, vielleicht sogar unmöglich gemacht; denn Freihandel hätte auch die Sklaverei in den Rohbaumwolle produzierenden und exportierenden Südstaaten der USA einseitig gestärkt und damit eine Fehlentwicklung forciert, die heute vor allem von exklavenhaft strukturierten, Rohstoffe exportierenden afrikanischen Ländern, die unverarbeitete Rohstoffe und auch Energieressourcen exportieren, nur allzu bekannt ist.

Begreift man in historischer Perspektive die europäischen Länder seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf die hervorgehobene Stellung Eng-

¹² Siehe Ha-Joon Chang: *Kicking away the Ladder. Development Strategy in Historical Perspective*, London 2002 sowie jetzt Mei Junjie: *The Myth of Free Trade* (in chinesischer Sprache), Peking 2014. (Englische Zusammenfassung auf S. 339–342).

¹³ Siehe Joshua Cooper Ramo: *The Beijing Consensus*, London 2004, sowie Shaun Breslin: *The ‚China Model‘ and the Global Crisis – From Friedrich List to a Chinese Mode of Governance?*, in: *International Affairs* 87 (2011), S. 1323–1343; Justin Yifu Lin: *On China’s Economy – Der chinesische Weg zur Wirtschaftsmacht*. Heidelberg 2009; Wolfgang Deckers: *Mao Zedong and Friedrich List on De-Linking*, in: *Journal of Contemporary Asia* 24 (1994), S. 217–226 sowie zuletzt Erik S. Reinert: *Warum manche Länder reich und andere arm sind. Wie der Westen seine Geschichte ignoriert und deshalb seine Wirtschaftsmacht verliert*, Stuttgart 2014.

lands als „Entwicklungsländer“, so zeigt sich innerhalb Europas, aber auch in Nordamerika und Ozeanien die gesamte Breite möglicher Reaktionsweisen auf die Herausforderung durch die seinerzeitige Spitzenökonomie.¹⁴ Das Spektrum reicht von erfolgreichen Fällen nachholender Entwicklung (zu denken ist vor allem an Skandinavien und Ozeanien und die größeren Länder Westeuropas) bis hin zu Fällen, in denen sich eine exklavenhaft strukturierte, auf den Export von unverarbeiteten Agrargütern und Rohstoffen konzentrierte Wirtschaftsstruktur herausbildete, Inbegriff nicht substitutiver, sondern komplementärer Arbeitsteilung, wie sie bis auf den heutigen Tag insbesondere in den Beziehungen zwischen hoch industrialisierten Ländern und afrikanischen Staaten zu beobachten ist. In der europäischen Vergangenheit betraf diese Problematik vor allem auch die Beziehungen von Westeuropa zu den ost- und südosteuropäischen Gesellschaften, nachdem Letztere eine Phase der Re-Feudalisierung („Zweite Leibeigenschaft“) durchlebten, als Westeuropa sich entfeudalisierte.

Erfolgreiche nachholende Entwicklung bedeutet im List'schen Sinne und nach allen Erfahrungen erfolgreicher nachholender Entwicklung, einen Entwicklungsprozess zu inszenieren, der zur Herausbildung stufenweise erarbeiteter dynamisch-komparativer Vorteile beiträgt. Man kann zwar, wie im klassischen Theorem Ricardos vorgesehen, mit dem Austausch von in England industriell produzierten Textilien und anderen Waren gegen portugiesischen Wein beginnen; bleibt man bei diesem Typ von Austausch, landet Portugal jedoch in einer Problemlage, Peripherisierung genannt, an deren Überwindung Portugal sich noch heute, wenngleich auf höherer Entwicklungsstufe, abarbeitet.

Wie die skandinavischen Staaten in den vergangenen hundert Jahren haben sich jüngst geradezu beispielhaft die viel zitierten ostasiatischen Staaten, insbesondere Taiwan, Korea, aber auch Singapur und Hongkong, in der Folge einer sehr geschickt inszenierten entwicklungspolitischen Strategie in historisch beispiellos kurzer Zeit dynamische komparative Vorteile und darüber den Durchbruch zu den hoch industrialisierten Ländern erarbeitet. Die Strategie bestand ganz listianisch in einer staatlicherseits durchgesetzten, nur selektiven, wenngleich durchaus massiven Eingliederung in den Weltmarkt bei gleichzeitiger Abkopplung von diesem in jenen Dimensionen, die als Freiraum für die Förderung binnengesellschaftlich und binnenwirtschaftlich produktiver Kräfte für erforderlich gehalten wurde. Nicht nur in der Entwicklungspraxis, sondern auch in der Wissenschaft wurde daraufhin die potenziell produktive Rolle des sogenannten Entwicklungsstaates, des „development state“, entdeckt bzw. wiederentdeckt und damit eine in List'scher

¹⁴ Siehe hierzu D. Senghaas, *Von Europa lernen* (wie Anm. 4) für empirische Nachweise.

Perspektive selbstverständliche Rahmenbedingung erfolgreicher nachholender Entwicklung.¹⁵

Die produktive Rolle eines Entwicklungsstaates hätte auch bereits am Beispiel der japanischen Entwicklung seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wahrgenommen werden können, auch hinsichtlich aller Fälle des Versuchs nachholender Entwicklung unter sozialistischen Vorzeichen nach 1917 und 1945. Aber gerade letztere Länder und ihre vielfachen Zusammenbrüche (1989–1992) zeigen auf dramatische Weise die Unausweichlichkeit von Fehlschlägen und schließlich des Fehlschlags eines Entwicklungsprojekts, wenn es – angesichts der Herausbildung neuer Gesellschaftsgruppierungen, ihrer Interessen und Identitäten – nicht zu einer überfälligen Transformation der staatlichen und auch nicht staatlichen Institutionen kommt¹⁶ – eine Problematik, die offensichtlich in China vor drei Jahrzehnten zunächst in Hinblick auf die Ökonomie erkannt wurde und mit deren weitergehenden Bewältigung dieses größte Land der Welt erfolgreich zu experimentieren sich bemüht. Ökonomischen Wandel zielgerichtet auf die Herausbildung dynamischer komparativer Vorteile hin zu inszenieren, die Interessen und Identitäten dabei neu sich entwickelnder gesellschaftlicher Gruppierungen nicht abzubügeln, sondern aufzufangen, Tradition und Moderne zu überbrücken und gleichzeitig politische Stabilität zu garantieren – und all dies in einem Land mit den geographischen, ökologischen und bevölkerungsmäßigen Ausmaßen Chinas: Dies ist ein listianisches Projekt unvergleichlicher Herausforderung und Größenordnung, dessen bisheriger Erfolg eindrucksvoll ist, aber keineswegs unproblematisch in die Zukunft fortgeschrieben werden kann, zumal China nicht nur viele sich akzentuierende innerchinesische Problemlagen zu bewältigen hat (darüber gibt es eine breite Diskussion in China), sondern weil China auch eine seiner Größe und seinem Status angemessene Position in einer multipolar werdenden Weltstruktur noch ausfindig machen muss.¹⁷

Die Probleme anderer Schwellenländer unterscheiden sich im Prinzip nicht von denjenigen Chinas: Überall wächst in der Folge mehr oder weniger erfolgreicher ökonomischer Entwicklung und der daraus resultierenden Umbrüche in der Gesellschaftsstruktur ein Reformbedarf auf politisch-insti-

¹⁵ Siehe hierzu Justin Yifu Lin: *Economic Development and Tradition. Thought, Strategy, and Viability*, Cambridge 2009; dazu die eindrucksvolle Diskussion zwischen Lin und Ha-Joon Chang über die unterschiedlichen Ausmaße von Weltmarktintegration und Abkopplung vom Weltmarkt sowie über die Rolle des Entwicklungsstaates, in: *Development Policy Review* 27 (2009), S. 483–502.

¹⁶ Siehe D. Senghaas, *Von Europa lernen* (wie Anm. 4), Kap. 6, für eine frühe diesbezügliche Diagnose, mit zahlreichen Belegen über entsprechende Diskussionen schon in den 1960er- und 1970er-Jahren.

¹⁷ Zu China siehe neben zahlreichen monographischen Studien das Schwerpunktheft der Zeitschrift *Aus Politik und Zeitgeschichte* (im Folgenden: APuZ) zu China, Heft 39/2010.

tioneller Ebene heran, der seinerseits erfolgreich bewältigt werden muss, um nicht die ökonomische Entwicklung selbst in eine Sackgasse zu manövrieren.¹⁸ Auch hier wiederholen sich Erfahrungen der neueren europäischen Entwicklungsgeschichte im Spektrum von graduellen Anpassungsprozessen bis hin zu nicht mehr handhabbaren Umbruchsituationen, ihrerseits die Folge misslungener kollektiver Lernprozesse. Die Dramatik vor Ort ist dabei heute eine viel zugespitztere als zu Lists Zeiten, denn Lists gesellschaftliches Umfeld war noch weithin traditional bestimmt: Die meisten Menschen lebten seinerzeit auf dem Land unter den Bedingungen von Eigenversorgungswirtschaft; der Prozess der Alphabetisierung war erst im Aufschwung begriffen; noch Jahrzehnte nach List war politische Teilhabe in vielen Ländern durch Mehrklassenwahlrecht und andere Begrenzungen eingeschränkt – Sachverhalte, die in manchen Schwellen- und Entwicklungsländern so nicht zu beobachten sind, weshalb in ihnen der Prozess einer breitenwirksamen Politisierung voranschreitet – ein Politisierungsprozess, der, wie weltweit beobachtbar, sich bei ökonomischen und auch politischen Fehlentwicklungen dramatisiert.

IV

Die Entwicklungserfahrung der vergangenen 150 Jahre und insbesondere der letzten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg machen auch deutlich, unter welchen Bedingungen eine nachholende Entwicklung à la List nicht wahrscheinlich bzw. möglich ist. Wenn Entwicklungsländer, gleichgültig ob in- oder außerhalb Europas, sich auf eine komplementäre Arbeitsteilung à la Ricardo (England/Portugal) einlassen, weil sie über günstig vermarktbare Agrargüter und Rohstoffe sowie über Energieressourcen verfügen, dann ist nach aller Erfahrung die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass es zu einem „growth without development“ kommt, u. a. weil die Staatsklassen vor Ort dieses Arrangement für sich und ihre Klientel für profitabel halten, jedenfalls für profitabler als die Investition in ein Entwicklungsprojekt à la List. Würde man List folgen, so würden die aus dem Ressourcenreichtum sich ergebenden, statischen komparativen Vorteile vermittels Investitionen in produktive Kräfte zu einer Erweiterung der Verarbeitungsprozesse vor Ort und somit zu einer breitenwirksamen Ausdifferenzierung der ökonomischen Struktur, also zu einem sogenannte *upgrading* des Wirtschaftsprofils, führen. Genau diese qualitative Strukturprofilierung mit der Folge erarbeiteter dynamisch-komparativer Vorteile findet in den genannten Fällen oft nicht statt, weshalb

¹⁸ Siehe hierzu Andreas Nölke u. a. (Hrsg.): Die großen Schwellenländer, Wiesbaden 2014, sowie das Schwerpunkt APuZ zu BRICS, Heft 50/51 (2013).

Beobachter der Entwicklungsszene über den „Fluch der Ressourcenfülle“ („curse of plenty“) sprechen.¹⁹

Nicht anders ist die Situation bei der Inszenierung von internationalen Wertschöpfungsketten, bei denen multinationale Konzerne vor allem arbeitsintensive Teilprozesse in Länder mit billiger Arbeitskraft auslagern („*outsourcing*“), was dort wiederum oft zu einer exklavenhaft organisierten Wirtschaftsaktivität führt, meist ohne besondere strukturelle Folgeeffekte (*spill-over*) auf eine sich kaum ausdifferenzierende, nicht breitenwirksam werdende Wirtschaftsstruktur im jeweiligen Entwicklungsland. Ändern sich die Investitionsbedingungen vor Ort, so ist die Wahrscheinlichkeit einer Re-Lokalisierung in ein anderes Land unschwer zu bewältigen; zurück bleiben Investitionsruinen. Symptomatisch für diesen Vorgang waren und sind die Ausverlagerungs- und Wiederverlagerungsprozesse insbesondere der arbeitsintensiven Textil- und Bekleidungsbranchen.²⁰

Im Übrigen ist natürlich heute und mit Blick auf die absehbare Zukunft die Frage zu stellen, ob unter den Vorzeichen von Globalisierung bzw. Hyperglobalisierung nicht in aller Regel das List'sche Entwicklungsprojekt geradezu unterminiert wird: Wenn die finanziellen Transaktionen auf den Weltfinanzmärkten in nur wenigen Tagen das jährliche Volumen des Welthandels (von derzeit ca. 13 000 Mrd. Dollar) übersteigen, um – auf Jahresbasis – das Zehnfache des aktuellen Weltbruttosozialproduktes zu erreichen, so zeigt sich hier eine entfesselte Eigendynamik, die die Möglichkeiten, Entwicklungsprozesse zu steuern, zusätzlich erschwert bzw. untergräbt. Verständlich wird in diesem Zusammenhang der Ruf nach Entglobalisierung (*deglobalization, démondialisation*) – ein Hilferuf angesichts überwältigender und überrollender internationaler ökonomischer Transaktionen, deren Ursprung in den hoch entwickelten Industriegesellschaften und in wachsendem Maße auch in sich entwickelnden Schwellenländern verortet ist.²¹

¹⁹ Zur Lage afrikanischer Länder siehe Peter Oesterdieckhoff: Defizite des wirtschaftlichen Wachstums in Afrika, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 12 (2013), S. 37–43. Über die problematischen Bemühungen progressiver lateinamerikanischer Regierungen durch Ausweitung überkommener Rohstoffproduktionen Wohlfahrt zu finanzieren, ohne das überkommene Entwicklungsmodell zu ändern, siehe jetzt Ulrich Brand und Kristian Dietz: (Neo-)Extraktivismus als Entwicklungsoption? Zu den aktuellen Dynamiken und Widersprüchen rohstoffbasierter Entwicklung in Lateinamerika, in: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 48, 2014, S. 128–165; Anna Agostino und Franziska Dübgen: Die Politik des guten Lebens. Zwischen (Neo-)Extraktivismus und dem Schutz der ‚Mutter Erde‘ – Konfliktlinien und Potentiale lateinamerikanischer Transformationsmodelle, in: Leviathan 42 (2014), S. 267–291; Alberto Acosta: Vom guten Leben. Der Ausweg aus der Entwicklungsideologie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik (58) 2013, S. 91–97.

²⁰ Siehe hierzu Klaus Dörre: Unternehmen in transnationalen Wertschöpfungsketten, in: APuZ, Heft 1–3, 2014, S. 28–34.

Möglicherweise wird in absehbarer Zukunft dieser Ruf auch aus den Zentren selbst zu hören sein (siehe heute schon Frankreich!), dann nämlich, wenn die aufstrebenden Schwellenländer nicht nur im Bereich einfacher arbeitsintensiver Güter, sondern auch in dem breiten Segment fortgeschrittener, technologieintensiver Produkte in ebendiesen Zentren, also auch hierzulande, erfolgreich einen Verdrängungswettbewerb gegen die Zentren zu inszenieren imstande sind. Von China vermarktete Hochgeschwindigkeitszüge und Flugzeuge dokumentieren nur die Spitze einer immer breiter werdenden Palette von Produktangeboten aus Schwellenländern. Das Stichwort hierfür ist „*dependency reversal*“, sei es in spezifischen Segmenten bzw. auf breiter Front: Strukturelle Abhängigkeit (*dependencia*) würde dann auch in den Süd-Nord-Beziehungen und nicht nur – wie bisher – in den Nord-Süd-Beziehungen an Virulenz zunehmen.

Die List'sche Problematik, von ihm vor mehr als 150 Jahren noch in einem relativ engen empirischen Umkreis thematisiert und von der man glaubte, sie sei im Club der fortgeschrittenen entwickelten Industriegesellschaften (OECD) prinzipiell überwunden, könnte also unter den Bedingungen offener Märkte gerade in den Ländern dieses Clubs eine Renaissance erleben: Welche außenwirtschaftlichen Maßnahmen – so ist zu fragen – sind erforderlich und welche produktiven Kräfte müssten inszeniert werden, um dieser sich möglicherweise ausweitenden Problematik in den derzeitigen Zentren der Weltwirtschaft konstruktiv und weitsichtig entgegenzuwirken? In diesem Zusammenhang wird die Entwicklungsdiskussion eine Rückkehr in diese Länder und eben auf diese selbst bezogen erleben. Dort hatte sie vor 150 bis 200 Jahren ihren Ursprung und in Friedrich List einen weitsichtigen, zeitgenössische Diskussionen bündelnden und zuspitzenden Diagnostiker. In einer globalisierten Welt werden hierzulande und anderenorts viele Lists erforderlich sein, um die klassische List'sche Problematik, wie sie weltweit in Entwicklungsländern besteht²², aber auch die hier am Ende umrissene neue Problematik, wie sie sich in den Zentren der Weltwirtschaft abzeichnet und evtl. akzentuiert, konstruktiv zu bewältigen.

²¹ Positive Folgen (!) im Hinblick auf den Finanzsektor von Schwellenländern diskutiert Christian May: Die Dissoziation der BRICs im finanzierten Kapitalismus, in: Peripherie 33 (2013), S. 264–286.

²² Eine Problemübersicht findet sich in: Andrea Komlosy: Nachholende wirtschaftliche Entwicklung. Konzepte, Beispiele und Kriterien für Erfolg oder Scheitern, in: Zeitschrift für Weltgeschichte 13 (2012), S. 11–42.

Friedrich List und die Leipzig-Dresdner Eisenbahn – Neue Anregungen

Sven Bracke

Die Sonderausstellung „Deutschland wird mobil – 175 Jahre Leipzig-Dresdner Eisenbahn“ im Verkehrsmuseum Dresden vom 7. April bis 28. September 2014 war Anlass für eine Reihe von Forschungen zu verschiedenen kritisch zu hinterfragenden Themen, u. a. auch das Verhältnis des gebürtigen Reutlingers Friedrich List zum Eisenbahn-Komitee und später zum Direktorium der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Compagnie (LDEC). Dieses Verhältnis ist bereits vielfach Gegenstand von Untersuchungen gewesen.¹ Der grundsätzliche Tenor dabei ist meistens, dass der Idealist Friedrich List von den eiskalt kalkulierenden und gewissenlosen Leipziger Kaufleuten nicht wirklich verstanden, für ihre Zwecke ausgenutzt und dann beiseitegeschoben worden war.

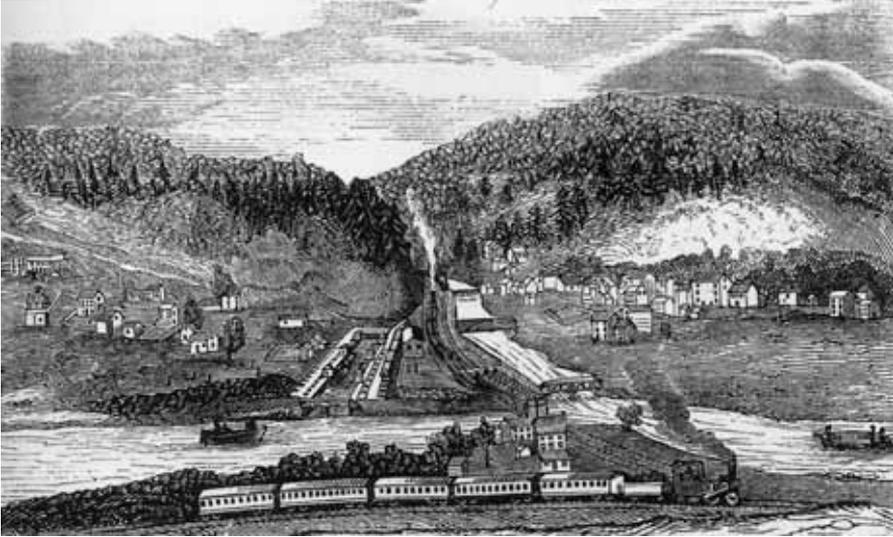
Grundlage für diese Beurteilungen ist die 1879 von Heinrich Niedermüller verfasste Schrift „Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn – ein Werk Friedrich Lists“, die er in der Zeitschrift „Die Grenzboten“ in zwei Abschnitten veröffentlichte.² Diese Abhandlung wird in vielen Forschungen zum Verhältnis Friedrich Lists zur Leipzig-Dresdner Eisenbahn (LDE) übernommen³ und die Aussagen von Niedermüller sind mittlerweile soweit in das allgemeine Bewusstsein eingedrungen, dass es gar keinen Anlass mehr zu geben scheint, sich mit den Hintergründen zu beschäftigen.

Ziel dieser Untersuchung ist es, die von Niedermüller geschilderten Ereignisse kritisch zu hinterfragen. Im Mittelpunkt steht dabei die viel zitierte Vereinbarung zwischen List und nicht namentlich genannten Mitgliedern des Eisenbahn-Komitees. Zugleich will dieser kleine Beitrag Anstoß zu einer

¹ An jüngeren Veröffentlichungen (s. auch Anm. 3) seien genannt: Udo Becher: Die Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Compagnie, Berlin 1981; Fritz Borchert: Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn, Berlin 1989; Michael Hörrmann: Friedrich List und die Frühgeschichte der deutschen Eisenbahn, in: Friedrich List und seine Zeit, hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1989, hier: S. 144–152; Ralf Haase: „... sein Spiel in ganz Deutschland für immer verdorben ...“ – Friedrich List im Kreuzfeuer seiner politischen Gegner während seiner Leipziger Zeit zwischen 1833 und 1837, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 35 (1996), S. 221–249.

² Die Grenzboten Nr. 27 vom 3. 7. 1879, S. 6–24; Nr. 29 vom 17. 7. 1879, S. 99–118, Leipzig 1879.

³ Vgl. z. B. Eugen Wendler: Friedrich List der geniale und vielverkannte Eisenbahnpionier, Reutlingen 1989, S. 34–47. Ebenso Eugen Wendler: Friedrich List (1789–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung, Wiesbaden 2013, S. 172–183.



Stich der Schuylkill-Eisenbahn in Pennsylvania. Als Mit-Eigentümer machte List praktische Erfahrungen im Eisenbahnbetrieb und brachte diese in die Planung der Leipzig-Dresdner Strecke ein.

neuen Diskussion darüber geben, wie die Leipzig-Dresdner Eisenbahn und Friedrich List zueinander standen und wie Niedermüller zu seiner Sicht der Ereignisse kam. Ebenso sind die Motivation Niedermüllers und die ihm zur Verfügung gestandenen Informationen kritisch zu prüfen. Um dies untersuchen zu können, wird zunächst auf die Ereignisse eingegangen, wie sie Niedermüller schildert.

Friedrich List (1789–1846) wanderte 1825 in die USA aus, wo er in Pennsylvania sowohl schriftstellerisch als auch unternehmerisch tätig war. Er übernahm in Reading/PA die Redaktion einer Tageszeitung, erwarb Kohleminen und gründete für den Transport eine der ersten amerikanischen Eisenbahngesellschaften.

Mit seinen Eisenbahn-Erfahrungen und einer Vision eines deutschen Eisenbahnsystems übersiedelte List 1833 nach Leipzig, wo er ab 1834 das Amt eines amerikanischen Konsuls bekleidete. Schon bald nach seiner Ankunft veröffentlichte er die Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden“⁴. Darin ver-

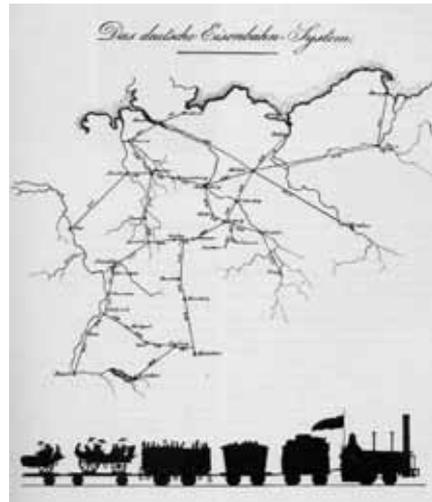
⁴ Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden, Leipzig 1833.

deutlichte er den volkswirtschaftlichen und politischen Nutzen des Eisenbahnbaus und entwarf zugleich ein nationales Eisenbahnnetz mit mehreren Knotenpunkten. Einer davon sollte Leipzig sein. Die Eisenbahn galt ihm sowohl als Mittel zur Überwindung der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Staaten des Deutschen Bundes als auch zur politischen Einigung.

In Leipzig stieß List auf offene Ohren. Seine Schrift wurde in einer Auflage von 500 Stück gedruckt und von Beamten, Mitgliedern des Landtages sowie Kaufleuten und Bankiers intensiv gelesen. Als Reaktion darauf traten der Bankier Wilhelm Seyfferth und der Kaufmann Albert Dufour-Féronce an List heran und versprachen ihm ihre Mitwirkung, genau wie Hof- und Justizrat von Langenn. Auf einer Versammlung Leipziger Bürger, die auf Einladung von Langenns und unter der Leitung des Industriellen Gustav Harkort stattfand, wurde eine Eingabe an den sächsischen Landtag beschlossen, um eine Eisenbahnverbindung von Leipzig nach Dresden bauen zu dürfen. Am 20. November 1833 ging die von 316 Bürgern unterschriebene Petition nach Dresden ab.

Anfang Dezember fuhren Gustav Harkort, Wilhelm Seyfferth, Stadtrat Carl Lampe und Albert Dufour-Féronce nach Dresden, um erneut für den Eisenbahnbau zu werben. List wurde nicht hinzugezogen, fuhr aber auf eigene Kosten in die Residenzstadt. Daher war er bei dem Gesprächstermin mit der Regierung zwar nicht dabei, sprach aber aus eigenem Interesse selbst vor und fand Gehör.

Die Regierung stimmte dem Vorhaben zu. Hof- und Justizrat von Langenn berief für den 10. Januar 1834 eine Konferenz mit Harkort, Seyfferth, Dufour-Féronce, Lampe und List ein, auf der „das Erforderliche eingeleitet“ wurde.⁵ Der zum 1. Januar 1834 in Kraft getretene Deutsche Zollverein brachte indes für die Kaufleute wie für die Öffentlichkeit so viel Neues mit sich, dass die Idee einer Eisenbahn im Trubel des Alltagsgeschäfts unterzugehen drohte.



Lists Plan eines nationalen Eisenbahnsystems. Leipzig war dabei einer der wichtigsten Knotenpunkte. Für List bildete die Eisenbahn das Mittel zur Überwindung der gewerblichen und politischen Rückständigkeit Deutschlands.

⁵ Heinrich Niedermüller: Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn – ein Werk Friedrich Lists, in: Die Grenzboten Nr. 27 vom 3. 7. 1879, S. 18.



Titelblatt von Lists Schrift „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem [...]“. Für List war die Leipzig-Dresdner Eisenbahn das erste Teilstück seines nationalen Eisenbahnsystems, zwar das wichtige erste Teilstück, aber eben nur ein Teil.

Die treibenden Kräfte der Eisenbahnidee wandten sich daher an List, damit er die Öffentlichkeit erneut für die Eisenbahnsache motivieren sollte.

Darauf veröffentlichte List Anfang 1834 seinen „Aufruf an unsere Mitbürger in Sachsen, die Anlage einer Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig betreffend“, der in einfacher Form die Vorzüge einer Eisenbahn und ihren volkswirtschaftlichen Nutzen beschrieb. Zugleich formulierte er erneut seine Grundsätze, dass die Eisenbahn ein nationales Anliegen sei und dass die Privatinitiative der Städte und ihrer Einwohner den entscheidenden Impuls zum Bau weiterer Strecken geben sollte.⁶ 1000 Exemplare dieser Schrift wurden gedruckt und kostenlos verteilt. Die dankbaren Kaufleute schenkten List daraufhin einen silbernen Pokal mit reicher Vergoldung, auf dem ihre Namen und die Inschrift „Dem Verfasser des Aufsatzes an unsere Mitbürger“ eingraviert waren. Die Resonanz war ungeheuer groß.

Am 17. März 1834 berief der Leipziger Stadtrat eine Versammlung zur Wahl eines Komitees ein, dem 12 Personen angehören sollten. „Selbstverständlich fielen die meisten Stimmen auf List, Harkort, Dufour-Féronce, Seyfferth, Lampe“, schreibt Niedermüller.⁷ List wurde nach der Wahl eröffnet, dass er kein ordentliches Mitglied des Komitees sein könne, da der Stadtrat bestimmt hatte, dass „nur wirkliche Bürger von Sachsen als ordentliche Mitglieder“⁸ gewählt werden könnten. Dem Komitee sei aber die Befugnis erteilt worden, außerordentliche Mitglieder hinzuzuziehen. Das Komitee konstituierte sich am 3. April 1834, Harkort wurde Vorsitzender und der Kaufmann August Olearius als Stellvertreter benannt. Friedrich List wurde am nächsten Tag „vermöge der uns zustehenden Befugniß und in Erwägung der mannigfachen

⁶ Aufruf an unsere Mitbürger in Sachsen, die Anlage einer Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig betreffend, Leipzig 1834.

⁷ H. Niedermüller (wie Anm. 5), S. 19.

⁸ Ebd., S. 20.

Verdienste, die sich derselbe um die Sache erworben hatte“,⁹ zum außerordentlichen Mitglied ernannt. List war nun besorgt, ins Abseits geschoben zu werden, doch Albert Dufour-Féronce beruhigte ihn, „die Leipziger würden stets als Ehrenmänner handeln, nicht wie Yankees, wie er zu befürchten scheine.“¹⁰

Das Komitee veröffentlichte mehrere „Berichte an das Publicum“, in denen die Fortschritte der Planungen, die technischen Gegebenheiten, die erwarteten Ergebnisse und der allgemeine Nutzen eines solchen Eisenbahnbaus intensiv erörtert wurden. Diese stammten aus der Feder von List. Ebenso wurde ein Expropriationsgesetz, das auf der Arbeit von Friedrich List beruhte, entworfen und der Regierung vorgelegt.

Im März 1835 erfolgte die Gründung der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Compagnie (LDEC) als private Aktiengesellschaft. Die 15.000 Aktien zu je 100 Taler wurden zur Ostermesse am 14. Mai 1835 in Leipzig in mehreren Stunden vollständig gezeichnet, eine „Menge Personen, welche am Tage darauf zeichnen wollten und sich bereits früh Morgens auf dem Bureau des Komités einstellten, mußten zurückgewiesen werden“.¹¹ 1500 dieser Aktien waren an den sächsischen Hof nach Dresden übersandt worden. Die meisten davon kamen zurück und wurden in der Abwesenheit von List unter den Mitgliedern des Direktoriums aufgeteilt. List hatte ebenfalls Aktien erworben, wenn auch nur wenige. Er hatte vergeblich darauf vertraut, einen Teil der vom sächsischen Hof abgewiesenen Aktien kaufen zu können.



Titelblatt von Lists „Aufruf an die Mitbürger in Sachsen“. Mit dieser Werbeschrift für die sächsische Strecke verhalf List Anfang 1834 der „Eisenbahnsache“ zum Durchbruch und löste einen Sturm der Begeisterung für den Bau der ersten deutschen Ferneseisenbahn aus.

⁹ Erster Bericht des Eisenbahn-Comité zu Leipzig an das Publicum vom 14. Juni 1834. Ohne Seite.

¹⁰ E. Wendler, Friedrich List. Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung (wie Anm. 3), S. 176.

¹¹ H. Niedermüller (wie Anm. 5), S. 24.

Am 5. Juni fand die 1. Generalversammlung der Aktiengesellschaft statt. Die Versammlung wählte die ordentlichen Mitglieder des Komitees und zwölf weitere Personen, darunter auch Friedrich List, in einen Ausschuss. Das Komitee löste sich daraufhin auf. Einige Tage später wählte der Ausschuss das Direktorium der LDEC aus seinen Reihen. Den Vorsitz hatte Gustav Harkort inne. Auf Friedrich List war nicht eine Stimme entfallen und folglich wurde er auch nicht ins Direktorium gewählt. Seine Hoffnung auf eine Stellung im Direktorium, die ihn finanziell abgesichert hätte, war enttäuscht worden. Jahrelang hatte er auf eigene Kosten die Werbetrommel für den Eisenbahnbau gerührt, seine Mühen und seine ganze Tätigkeit in den Dienst der Sache gestellt – und nun war es vorbei. „Er wurde bei Seite gesetzt, wie man eine abgenutzte Maschine in die Rumpelkammer wirft“, schreibt Niedermüller.¹² Den einzigen Zugang zur LDEC boten ihm seine Aktien. Er hatte damit das Recht, an den Generalversammlungen teilzunehmen und auch Fragen und Anträge zu stellen.

Für das Direktorium war nun alles auf dem richtigen Weg: Die Aktienzeichnung war ein voller Erfolg gewesen, das errechnete Kapital von 1.500.000 Talern war vorhanden, die öffentliche Meinung war für das Projekt und für die Lösung der technischen Probleme standen Ingenieure zur Verfügung.

List hatte zuvor seine Bedingungen für die Arbeit mit dem Komitee in einem Gespräch mit Seyfferth und Dufour klar formuliert: „Ersatz seines Aufwandes bis zur Konstituierung der Kompagnie, die Befugnis, nach Vollendung der Bahn mindestens noch zwei Prozent der sämtlichen Aktien *à pari* zeichnen zu dürfen, und eine seinen Verhältnissen angemessene Anstellung bei der Direktion der Kompagnie mit entsprechendem festen Gehalt.“¹³ Er fügte hinzu, dass „die Delikatesse ebenso wie das Interesse der Kompagnie es nicht zulasse, mit denselben öffentlich hervorzutreten, weil sonst das Publikum, voll von Zweifeln und Einwendungen, die ganze Angelegenheit als reine Privatspekulation betrachten und die Begeisterung dafür verlieren werde.“¹⁴ Seyfferth und Dufour fanden diese Bedingungen „sehr bescheiden und versprachen, ihr Möglichstes für die Erfüllung derselben zu thun, auch die übrigen Freunde des Unternehmens dafür zu verpflichten“, heißt es bei Niedermüller.¹⁵

Bei der Wahl des Direktoriums wurde also laut Niedermüller diese mündliche Zusicherung nicht eingehalten. Gleich nach seiner Wahl ersuchte jedoch das Direktorium den Ausschuss um Zustimmung, Friedrich List für seine

¹² Ebd., S. 25.

¹³ Heinrich Niedermüller: Friedrich List und die Leipzig-Dresdner Eisenbahnkompagnie, in: Die Grenzboten Nr. 29 vom 17.7.1879, S. 99.

¹⁴ Ebd., S. 99.

¹⁵ Ebd.



Gustav Harkort (1795–1865), einer der führenden Geschäftsleute Leipzigs und von 1835 bis 1865 Direktor der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie. Seine kaufmännische Denkweise führte zu Konflikten mit dem nationalen Ansatz Lists.

Auslagen zu entschädigen und setzte dafür ohne Rücksprache mit List die Summe von 1500 Talern fest. „Die Mitglieder des Directoriums können ihm, wenn gleich in manchen Beziehungen mit seinen Ansichten nicht einverstanden, das Anerkenntnis nicht versagen, daß er mit großer Thätigkeit und Ausdauer bemüht gewesen ist, den vorgesteckten Zwecke zu fördern, daß er namentlich durch die mühevoll entworfenen Berichte und deren öftere Um- und Ausarbeitung, durch Vorlegung reichhaltiger Notizen und deren Zusammenstellung und durch Anregung mancher Art sich ein großes und bleibendes Verdienst um die Sache erworben hat, die seitdem durch überraschend schnelles Zustandekommen der Subscription eine so ehrenvolle Anerkennung fand.“¹⁶

Der Ausschuss erhöhte von sich aus diese Summe auf 2000 Taler. List protestierte und verwies auf die mündlich getroffenen Vereinbarungen. Der Ausschuss erwiderte, dass es sich um ein Ehrengeschenk handeln würde, nicht um eine Abfindung seiner Ansprüche: „Soll ein positiver Verlust vergütet, mithin eine bestimmte der Compagnie in Rechnung zu stellende Ausgabe gemacht werden, so muß jener nicht nur speziell nachgewiesen, sondern es muß auch ein Anspruch rechtlich begründet sein.“¹⁷ List hatte keinen Vertrag, also keinen Rechtsanspruch. Es blieb ihm nur, das Ehrengeschenk entweder anzunehmen, was er schließlich tat, oder ganz darauf zu verzichten.

Auf der dritten Generalversammlung der LDEC im Juni 1837 brachte List seine Ansprüche erneut vor und bewarb sich auch um die zur Wahl stehende Stelle im Direktorium. Seine Forderungen wurden in einer turbulenten Sitzung abgewiesen und bei der Wahl bekam er erneut keine einzige Stimme. Er erhielt dann weitere 2000 Taler, mit denen seine restlichen Ansprüche pauschal abgegolten wurden.

Soweit die Darstellung der Ereignisse durch Niedermüller. Wer war dieser Mann, der 1879 einen mutigen Versuch der Ehrenrettung Friedrich Lists betrieb? Ernst Heinrich Niedermüller wurde am 27. Juli 1847 in Oldendorf bei Osnabrück geboren. Er stammte aus einfachen Verhältnissen, sein Vater war Müller. Nach der Lehrerausbildung und Stationen in Stade, Marne und Rostock promovierte er 1873 im Fach Mathematik.¹⁸ 1874 kam er nach Leipzig und wurde Oberlehrer für Mathematik und Physik an der Nikolaischule. Im folgenden Jahr heiratete er Anna Vogel. Sie bekamen zwei Kinder (1877 und 1879). 1883 erkrankte Niedermüller schwer und starb am 11. Juni 1884 im Alter von nur 36 Jahren. Er hatte sich neben seiner Lehrtätigkeit unermüdlich in den verschiedensten Bereichen betätigt, Vorträge bei den Leipziger Arbeitervereinen gehalten und unter anderem David Humes „Nationalökonomische

¹⁶ Ebd., S. 103.

¹⁷ Ebd., S. 106.

¹⁸ Heinrich Niedermüller: Darstellung der stationären Ebenen einer allgemeinen algebraischen Raumcurve, Diss. Jena, Rostock 1873.

Abhandlungen“ ins Deutsche übersetzt.¹⁹ Seine Begeisterung für die Nationalökonomie wurde während der Lehrerausbildung geweckt und erhielt in Leipzig weiteren Aufschwung. Hier kam die Arbeit an den Werken Friedrich Lists hinzu. 1879 legte er seine zweiteilige Abhandlung über das Verhältnis der Leipzig-Dresdner Eisenbahn zu Friedrich List vor; sie wurde im folgenden Jahr als Sonderdruck erneut veröffentlicht.²⁰

Die Würdigung Lists durch Niedermüller wurde durch die Errichtung des Gustav-Harkort-Denkmal und des Porphyrobelisks zum Andenken an die Gründung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn motiviert. Den Bau des Denkmals beschlossen die Aktionäre der LDEC 1876 auf ihrer letzten Generalversammlung als Ausdruck der Dankbarkeit für den 1865 verstorbenen langjährigen Direktor der Eisenbahnlinie. Auf Initiative Wilhelm Seyfferths wurde 1878 zudem ein Obelisk zur Erinnerung an die Leipzig-Dresdner Eisenbahn errichtet, auf dessen Inschriftentafeln die Namen des ersten und des letzten Direktoriums der LDEC verzeichnet waren. Die Beteiligung Lists wurde durch ein schlichtes „angeregt durch Friedrich List“ erwähnt.

Die Schrift Niedermüllers ist eine deutliche Abrechnung mit dem Direktorium der LDEC und dessen Umgang mit Friedrich List. Niedermüllers Motivation dafür war mehrschichtig: Zum einen sah er sich selbst als Nationalökonom und damit in Friedrich List einen geistigen Vater. Zum anderen erregte die Diskussion über das Gustav-Harkort-Denkmal und das Denkmal für die LDE seinen Ärger, sah er doch Friedrich List auf die Stufe eines unbedeutenden „Anregers“ herabgesetzt. Seinem Unmut machte er in seiner Schrift deutlich Luft: „So sind uns die beiden Denkmäler wie eine laute Mahnung erschienen, uns wieder einmal daran zu erinnern, was Friedrich List für



Porträt Emilie List (1818–1902). Emilie war Lists ältere Tochter und eine enge Freundin von Clara Schumann. Sie ist eine der möglichen Quellen für das Werk von Heinrich Niedermüller.

¹⁹ David Hume: Nationalökonomische Abhandlungen, übers. von Dr. H. Niedermüller, Leipzig 1877.

²⁰ Heinrich Niedermüller: Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn, ein Werk Friedrich List's, Leipzig 1880.



Wilhelm Seyfferth (1807–1881), Bankier aus Leipzig und von 1833 an im Eisenbahnkomitee sowie später im Direktorium der LDEC.

die Sache der Eisenbahnen, und ganz besonders, was er für die Leipzig-Dresdner Bahn gethan hat.“²¹

Nach dem frühen Tod Niedermüllers würdigte Professor Gebhardt, der Direktor des Nicolai-Gymnasiums, das Bemühen um die Rehabilitierung Lists und nannte Niedermüllers Veröffentlichung eine „ebenso klar und sachlich wie fesselnd geschriebene Schrift“, die „allgemeines Aufsehen in den beteiligten Kreisen“ erregt habe.²² Ferner enthält die Rede des Schuldirektors einen Hinweis auf Niedermüllers Kontakt zu Lists Familienangehörigen: „Fräulein Emilie List in München [Tochter von Friedrich List, Anm. d. Verf.] und der Enkel List's, der Buchhändler Oldenbourg ebendasselbst, trugen unserm Niedermüller sogar die ehrenvolle Aufgabe an, Friedrich List's Leben zu schreiben. Leider ist er nicht dazu gekommen [...]“²³

Für Heinrich Niedermüller hätte es verschiedene Quellen gegeben, um an Informationen zu gelangen: Emilie List (1818–1902), eine enge Freundin von Clara Schumann, wird in diesem Zusammenhang oft genannt. Hier ist quellenkritisch zu bedenken, dass seit den Ereignissen ca. 35 Jahre vergangen waren und Emilie die Sichtweise ihres Vaters geschildert haben wird, also keine neutrale Quelle ist. Zudem gibt es keinen sicheren Beweis dafür, dass Niedermüller mit ihr in Kontakt stand, bevor er seine zweiteilige Schrift veröffentlichte. Es ist viel wahrscheinlicher, dass sowohl Emilie List als auch Lists Enkel Oldenbourg erst durch diese Veröffentlichung auf Niedermüller aufmerksam wurden.

Eine Schlüsselfigur auf der Suche nach der Provenienz von Niedermüllers Quellen ist jedoch Wilhelm Seyfferth (1807–1881). Seyfferth ist der einzige, der von Beginn an als Mitglied zunächst des Eisenbahnkomitees, dann als Mitglied und zeitweilig stellvertretendes Mitglied im Direktorium und zuletzt bis zur Verstaatlichung als Vorsitzender des Direktoriums maßgeblich an allen Entscheidungen beteiligt war. Er initiierte den Bau des LDE-Denkmal am Bahnhof in Leipzig und auf sein Bestreben hin wurde List in diesem Denkmal erwähnt, woraus sich ein zumindest wohlwollendes Verhalten gegenüber List ableiten lässt. Er ist der einzige, der das gesamte Geschehen erlebt und aktiv gestaltet hat und noch lebte, als Niedermüller sein Buch schrieb.

Niedermüller haben anscheinend die Protokolle des Ausschusses der LDEC und auch die Briefe Lists vorgelegen, zumindest zitiert er mehrfach daraus.²⁴ Während bei den Briefen die Herkunft sowohl aus Ludwig Häußers Edition als auch von Emilie List vorstellbar ist, wurden die Protokolle des Ausschusses der LDEC nicht veröffentlicht und waren auch noch nicht wie

²¹ H. Niedermüller (wie Anm. 5), S. 8.

²² Gedächtnisrede von Prof. Dr. Gebhardt für Heinrich Niedermüller, gehalten am 16. 6. 1884, in: Bericht des Nicolai-Gymnasiums über das Schuljahr 1884 zu 1885, S. XXIII.

²³ Ebd., S. XXIII.

²⁴ H. Niedermüller (wie Anm. 13), S. 103 f., 106 f., 108.



Grabdenkmal Professor Ludwig Häusser, um 1900. Professor Häusser (1818–1867) legte 1850 eine erste Edition von Schriften von Friedrich List vor.

consul List ein Ehrengeschenk von 1500 Thalern als eine Anerkennung seiner Bemühungen und Verdienste zu bestimmen.“²⁶

Es ging also dem Direktorium nicht darum, List die Anerkennung für seine Verdienste abzusprechen. Es versuchte vielmehr, sich und die Gesellschaft vor den finanziellen Ansprüchen Lists zu schützen. Das Gleiche vermerkt das Protokoll für die 3. Generalversammlung der LDEC am 15. Juni 1837: „Nach einer mehrfachen Discussion dieses Gegenstandes [...] und wobei die Herren Vorsitzenden des Directorium und Ausschusses bestätigten, auch sie hätten die mannigfachen Verdienste des Consul List um das Unternehmen nie erkannt und sei es ihnen schmerzlich gewesen, den Wünschen desselben nicht ganz entsprechen zu können, weil diess nicht in den Befugnissen des Directo-

heute im Stadtarchiv Leipzig zur allgemeinen Benutzung zugänglich.²⁵ Es ist folglich davon auszugehen, dass er durch einen Insider, und hier deutet alles auf Wilhelm Seyffferth hin, Zugang zu diesen Protokollen hatte.

Wie sahen die Zeitgenossen die Rolle Friedrich Lists? Ihnen waren die Verdienste Friedrich Lists um die Errichtung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn sehr bewusst. Gustav Harkort selbst lobt in einem Schreiben an den Ausschuss Lists Rolle: „Es muß uns angelegen sein, daß eine Unternehmung, welche in unserm deutschen Vaterlande ein schönes Beispiel gegeben hat, nicht den Vorwurf auf sich lade, dem Manne, von dem die erste Anregung dazu ausging, der sich fast zwei Jahre hindurch mit Thätigkeit und Eifer der Beförderung derselben widmete und ihr wesentliche Dienste geleistet hat, gegründete Veranlassung gegeben zu haben, sich über erfahrenen Undank zu beklagen, und wir haben es daher für angemessen erachtet, Herrn Consul

²⁵ StadtA Leipzig, Bestand 2.2.22 Leipzig-Dresdner Eisenbahnkompanie.

²⁶ H. Niedermüller (wie Anm. 13), S. 104.

rium und des Ausschusses gelegen habe.“²⁷ Es war also auch bei den Aktionären und Mitgliedern des Ausschusses anerkannt, inwieweit sich List um die Eisenbahn verdient gemacht hatte.

Diese Anerkennung blieb für List allerdings ohne greifbare positive Folgen. 1850, also vier Jahre nach seinem tragischen Tod am 30. November 1846, war durch eine Publikation von Professor Ludwig Häusser (1818–1867)²⁸ Kritik am Verhalten des Direktoriums der LDEC laut geworden und diese Kritik schlug nach dem Abdruck eines Beitrages, den Häusser 13 Jahre später verfasst hatte, im Leipziger Tageblatt²⁹ noch einmal hohe Wellen. Häusser sprach von der „Ausbeutung“ Lists durch die Mitglieder des Komitees und warf ihnen Undank vor. In der 1864 aus Anlass des 25-jährigen Bestehens der LDE erschienenen Denkschrift reagierte man sehr stark und mit einer mehrseitigen Rechtfertigung auf diese Kritik.³⁰ Die Anregungen Friedrich Lists und seine unermüdliche Arbeit für die Idee einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden wurden durchaus gewürdigt: „Stets ist das Verdienst List’s anerkannt worden, insofern er, wie überhaupt die Ideen für das Eisenbahnwesen in Deutschland, so namentlich auch die für eine Eisenbahn von Leipzig nach Dresden zum bewussten und thatsächlichen Ausdruck gebracht hat. Seine beiden Eingangs gedachten Schriftchen, die Entwürfe seiner Berichte an das Publikum, sie sind von nicht zu unterschätzendem Erfolge gewesen.“³¹

Allerdings wird in der Schrift bestritten, dass Friedrich List ausgebeutet worden sei, und es wird klargestellt, dass er keinerlei schriftlich fixierte Ansprüche an die LDEC gehabt habe, da sie zum Zeitpunkt der mündlichen Vereinbarung noch gar nicht existierte. Zudem sei das Eisenbahn-Komitee ein Provisorium gewesen, dessen Mitglieder keine bindenden Zusagen hätten treffen dürfen. Bei den Wahlen zum Direktorium sei List ganz einfach nicht gewählt worden und das sei nun nicht die Schuld der anderen Mitglieder des Direktoriums.³² Die mündlich getroffene Übereinkunft zwischen List und Vertretern des Eisenbahn-Komitees ist also der Kern des gesamten Streites.

Ist somit die von List so oft wiederholte und von Niedermüller beschriebene Übereinkunft eine Einbildung Lists oder versuchte er, nachdem ihm nicht der erhoffte Dank zuteil wurde, seine Ansprüche nachträglich zu untermauern und zu konkretisieren?

²⁷ Verhandlungen der dritten General-Versammlung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie, gehalten zu Leipzig am 15. Juni 1837, S. 30.

²⁸ Friedrich List’s gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Häusser, Erster Teil, Stuttgart und Tübingen 1850, S. 202 ff.

²⁹ Leipziger Tageblatt No. 334, Leipzig 1863.

³⁰ Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in den ersten fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens. Denkschrift zur Feier des 8. April 1864, Leipzig 1864, S. 57–61.

³¹ Ebd., S. 58.

³² Ebd., S. 59 f.

Es gibt in den Quellen tatsächlich Hinweise, die auf mündlich getroffene Vereinbarungen schließen lassen. So äußert sich das Direktorium der LDEC in einem Schreiben an den Ausschuss, welches von Gustav Harkort unterzeichnet ist, zu der Übereinkunft: „Nachdem die Aufgabe, welche dem Directorium gestellt war, vollständig gelöst ist, muß es dem unterzeichneten Directorio, dessen Mitglieder ebenfalls jenem nunmehr aufgelösten Vereine [dem Eisenbahn-Komitee, Anm. d. Verf.] angehört haben, auf das höchste angelegen sein, die Zusicherungen, welche Herrn Consul List damals gegeben worden sind, zu erfüllen und ihm jene in Aussicht gestellte thatsächliche und genügende Anerkennung zu verschaffen.“³³

Dass es diese Übereinkunft gegeben hat, ist damit also klar. Aber mit wem ist sie geschlossen worden? Ludwig Häusser nennt, auf der Grundlage der Leipziger Tagebücher Lists, Wilhelm Seyfferth und Albert Dufour-Féronce zwar nicht beim Namen, schreibt aber: „Ersterem Herren [...], welcher zuerst mit mir in Kommunikation getreten war“,³⁴ und dies war Wilhelm Seyfferth. Auch die Jubiläumsschrift nennt Wilhelm Seyfferth als entscheidende Person: „Der nächste Anstoss zur Verwirklichung dieser Ideen ging von Wilhelm Seyfferth [...] aus. Dieser [...] war es, der sich im Herbst 1833 zuerst mit List ins Vernehmen setzte [...]“. ³⁵ Seyfferth nahm als Erster Kontakt zu List auf, traf mit ihm die mündliche Verabredung und sicherte ihm zu, im Rahmen der Möglichkeiten alles zur Erfüllung seiner Forderungen zu tun.

Da die mündlichen Verhandlungen innerhalb des Direktoriums nicht protokolliert wurden, ist nicht bekannt, ob, und wenn ja, in welcher Intensität sich Seyfferth oder Dufour-Féronce für die Erfüllung der Forderungen Lists eingesetzt haben. Gesichert ist nur, dass sie nicht erfüllt wurden.

So lautet das Fazit dieses Beitrags: Wie so oft bei der Untersuchung quellenmäßig wenig oder nur einseitig dokumentierter Ereignisse ist ein eindeutiges Ergebnis nur schwer oder gar unmöglich zu formulieren. Bei der Beurteilung ist zu berücksichtigen, dass die Quellenlage extrem unterschiedlich ist: Auf der einen Seite sind fast sämtliche Briefe, Notizen etc. von Friedrich List erhalten, editiert und kommentiert, sodass „seine Sicht der Dinge“ eindeutig ist. Auf der anderen Seite sind zwar die Protokolle der Generalversammlungen der LDEC und die Protokolle der Sitzungen des Ausschusses vorhanden, es fehlt aber jegliche Form von persönlichen Notizen und schriftlichen Belegen einer Übereinkunft zwischen List und dem Direktorium der LDEC. Der Nachlass von Wilhelm Seyfferth, sofern er noch irgendwo vorhanden ist, ist nicht öffentlich zugänglich, der ausgewertete Nachlass der Familie Dufour-Féronce gibt keine Hinweise. Die im Hauptstaatsarchiv Dresden vorhandene

³³ StadtA Leipzig, Bestand 2.2.22 Leipzig-Dresdner Eisenbahnkompagnie. Ebenso: H. Niedermüller (wie Anm. 13), S. 103 f.

³⁴ L. Häusser (wie Anm. 28), S. 211.

³⁵ Denkschrift (wie Anm. 30), S. 4.

„Personalakte“ zu Friedrich List³⁶ enthält einen umfangreichen Briefwechsel zwischen dem Direktorium, dem Ausschuss der LDEC und List. Dieser Briefwechsel erwähnt mehrfach die Übereinkunft.

Kann man also der LDEC Untreue und Vertragsbruch vorwerfen? Aus Sicht der Hauptakteure unter den Leipziger Kaufleuten sicherlich nicht. Wilhelm Seyfferth und Albert Dufour-Féronce hatten mündlich zugesagt, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten für die Erfüllung der Forderungen Lists einzusetzen. Dies ist nicht als mündlicher Vertrag, sondern nur als Absichtserklärung zu betrachten, auch wenn man von einem entsprechenden Ehrbegriff der Kaufleute ausgehen darf. Selbst wenn ein mündlicher Vertrag vorgelegen hätte, war List kein Kaufmann, sodass Seyfferth und Dufour-Féronce nicht an ihn gebunden gewesen wären. Einen schriftlichen Vertrag aber hat es nie gegeben. Nach Gründung der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Compagnie als Aktiengesellschaft waren die Mitglieder des Direktoriums an die Statuten gebunden und hatten entsprechend dieser und der Beschlüsse der Generalversammlung gehandelt. Da List nicht ins Direktorium gewählt wurde, hätte ihm höchstens ein Vertrag mit der Aktiengesellschaft zur Wahrung seiner Ansprüche verholten.

Interessant ist es natürlich zu hinterfragen, warum List nicht ins Direktorium gewählt wurde. Hier sind zahlreiche Gründe denkbar, von dem erschöpften Nutzen Lists für die weitere Entwicklung der LDE bis hin zu



Porphyrsäule für die Leipzig-Dresdner Eisenbahn am Leipziger Bahnhof. Auf den Inschriftentafeln dieser Säule sind die Namen des ersten und letzten Direktoriums der Eisenbahn-Compagnie vermerkt, ebenso der Zusatz, die Eisenbahn sei „angeregt von Friedrich List“.

³⁶ HauptstaatsA Dresden, Bestand 11 228 Deutsche Reichsbahn, Reichsbahndirektion Dresden, Nr. 7534 a, Verhandlungen mit Herrn General-Consul List hier betreffend.

persönlichen Differenzen mit Mitgliedern.³⁷ Was man den Mitgliedern des Eisenbahn-Komitees, des Ausschusses und des Direktoriums der LDEC allerdings vorwerfen kann, sind Undankbarkeit und mangelndes Ehrgefühl. Dies wurde bei der Wahl zum Direktorium ganz deutlich, als List keine einzige Stimme erhielt, obwohl (oder vielleicht auch gerade weil?) die Hälfte des Ausschusses aus den Mitgliedern des Komitees bestand, mit denen er zwei Jahre lang zusammengearbeitet hatte.

Eugen Wendler, der wohl bedeutendste List-Forscher, nennt in seinem 2013 erschienenen Werk „Friedrich List (1789–1846) – Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung“ List in den Jahren seiner rastlosen Bemühungen um das Eisenbahnwesen einen „Anwalt ohne Sold, bemüht fürs Vaterland“³⁸. Und genau dies war Friedrich List auch in der Wahrnehmung der führenden Mitglieder des Komitees und des Direktoriums der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Compagnie, ein Anwalt fürs Vaterland, und nicht nur für ihre Eisenbahn. Dies hielten sie ihm beständig vor.

Als dann der Verkauf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn an den Staat vollzogen war, erinnerte sich zumindest ein Mann an die Rolle Friedrich Lists und vielleicht plagte ihn das schlechte Gewissen desjenigen, der ein gegebenes Wort nicht gehalten hatte oder nicht hatte halten können. Die Erwähnung Lists auf dem LDE-Denkmal könnte man also als eine Art später Reue Wilhelm Seyfferths interpretieren.

³⁷ Diese Differenzen werden in einem Schreiben des Direktoriums an den Ausschuss beschrieben, vgl. H. Niedermüller (wie Anm. 13), S. 103.

³⁸ E. Wendler (wie Anm. 3), S. 163.

Über die Beschäftigung Noboru Kobayashis mit Friedrich List

Ein Beitrag zur List-Rezeption in Japan*

Tetsushi Harada

I

Dieser Beitrag behandelt nicht so sehr die unterschiedlichen List-Rezeptionen in Japan im Allgemeinen, sondern hauptsächlich die List-Interpretation des ökonomischen Dogmenhistorikers Noboru Kobayashi (1916–2010). Bei der Beschäftigung mit Friedrich List in Japan blicken wir auf drei Stadien:

Die erste Periode: Von der Meiji-Restauration bis zum Beginn der 1930er-Jahre

Nach der Meiji-Restauration (1868), d.h. der Gründung des modernen Kaiserreichs an Stelle des bisherigen Schogunates, versuchten die Japaner, zahlreiche europäische und amerikanische Wirtschaftswissenschaftslehren, insbesondere durch die Lehrbücher von Francis Wayland, Millicent Fawcett u. a. vermittelt, zu übernehmen. Die meisten von diesen basierten auf der britisch-klassischen Nationalökonomie, deren Abstraktheit jedoch den Japanern mehr oder weniger unzulänglich erschien. Deshalb richteten sie ihr Augenmerk auch auf die deutschsprachigen Wirtschaftswissenschaften wie die Historische Schule und Friedrich List. In dieser Situation wurde im Jahre 1889 das Hauptwerk von List „Das nationale System der politischen Ökonomie“ (1841), genauer gesagt dessen von Sampson S. Lloyd übersetzte englische Ausgabe (1885), von dem ökonomischen Protektionisten Sadamasu Ōshima (1845–1914) ins Japanische übersetzt.¹

* Dieser Beitrag wurde zunächst als Vortrag an der Internationalen Friedrich-List-Tagung (Conference dedicated to the 225th Anniversary of Friedrich List) am 9. Oktober 2014 an der Hochschule Reutlingen gehalten. Der Autor bedankt sich bei Herrn Prof. Dr. Dr. Eugen Wendler, Herrn Prof. Dr. Harald Hagemann und Herrn Prof. Dr. Stephan Seiter für die Einladung zur Konferenz. Der Autor dankt auch Herrn Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Herrn Dr. Wilhelm Borth und Herrn Dr. Roland Deigendesch für die Publikation in dieser Zeitschrift. Der Dank des Autors geht weiter an Prof. Dr. Dres. h. c. Bertram Schefold für seine lehrreichen Hinweise, Prof. Dr. Hiroshi Takemoto für seine Anregungen und an Frau Dorothea Ohsaki für ihre stilistische Korrektur der Erstfassung, schließlich an Frau Junko Matsumoto (geborene Kobayashi) für ihre Einwilligung zur Nutzung des Porträts ihres Vaters.

¹ Vgl. Noboru Kobayashi: Forschungen über Friedrich List in Japan (deutsch), in: Economic Journal, hrsg. von The Economics Society, Daito Bunka University, Tokio 46 (1988), S. 1–2.

Das gesamte reiche Gedankengut Lists wurde vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs nicht genügend verstanden. Gründe dafür sind diese: Erstens war selbst seine Idee der inländischen freien Konkurrenz² als Voraussetzung für Protektionismus in Japan unter der damaligen dirigistischen Kontrolle durch die Regierung schwer zu akzeptieren; zweitens bestand keine besondere Notwendigkeit für protektionistische Maßnahmen für den nach China gerichteten Export japanischer Industrieprodukte (hauptsächlich die – aufgrund der niedrigen Löhne der Arbeiterinnen produzierten – billigeren Textilwaren) und schließlich war das Listsche Gedankengut vor dem Erscheinen der großen, von Erwin von Beckerath, Edgar Salin, Artur Sommer u. a. herausgegebenen, 1927–1935 erschienenen Werkausgabe durchaus schwer zu verstehen.³

Die zweite Periode: Während des Chinesisch-Japanischen Krieges (1937–1945)

In der Disziplin „Geschichte der Wirtschaftswissenschaften“ fanden sich die dem Militarismus und Expansionismus Japans kritisch gegenüberstehenden Wissenschaftler zusammen. Denn sie durften noch einigermaßen liberale und unter Umständen selbst marxistische Wirtschaftsideen unter dem Vorwand der geschichtlichen Forschung behandeln und dadurch eigene Meinungen indirekt – wenn auch nur andeutungsweise – entfalten. Dabei wurde Adam Smith und in Bezug auf ihn auch Friedrich List erörtert. Zu diesen Wissenschaftlern gehörten auch einige in den Nachkriegsjahren sehr einflussreiche Personen wie Kazuo Ōkōchi (nach dem Krieg Präsident der University of Tokyo), Zenya Takashima (nach dem Krieg Gründer der soziologischen Fakultät der Hitotsubashi University/Tokio) und nicht zuletzt Noboru Kobayashi.

Takashima z. B. betonte in seinem Buch „Grundfragen der Volkswirtschaftslehre: Smith und List als Wirtschaftssoziologen“ (japanisch, 1941), dass Friedrich List trotz seiner Idee der temporären Schutzzollpolitik letztlich nach einer konkurrenzbasierten liberalen Wirtschaftswelt wie der Smithschen gesucht habe. Takashima, der 1935 Salins „Geschichte der Volkswirtschaftslehre“ (2. Aufl., 1929) ins Japanische übersetzt hatte, kannte schon die große List-Ausgabe, benutzte aber fast ausschließlich ihren sechsten Band, nämlich „Das nationale System“.⁴

² Vgl. Friedrich List: Das nationale System der politischen Ökonomie (1841), in: Friedrich List Werke, hrsg. von Erwin von Beckerath u. a., 9 Bde., Berlin 1927–1935 (im Folgenden: List Werke), hier: Bd. 6 (aufgrund der Ausgabe letzter Hand von 1844), S. 58, 69–70.

³ N. Kobayashi, Forschungen (wie Anm. 1), S. 3–4.

⁴ Vgl. Tetsushi Harada: Die modifizierende Aufnahme der „Anschaulichen Theorie“ bei Z. Takashima und ihre Nachwirkungen: Ein Stammbaum der ideengeschichtlichen Wirtschaftsforschungen in Japan, in: Heinz D. Kurz (Hrsg.): Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, Bd. 26, Berlin 2012; Tetsushi Harada: Two Developments of the Concept

Außerdem wurden noch weitere Thematiken Lists aus anderen Bänden der Werkausgabe von japanischen Wirtschaftswissenschaftlern dieser Periode behandelt:

- Der württembergische Verfassungsstreit aus Band 1, Teil 1 von Yoichi Itagaki,
- Das Verkehrswesen aus Band 2 und 3 von Yūji Tominaga,
- Die konkurrierenden Großmächte aus Band 7 und die Kolonialbewegung aus Band 5 (vor allem die in diesem Band zum ersten Mal vollständig veröffentlichte Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“) von Kobayashi,
- Der deutsche Handels- und Gewerbeverein aus Band 1, Teil 2 von Tomoo Matsuda.



Noburu Kobayashi (1916–2010).

Trotz dieser Forschungen war das Gesamtbild der Listschen politisch-ökonomischen Gedanken noch nicht ausreichend geklärt, weil die bisherigen Arbeiten eher unverbunden nebeneinanderstanden und ein systematischer, die Einzelheiten umfassender Ansatz fehlte.⁵

Die dritte Periode: Nach dem Ende des Chinesisch-Japanischen bzw. des Zweiten Weltkriegs

Nach dem Zweiten Weltkrieg sah es Kobayashi als seine Aufgabe an, zu einer Gesamtdarstellung der Listschen Gedanken zu gelangen. Er versuchte dies nicht einfach durch die Synthese der deutschen und der japanischen wirtschaftswissenschaftlichen Forschungen zu erreichen, sondern auch durch eine gründliche und genaue Lektüre der Werkausgabe. Dabei war er in mehrererlei Hinsicht durchaus erfolgreich.

Im folgenden Kapitel soll nun Kobayashis Friedrich-List-Forschung dargestellt werden. Wenngleich es an dieser Stelle kaum möglich ist, seine

of *Anschauliche Theorie* (Concrete Theory) in Germany and Japan, in: Peter Koslowski (Hrsg.): *Methodology of Social Sciences, Ethics, and Economics in the Newer Historical School*, Berlin–Heidelberg 1997.

⁵ N. Kobayashi, *Forschungen* (wie Anm. 1), S. 4–11.

umfangreiche und tiefgründige Forschung vollständig darzustellen, sollen doch zumindest die ihr eigenen Kernpunkte aufgezeigt werden.

II

Noboru Kobayashi war der führende Historiker der Wirtschaftswissenschaften in Japan. Da die meisten seiner Werke auf Japanisch publiziert sind, blieb er vielen ausländischen Wissenschaftlern unbekannt. Doch dominierte er, von Bertram Schefold als der „heimliche König der japanischen wirtschaftswissenschaftlichen Dogmengeschichte“⁶ bezeichnet, in seinem Fachgebiet nicht nur wegen seiner herausragenden Forschungsleistung, sondern auch aufgrund seiner Position als einzigem Vertreter der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften bei der Akademie der Wissenschaften Japans. „Tief beeindruckt“ durch die ehrwürdige Persönlichkeit Kobayashis, bezeichnete Eugen Wendler ihn als „das Idealbild eines Humboldtschen Gelehrten.“⁷ Wendler versuchte sogar, Japanisch zu lernen, um einen besseren Zugang zu Kobayashis List-Forschung zu bekommen.⁸

Kobayashi hatte drei Forschungsschwerpunkte, nämlich James Steuart (1713–1780) (mit weiteren britischen Merkantilisten), Adam Smith (1723–1790) und Friedrich List. Weil er aufgrund seiner bitteren Kriegserlebnisse⁹ stets Sympathie für Figuren tragischen Schicksals hatte, scheint es uns, dass

⁶ Bertram Schefold: Über Herrn Noboru Kobayashi (1916–2010) und seine Friedrich-List-Forschung, zunächst als Manuskript für den Sammelband „Andenken an Noboru Kobayashi“ (japanisch), hrsg. von Masaharu Hattori und Hiroshi Takemoto, Tokio 2011, dann als Vortrag gehalten am 2. 10. 2013 an der Kwansei Gakuin University, hier S. 73 in dem Sammelband (das Original vom Verf. ins Japanische übersetzt). Dieser Aufsatz wurde (in gekürzter Form) auch als „Nachruf“ am 15. 6. 2012 in Marbach beim Ausschuss für die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften des Vereins für Sozialpolitik gehalten und wird in einem der kommenden Bände der Reihe des Ausschusses „Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie“ auf Deutsch veröffentlicht.

⁷ Eugen Wendler: Prof. Dr. Noboru Kobayashi (1916–2010) – Erinnerungen an einen Freund und ehrwürdigen Gelehrten, in: Hattori/Takemoto (wie Anm. 6), S. 316 (Übersetzung ins Japanische vom Verf.).

⁸ E. Wendler, Kobayashi (wie Anm. 7), S. 317–318.

⁹ Als er als Soldat während des Zweiten Weltkriegs in einem militärischen Transportschiff nach Südostasien unterwegs war, wurde das Schiff durch Torpedos von einem US-amerikanischen U-Boot versenkt, sodass er um sein Leben schwimmen musste. Nachdem er von einem anderen japanischen Kriegsschiff gerettet wurde, wurde er weiter zum Kampf in Vietnam gezwungen. Vgl. Noboru Kobayashi: Die Stadt bis zum Berg (japanisch), Tokio 2002, S. 74. Dieses Buch ist seine Autobiographie. „Die Stadt“ bedeutet Fukushima, die Hauptstadt der gleichnamigen Präfektur, in deren Küstengebiet der fürchterliche Unfall des Atomkraftwerks im Jahre 2011 passiert ist. Kobayashi war vor seiner Tokioter Zeit (ab 1955 an der Rikkyo University) lange an der Wirtschaftshochschule Fukushima (später umbenannt in „Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Fukushima“, deren Absolvent der Verfasser dieses Beitrags ist) in der Lehre tätig. Er schrieb sein auf List bezogenes Hauptwerk „Fried-

sein psychologisches Interesse eher bei Stuart (dem zur Immigration Gezwungenen) und List (dem im Selbstmord Geendeten) als bei Smith lag, der zu Lebzeiten schon erfolgreich war. Aufgrund der Tatsache, dass er die – normalerweise jedem japanischen Professor gegebene – Gelegenheit eines längeren Forschungsaufenthaltes im Ausland nicht auf eine schottische Universität für die Stuart- und Smith-Forschung, sondern auf die Universität Tübingen und das Friedrich-List-Archiv im Reutlinger Stadtarchiv für die List-Forschung im Jahr 1964 verwandte,¹⁰ dürfen wir vermuten, dass Friedrich List die bedeutendste Figur für Kobayashi war.

Kobayashis elfbändige „Werke über die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften“ (japanisch, 1976–1989) enthalten drei ausschließlich über Friedrich List geschriebene Bände (Bd. 6, 7 und 8). Dazu veröffentlichte er noch das Buch „Debatten über List im Westen und Osten“ (japanisch, 1990) und zahlreiche andere Einzelschriften über List und übersetzte zwei der wichtigsten Werke Lists (das Hauptwerk „Das nationale System der politischen Ökonomie“ und die – zumindest nach Kobayashi – für das Verständnis Lists besonders bedeutende Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“) ins Japanische. Trotz (oder wegen, das würde er vielleicht sagen)



Titelblatt von Lists ‚Nationalem System‘. Japanische Ausgabe, übersetzt von Noboru Kobayashi. Tokio, Iwanami Verlag 1970.

rich Lists Theorie der produktiven Kräfte“ (wie Anm. 14) auch in Fukushima. Übrigens stand er dem Bau der Atomkraftwerke zu deren Erbauungszeit bereits kritisch gegenüber, vgl. Derselbe: Ein Minuswachstum zu empfehlen (japanisch), in: derselbe: Spaziergang eines zurückgekehrten Soldaten, Tokio 1984, S. 253–254. Dieser Aufsatz wurde zunächst 1979 als Vortrag auf dem öffentlichen Symposium des „Verein(s) für das Moratorium für Atomkraftwerke“ in Japan gehalten. Vgl. auch die Anm. 48 und 49 dieses Beitrags.

¹⁰ Kobayashi erwähnte den damaligen Leiter des Reutlinger Stadtarchivs Dr. Paul Schwarz, dessen wertvolle Arbeiten und Freundlichkeit mehrmals, vgl. N. Kobayashi: Die Spuren von List (japanisch, 1964–1965), in: Derselbe: Werke über die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften, Bd. 8, Tokio 1979, S. 338–340; Derselbe: Literatur von und über List sowie das Friedrich-List-Archiv (japanisch, 1965), ebd., S. 294–302.

seiner Anteilnahme am Schicksal Lists versuchte Kobayashi als solider Wissenschaftler doch Lists Gedanken immer vorurteilslos und aufs Genauste zu erklären, sodass er andere List-Forscher öfters ermahnte, voreilige Vorlieben für List und daraus folgende vergrößernde Argumentationen zu vermeiden. Zahlreiche Thesen von Kobayashis List-Interpretation basieren auf der „vollständigen Lektüre“¹¹ aller Bände der großen List-Ausgabe, und deshalb betrachtet der japanische Wirtschaftshistoriker Minoru Morota Kobayashis List-Forschung als ein „vertrauenswürdigen Lexikon über List.“¹²

III

Kobayashi schrieb die meisten seiner Schriften auf Japanisch, veröffentlichte einige mit Bezug auf Friedrich List aber auf Englisch oder Deutsch:

- „Die List-Forschung in Ostdeutschland“ (= Economic Series, Bd. 29, hrsg. von The Science Council of Japan: Division of Economics, Commerce and Business Administration), Tokio 1962,
- „James Steuart, Adam Smith and Friedrich List“ (= Economic Series, Bd. 40, hrsg. von The Science Council of Japan: Division of Economics, Commerce and Business Administration), Tokio 1967,
- „Forschungen über Friedrich List in Japan“, in: Economic Journal, hrsg. von The Economics Society, Daito Bunka University, Tokio (46) 1988,
- „Friedrich Lists System der Sozialwissenschaft – von einem japanischen Forscher betrachtet“, in: Bertram Schefold (Hrsg.): Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, Bd. 10, Berlin 1990.

Vor allem die zwei zuletzt genannten Beiträge sowie die oben erwähnte Schrift Schefolds¹³ ermöglichen einen groben Zugang zu Kobayashis List-Interpretation auch im deutschsprachigen Raum. Obwohl die drei Schriften zentrale Punkte aufzeigen, ist deren Lektüre aus japanischer Sicht doch nicht ausreichend. Denn Kobayashi hatte m. E. seine auf Deutsch erschienenen Aufsätze wegen seines alt-japanisch höflichen Charakters nicht besonders polemisch formuliert und Schefold konnte trotz seiner scharfsinnigen Einsichten und pointierten Beschreibung wegen der Sprachbarriere die japanisch erschienenen Schriften Kobayashis nicht unmittelbar heranziehen. Hinzu kommt, dass jeder der genannten Aufsätze lediglich einen kleinen Beitrag im Vergleich zu Kobayashis mehrbändigen List-Studien darstellt.

¹¹ N. Kobayashi: „Nachwort“, zu: Derselbe, Werke (wie Anm. 10), Bd. 6, Tokio 1978, S. 461.

¹² Minoru Morota: Friedrich List und seine Zeit: die Entstehung der Nationalökonomie (japanisch), Tokio 2003, S. 320.

¹³ B. Schefold, Kobayashi (wie Anm. 6).

Die im Folgenden skizzierten, von Kobayashi aufgezeigten Grundlinien der Gedanken Lists sind insbesondere aus seinem Hauptwerk „Friedrich Lists Theorie der produktiven Kräfte“ (japanisch, 1948) zu entnehmen.

Die Schutzzollpolitik der großen Nationen in der gemäßigten Zone und ihr Aufstieg zu Weltmächten

Friedrich Lists Entwicklungsstufenlehre einer durch zeitlich begrenzte Schutzzollpolitik geförderten Industrialisierung könnte zwar – theoretisch gesehen – auch allgemein von Entwicklungsländern angewandt werden. Und man glaubt oft, dass List den Ausgleich und die Harmonisierung aller Länder nach deren Industrialisierung wünschte. Aber wenn wir – nach Kobayashi – Lists Darstellungen in seinem Hauptwerk „Das nationale System“ und insbesondere in den darauf folgenden Schriften genauer lesen, dann taucht ein – zumindest aus unserer heutigen Sicht – eher problematisches Weltbild einer Dominanz der Großmächte auf. List war zwar im Sinne der Steigerung des nationalen Wohlstands durchaus fortschrittlich. Doch zeigt er vom Standpunkt der Gleichberechtigung aller Nationen aus wiederum eine unerfreuliche Schattenseite: Lists Entwicklungsstufenlehre ist nach seinem eigentlichen Konzept nicht für alle Länder anwendbar.

Kobayashi betrachtet das List oftmals unterstellte Ideal vom „Freihandel am letzten Ende“ unter allen Ländern als dessen „Gedankenkosmetik, Lists eigene sogenannte ‚Philosophie‘“ oder „bloße vorübergehende Kostümierung.“¹⁴ Denn, so Kobayashi, „die mit dem Buch ‚Das nationale System‘ [1841] postulierte Weltpolitik war zunächst die Gründung eines kontinentalen Bündnisses gegen England gewesen. Im Unterschied dazu lief seine [spätere] Forderung im ‚Zollvereinsblatt‘ [ab 1843] auf eine Rivalität mit zwei Staaten, nämlich Russland und Frankreich, hinaus. Diese neuere Idee der Politik beruhte auf seiner Erkenntnis von den hochkapitalistischen Produktivkräften und verleugnete die Idee einer durch Freihandel verbundenen Welt, die im ‚Nationalen System‘ als Endzweck angesehen war.“¹⁵ Besonders in dem späteren, nach diesem „Wandel“ entstandenen Standpunkt, der auch mit der agrarwirtschaftlichen Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“ (1842) in Zusammenhang stand, erkennt Kobayashi Lists offensichtlichen „weltpolitischen Entwurf, [ein] deutsches Reich“ neben künftigen, weltweit gegeneinander stehenden „großen Mächte(n) zu gründen.“¹⁶

¹⁴ Noboru Kobayashi: Friedrich Lists Theorie der produktiven Kräfte (japanisch), 1. Aufl., Tokio 1948. Wiederabgedruckt in: Derselbe, Werke Bd. 6, (wie Anm. 11), S. 101, 103, 175.

¹⁵ N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 100–101. In eckigen Klammern sind Ergänzungen des Verf.

¹⁶ N. Kobayashi, Forschungen (wie Anm. 1), S. 15.

Nicht nur aus den späteren Schriften, sondern bereits aus dem Werk „Das nationale System“ ist – nach Kobayashi – Lists Neigung, einen großen hegemonalen Staat durch Industrialisierung zu erreichen, ersichtlich. List betonte in seinem Werk, dass die schutzzollpolitischen Vorschläge für „große Nationen der gemäßigten Zone“¹⁷ geeignet seien und lehnte die Möglichkeit der Industrialisierung von zwei Sorten Ländern nachdrücklich ab, nämlich die von Ländern in Polargebieten und Tropen und die von kleineren Ländern in der gemäßigten Zone.

Die Ersteren können sich selber, nach List, wegen ihrer schwierigen geografischen Lage nicht industrialisieren. Ihnen sollte fast nur die Rolle von Lieferanten von Rohstoffen und Agrarprodukten für die großen Länder der gemäßigten Zone sowie als Absatzmärkte zukommen. List sagte:

„Es wäre ein dem Lande der heißen Zone selbst höchst nachteiliges Beginnen, wollte es eine eigene Manufakturkraft pflegen. Von der Natur dazu nicht berufen, wird es in seinem materiellen Reichtum und in seiner Kultur weit größere Fortschritte machen, indem es stets die Manufakturprodukte der gemäßigten Zone gegen die Agrikulturprodukte seiner Zone eintauscht. Allerdings geraten die Länder der heißen Zone dadurch in die Abhängigkeit der Länder der gemäßigten Zone.“¹⁸

„Die von der *Natur begünstigsten Länder der Erde*, hinsichtlich der nationalen wie der internationalen Arbeitsteilung, sind offenbar [...] *die Länder der gemäßigten Zone*. Denn in diesen Ländern gedeiht vorzüglich die Manufakturkraft, vermittelt welcher die Nation nicht allein den höchsten Grad geistiger und sozialer Ausbildung und politischer Macht zu erreichen, sondern auch die Länder der heißen Zone und die minder kultivierten Nationen sich gewisserart tributbar zu machen vermag.“¹⁹

Auch die Länder der zweiten Art können sich, nach List, wegen des Mangels an potenziellen Produktivkräften nicht selbstständig industrialisieren. Sie sollen sich an großes Land (anders ausgedrückt, an eine große Nation oder an einen großen Staat) anschließen und können sich erst danach als ein Teil davon industrialisieren. Dies gilt, nach Friedrich List, selbst für die Niederlande und Dänemark:

„Schutzmaßregeln sind nur zum Zweck der Förderung und Beschützung der innern Manufakturkraft und nur bei Nationen zu rechtfertigen, welche durch ein ausgedehntes wohlabgerundetes Territorium, durch große Bevölkerung, durch den Besitz natürlicher Hilfsquellen, durch einen weit vorgerückten Ackerbau, durch einen hohen Grad von Zivilisation und

¹⁷ F. List, *Das nationale System* (wie Anm. 2), S. 53–54.

¹⁸ Ebd., S. 52–53. Kursive Stellen in Zitaten sind im Original gesperrt oder Buchtitel.

¹⁹ Ebd., S. 198. Vgl. Toshiharu Katagiri: *Gesellschaftsideen* (japanisch), Tokio 2004, S. 155–156.

politischer Ausbildung berufen sind, mit den ersten Agrikultur-Manufaktur-Handelsnationen, mit den größten See- und Landmächten gleichen Rang zu behaupten.“²⁰

„Erst durch ihren Zollverein ist die deutsche Nation zu einem der wichtigsten Attribute ihrer Nationalität gelangt. Jedoch ist diese Maßregel nicht als vollständig zu betrachten, solange sie nicht auf das ganze Küstenland von der Mündung des Rheins bis zur Grenze von Polen mit Einschluß von *Holland* und *Dänemark* sich erstreckt.“²¹

Die von Friedrich List genannte „normalmäßige Nation“, die auf der höchsten Stufe des „Agrikultur-Manufaktur-Handelsstand[es]“²² steht, ist eine große, ihre umgebenden kleineren Staaten bereits einschließende industrialisierte Nation in der gemäßigten Zone und verfügt über eigene Kolonien in der heißen Zone. Diese Nation dürfen wir schon als Keim einer Großmacht betrachten, es fehlt ihr nur noch die gleichberechtigte Stellung neben anderen Großmächten, was mehr ins Blickfeld des späteren Lists geraten sollte. Kobayashi sagt dazu:

„Was das Bild von der statisch scheinenden normalmäßigen Nation anbelangt, wird ihr Rahmen von ihren eigenen dynamischen Kräften gesprengt. Was als die fünfte und höchste Stufe im ‚Nationalen System‘ dargestellt ist, ist eben diese Stufe. Diese ist wirtschaftlich gesehen die Stufe eines Exportindustriestaates, aber noch allgemeiner gesagt die Stufe einer Imperialnation.“²³

So führt Lists bekanntes Weltbild einer Vereinigung der industrialisierten „normalmäßigen“ Nationen zu einem Gleichgewicht derjenigen Großmächte der gemäßigten Zone, die jeweils eigene untergeordnete Kolonien besonders in den Tropen haben. Von seinem progressiven und auch nationalen Standpunkt aus kümmerte sich Friedrich List vor allem um die Entwicklung der deutschen Nation. Dies müssen wir aber leider – zumindest aus der Sicht sowohl der Länder in Polargebieten und Tropen als auch der den großen Nationen benachbarten kleineren Länder gesehen – als eine Art von erstem Schritt zum späteren deutschen Imperialismus interpretieren.²⁴

²⁰ F. List, Das nationale System (wie Anm. 2), S. 322–323.

²¹ Ebd., S. 211.

²² Ebd., S. 210, 212.

²³ N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 130.

²⁴ Vgl. Tetsushi Harada: F. List: Der Protektionismus für die großen Nationen der gemäßigten Zone (japanisch), in: Kiichiro Yagi (Hrsg.): Die deutsche Tradition des Wirtschaftsdenkens, Tokio 2006, S. 34–38.

Lists quasi-expansionspolitischer Vorschlag für die Rettung und politische Partizipation verarmter Bauern

Kobayashi weist auf eine weitere paradoxe Verbindung zwischen Lists demokratischen Absichten und seinem quasi-expansionistischen Vorschlag in dessen Schriften zur Auswanderung hin. Von seiner Tätigkeit im württembergischen Staatsdienst in jungen Jahren bis zur Spätzeit beabsichtigte List immer, diejenigen verarmten Bauern zu retten, die aufgrund von Erbteilungen sehr kleine „Zwergwirtschaften“ betrieben und kaum ihr Existenzminimum sichern konnten, sodass viele zur Auswanderung etwa nach Nordamerika gezwungen waren. Diesen Problemkomplex finden wir sowohl beim frühen List, etwa im Zusammenhang mit dem württembergischen Verfassungskonflikt, und zwar in seiner 1816 erschienenen Schrift „Wider die unbegrenzte Teilung der Bauerngüter“,²⁵ als auch in späteren Werken wie „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“ (1842), in der List auch die in Frankreich durch den „Jakobinismus“ geförderte „unbeschränkte Güterzerstücklung“ als ein unerfreuliches Beispiel scharf attackierte.²⁶

List hält eine aktive inländische Agrarproduktion für notwendig, nicht nur zur Rettung verarmter Bauern, sondern auch zum Ausgleich zwischen dem neuen, immer stärker werdenden industriellen Sektor und dem Agrarsektor. Im „Nationalen System“ heißt es, dass im Binnenmarkt „[...] jede Verbesserung des inländischen Ackerbaues [...] stimulierend auf die inländische Fabrikation [wirkt], indem jede Vermehrung der inländischen Agrikulturproduktion eine verhältnismäßige Vermehrung der inländischen Manufakturproduktion zur Folge haben muß. So ist durch diese Wechselwirkung beiden Hauptnahrungszweigen der Nation für alle Zeiten der Fortschritt gesichert.“²⁷ Wenngleich List auch die Industrialisierung bis zum Grad des Exportes als Triebfeder der wirtschaftlichen Entwicklung betrachtete, vergaß er dabei nicht zu betonen, dass „der innere Markt einer Nation zehnmal bedeutender ist als der auswärtige, selbst da, wo letzterer im höchsten Flor steht.“²⁸

²⁵ List Werke, Bd. 1.2, S. 580–584. Kobayashis japanische Übersetzung und genauere Analyse dieser Schrift findet sich in seinem Beitrag „Vorgeschichte und Umfeld der List'schen Schrift ‚Ackerverfassung‘“ (japanisch, 1966), in: N. Kobayashi, Werke (wie Anm. 10), Bd. 7, Tokio 1978, S. 231–254.

²⁶ Friedrich List: Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung, in: List Werke, Bd. 5, S. 426. Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 198, 203 sowie Noboru Kobayashi: Friedrich Lists System der Sozialwissenschaft – von einem japanischen Forscher betrachtet, in: Bertram Schefold (Hrsg.): Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, Bd. 10, Berlin 1990, S. 73.

²⁷ F. List, Das nationale System (wie Anm. 2), S. 218. Dazu auch N. Kobayashi, Friedrich Lists System (wie Anm. 26), S. 65.

²⁸ F. List, Das nationale System (wie Anm. 2), S. 219. Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 196–197.

Die Produktivität der besonders in den südwestdeutschen Ländern verbreiteten Zwergwirtschaft war sehr gering. Die Bauern waren kaum in der Lage, am Binnenmarkt aktiv teilzunehmen, und hatten daher weder Motivation noch Gelegenheit zur Teilhabe am nationalen Fortschritt oder an der Politik. Um diese Probleme zu lösen, schlug List in der genannten Schrift „Ackerverfassung“ zunächst die Auflösung der überkommenen Flurverfassung sowie eine „Gutsarrondierung“, d. h. eine Bodenumverteilung vor: „Das Heilmittel gegen das Umsichgreifen der Zwergwirtschaft erkennen wir in der teilweisen und allmählichen Auflösung der Dorf- und Gütergemeinverfassung und in der Einführung der Gutsarrondierung oder Hofverfassung.“²⁹ Da List die Unzulänglichkeit dieser Maßnahmen bewusst war, schlug er dann noch die „Auswanderung“ bzw. Umsiedlung nach dem „Hinterland“ vor, damit die armen Bauern dort durch Ödlandrodungen ihre eigenen Böden neu gewinnen und zu selbstständigen mittleren Bauern werden könnten. Bemerkenswert ist, dass List den Begriff „Hinterland“ so erklärte: „Die Länder an der unteren Donau und am Schwarzen Meer – die ganze Türkei – der ganze Südosten jenseits Ungarn ist unser Hinterland.“³⁰ Und weiter:

„Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südöstliche Deutschland nach dem Ozean fließen! In den Kanal der Donau geleitet, was könnte er bewirken? Geringeres wahrhaftig nicht als die Begründung eines mächtigen germanisch-magyarischen östlichen Reichs, einerseits vom Schwarzen, andererseits vom Adriatischen Meer bespült und von deutschem und ungarischem Geist beseelt. Denn soll die Hohe Pforte [die osmanische Türkei] fallen, und das wird sie so gewiß als im Spätjahr die dürren Blätter, wem



Titelblatt von Noboru Kobayashis japanischer Übersetzung der ‚Ackerverfassung‘ Lists. Erschienen im Iwanami Verlag, Tokio 1974.

²⁹ F. List, Ackerverfassung (wie Anm. 26), S. 451.

³⁰ F. List, Ackerverfassung (wie Anm. 26), S. 502. Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 220.

wird alsdann die Natur diesen Teil ihrer Erbschaft zuerkennen? – den Italienern? [...], den Franzosen? [...], den Russen? [...] – Wem sonst, als den Ungarn im Verein mit den Deutschen?“³¹

Die erschlossenen Gebiete sollten als besondere neue Teile zum Mutterland gehören. Dies ermöglichte – nach List – die Stärkung der inländischen Bauernschaft gegenüber dem Industriesektor im Binnenmarkt. Da die Bauern in den neuen Gebieten als selbstständige Gutsbesitzer und Produzenten sowohl geistig als auch politisch hoch qualifiziert wären, wären sie auch geeignet, an nationalen politischen Angelegenheiten Anteil zu nehmen. Dies fand List besonders deshalb erstrebenswert, da die Zahl der verarmten Arbeiter im Verlauf der Industrialisierung, ähnlich den „Proletariern“ in England, zugenommen hätte. Unter denen sei „ein Geist rege geworden, der die Frage zu untersuchen beginnt: ob eine Freiheit und eine Nationalgröße für denjenigen Wert habe, der dabei [...] in Gefahr gerate, mit seiner Familie zu verhungern.“³² Die neuen Bauern stellten auf der politischen Ebene ein wirkungsvolles Gegengewicht zu diesen Arbeitern beim Aufbau eines gesunden einheitlichen deutschen Staates dar:

„Wir leben der Überzeugung, daß diejenige Ackerfassung, wobei die mittleren und kleineren Wirtschaften die Regel, die Großwirtschaften und die Zwergwirtschaften dagegen die Ausnahme bilden, dem Repräsentativsystem sowohl als dem landwirtschaftlichen und nationalökonomischen Prinzip am besten entspreche.“³³

„Drei Haupteigenschaften sind es, die wir von dem Staatsbürger verlangen [...]: *Erstens*, daß er durch ökonomische Kompetenz unabhängig genug sei, um weder Gunst noch Unterstützung zu bedürfen [...], und wohlhabend genug, um nicht nur in ordentlichen Zeiten zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt und Erhaltung der Ordnung das Seinige entweder den Gesetzen gemäß oder freiwillig beizutragen, sondern um auch in ungewöhnlichen Zeiten zu Aufrechterhaltung des Rechtszustandes [...] und zu Behauptung der Nationalintegrität außerordentliche Beihilfe zu leisten. *Zweitens*, daß er geistig befähigt sei, an der Verwaltung der Gemeinde und der höheren Korporationen wirksamen Teil zu nehmen, seine Staatsbürgerrechte zu verstehen und auf gesetzliche Weise kräftig zu behaupten, und seine Staatsbürgerpflichten (z. B. das Amt des Repräsentanten oder doch das des Wählers, des Geschwornen, des Landwehrmannes) in ihrem vollen

³¹ F. List, Ackerverfassung (wie Anm. 26), S. 499–500. Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 172–173.

³² F. List, Ackerverfassung (wie Anm. 26), S. 430. Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 201; derselbe, Friedrich Lists System (wie Anm. 26), S. 73.

³³ F. List, Ackerverfassung (wie Anm. 26), S. 435–436. Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 203; derselbe, Friedrich Lists System (wie Anm. 26), S. 65.

Umfang zu erfüllen. *Drittens*, daß er imstande sei, seine Kinder ökonomisch und geistig derart auszustatten, daß von ihnen möglichst viele die Pflichten vollwichtiger Staatsbürger zu erfüllen vermögen.“³⁴

Da die neuen Gebiete zunächst nicht zu einem deutschen Land gehört hatten, sollten die dort angesiedelten Bauern mit Waffen ihre Böden gegen ihre Feinde verteidigen, sodass sie die Staatsbürgerpflicht des „Landwehrmannes“ erfüllen müssten. Als Bodenbesitzer verfügten sie über ein besonders hohes Bewusstsein und einen starken Willen für die nationale Verteidigung, da diese Verteidigung gleichzeitig die ihres eigenen Bodens bedeuten würde. Diese Wehrhaftigkeit würde sich gegen die dort schon ansässige, insbesondere unter dem Einfluss der Franzosen oder der Russen stehende Bevölkerung richten. Aus dem genannten Zitat ersehen wir auch die Absicht Lists, das Österreichisch-Ungarische Reich, das zwar außerhalb des preußisch dominierten Zollvereins stand, aber durch den Vorsitz in der Bundesversammlung die deutschen Länder in gewisser Weise repräsentierte, nicht nur zu erhalten, sondern bis hin zur „ganze[n] Türkei“, d. h. dem „ganze[n] Südosten jenseits Ungarn“ zu erweitern.

Wir können diese von List vorgeschlagene „Auswanderung“ vielleicht als eine harmlose Ansiedlung zur Rodung betrachten, bei der jedoch wirtschaftsgeschichtliche Aspekte zu berücksichtigen sind.³⁵ Auch wenn wir dieser wohlwollenden Interpretation folgen möchten, gilt sie doch wohl nur zum Teil, da das von List angesprochene „Hinterland“ sehr groß ist. Mit dem von List empfohlenen Weg kann man den Keim eines deutschen Expansionismus erkennen, zumindest aus der Sicht der Bewohner jenes „Hinterlandes“ – wenngleich List zunächst die Rettung der armen Bauern, deren politische Teilhabe sowie den Ausgleich von Industrie- und Agrarsektor im Blick hatte. Dieser Weg indes konnte faktisch nicht nur die Unterdrückung der dort Ansässigen zur Folge haben, sondern er setzte auch das Gleichziehen mit anderen Großmächten voraus und zielte auf Erweiterung des deutschen Staates als Weltmacht in Konkurrenz zu den anderen.³⁶

³⁴ F. List, *Ackerverfassung* (wie Anm. 26), S. 449. Vgl. N. Kobayashi, *Friedrich Lists Theorie* (wie Anm. 14), S. 209–211; Derselbe, *Friedrich Lists System* (wie Anm. 26), S. 67.

³⁵ Der Verf. dankt Bertram Schefold für die Anregung, zum Vergleich Beispiele wie die Ansiedlung Deutscher in Russland unter Katharina II. heranzuziehen. Zu dieser Frage bei List sind die durch Kobayashis Untersuchungen entdeckten Tatsachen aufschlussreich: Obwohl Lists Hauptwerk „*Das Nationale System*“ in Ungarn positiv aufgenommen und bereits 1843 ins Ungarische übersetzt worden war, fand „*Die Ackerverfassung*“ keinen besonderen Widerhall. Vgl. Noboru Kobayashi, „*Erläuterung des Übersetzers*“ (japanisch), in Derselbe: „*Ackerverfassung*“ (japanisch), Tokio 1974, S. 287–288.

³⁶ Vgl. N. Kobayashi, *Friedrich Lists Theorie* (wie Anm. 14), S. 225–226, 268–271; Derselbe, *Friedrich Lists System* (wie Anm. 26), S. 75.

So weit findet sich nach Kobayashi die typische paradoxe Folge von Lists politisch-ökonomischem Konzept in der Schrift „Ackerverfassung“.³⁷ Diese Auffassung kann man als ureigenste Kernthese von Kobayashis List-Interpretation betrachten, die seither die Standardinterpretation der Schrift in Japan blieb und dort stets als ein Kernpunkt des gesamten politisch-ökonomischen Konzeptes Lists betrachtet wird.³⁸

An dieser Stelle sollen nur noch zwei für Kobayashi wichtige Gesichtspunkte ergänzt werden. Interessant ist erstens, dass Kobayashi in diesem Zusammenhang die Kolonisierung der Mandschurei durch Japan erwähnt und diese mit dem Listschen Vorschlag der „Auswanderung“ verglich.³⁹ Die Mandschurei-Kolonisierung war zwar einerseits eine Siedlungerschließung für arme japanische Bauern in China, für die Chinesen jedoch nichts anderes als eine Expansion Japans.

Zweitens ist ideengeschichtlich ein großer Einfluss des politisch-ökonomischen Denkers Justus Möser (1720–1794) auf Friedrich List keineswegs zu ignorieren.⁴⁰ Gleich am Anfang der „Agrarverfassung“ taucht sein Name auf,⁴¹ und Möser's Idealbild des „Wehrgut“⁴² besitzenden Bauern, d. h. eines Hofbauern, der als gleichberechtigter Staatsbürger betrachtet wird, war für die Listsche Auffassung maßgebend.

Zu diesem zweiten Punkt ist zu bemerken, dass Möser auch in Lists Frühschriften zum württembergischen Verfassungskstreit erscheint. So erinnert das damals von List entworfene Verfassungskonzept stark an die Möser'schen korporatistischen Vorstellungen. Das Konzept entsprach keineswegs einer seit der Französischen Revolution bekannten, auf jedem einzelnen Individuum beruhenden Form.⁴³

³⁷ Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 192–217.

³⁸ Der Lists Schriften immanente Imperialismusedanke wird später auch in Deutschland diskutiert, vgl. Rüdiger Gerlach: Imperialistisches und kolonialistisches Denken in der politischen Ökonomie Friedrich Lists, Hamburg 2009; Klaus Thörner: Der ganze Südosten ist unser Hinterland. Deutsche Südosteuropapläne von 1840 bis 1945, Freiburg 2008, bes. S. 19–34. Der Verf. dankt Roland Deigendesch für seinen Hinweis auf diese Schriften.

³⁹ Vgl. Noboru Kobayashi: List in „List und Weber“: über Lists Bild in Kazuhiko Sumiyas Buch „List und Weber“ (japanisch, 1971), in: Derselbe, Werke (wie Anm. 10), Bd. 8, S. 354.

⁴⁰ Vgl. N. Kobayashi, Friedrich Lists Theorie (wie Anm. 14), S. 239–267.

⁴¹ F. List, Ackerverfassung (wie Anm. 26), S. 418.

⁴² Ebd. In dem Buch „Osnabrückische Geschichte. Allgemeine Einleitung“ von 1768 sagte Möser: „*Wehre* heißt bei uns des Baueren Haus und innerer Hofraum [...] Und ein *Wehr* ist der Mann, der in seiner *eigenen* und keiner fremden Obhut gestanden hat.“, zitiert nach Justus Möser: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden, Abt. 3, Bd. 12.1, bearb. von Paul Götsching, Oldenburg–Hamburg 1964, S. 62–63.

⁴³ List erwähnt Möser auch in seiner Frühschrift „Über die württembergische Verfassung“ (1818 oder 1819), in: List Werke, Bd. 1.1, S. 428. Zum korporatistischen Verfassungskonzept des frühen List, vgl. dessen Schriften „Gedanken über die württembergische Staatsregierung“ (1816), ebd., hier v. a. S. 103–107; „Kritik des Verfassungsentwurfs“ (1817), ebd. S. 205–209; „Die Staatskunde und Staatspraxis Württembergs im Grundriß“ (1818), ebd., hier v. a.

„Ich glaube ferner, daß Frankreich, bei seiner Aufklärung, in dieser ungeheuren Masse nicht bestehen kann und daß es nur dann seine Ruhe finden wird, [...] wenn also nach den Departments die Provinzen konstituiert werden.“⁴⁴

„Nachdem wir die Existenz des Gesamtstaates aus seiner Wurzel deduziert haben, stellen wir uns nun auf den höchsten Standpunkt und kehren den Satz um: *der Staat ist die Verbindung mehrerer Provinzen, die Provinz eine Verbindung mehrerer Kantone (Oberämter), der Kanton die Verbindung mehrerer Gemeinden und die Gemeinde eine Verbindung der einzelnen zu Errichtung des Gesamtzwecks.*“⁴⁵

Wenngleich Möser's Name in Lists Werk seiner mittleren Zeit, dem „Nationalen System“, nicht zu finden ist, sollten wir – nach Kobayashi – verstehen, dass der Einfluss Möser's auf Friedrich List durchaus groß war.⁴⁶ Eine expansionistische Neigung können wir bei Möser jedoch auch nach gründlicher Lektüre⁴⁷ nicht finden. Sein Hauptanliegen lag vielmehr stets in der Behauptung seines kleinen Staates Osnabrück gegenüber dem absolutistischen Preußen u. a., wenngleich Möser auch konservativ (aber zugleich aufklärerisch und dezentralistisch) war. So gesehen dürfen wir Lists quasi-expansionistische Tendenz aufgrund der von ihm hervorgehobenen modernen „hochkapitalistischen“ Produktivkräfte als seine eigene Idee ansehen. Diese Kräfte können in aufstrebenden Nationen eine ungeheure Expansion oder eine dämonische Illusion davon verursachen.

Schlussfolgerung

Als Dogmenhistoriker neigte Noboru Kobayashi zwar dazu, sich realer wirtschaftspolitischer oder politischer Aussagen zu enthalten, aber aus seinen

S. 301–304. Dazu auch N. Kobayashi, *Friedrich Lists Theorie* (wie Anm. 14), S. 242–267; Derselbe, *Friedrich Lists System* (wie Anm. 26), S. 70–71. Das korporatistische Gefüge war im politisch-ökonomischen Konzept der damaligen deutschen Denker nicht ungewöhnlich, insbesondere in der Auseinandersetzung mit den unerfreulichen Folgen der modernen Gesellschaft, vgl. dazu Tetsushi Harada: *Politische Ökonomie des Idealismus und der Romantik: Korporatismus von Fichte, Müller und Hegel*, Berlin 1989. Während diese mehr Gewicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse legten, achtete List mehr auf die politischen.

⁴⁴ F. List, *Kritik des Verfassungsentwurfs* (wie Anm. 43), S. 208.

⁴⁵ Ebd., 209. Vgl. N. Kobayashi, *Friedrich Lists Theorie* (wie Anm. 14), S. 242–248.

⁴⁶ Vgl. N. Kobayashi, *Friedrich Lists Theorie* (wie Anm. 14), S. 248–249; Derselbe, *Friedrich Lists System* (wie Anm. 26), S. 76. Zu Möser und List vgl. zuletzt Jochen Grywatsch: „Der Ihrige ergebenst. Justus Möser der Jüngere, Doctor der unexacten Wissenschaften.“ Möser-Rezeption bei Friedrich List, in: *Möser-Forum* 2 (1994), S. 287–292. Der Verf. dankt Martin Siemsen für den Hinweis auf diese Schrift.

⁴⁷ Der Verf. übertrug zusammen mit anderen einige Schriften Möser's ins Japanische wie z. B. dessen Hauptwerk „Patriotische Phantasien“ (1774–1786) (im Auszug), übersetzt von Eiichi Hizen, Akira Yamazaki, Tetsushi Harada, Hideki Shibata, Kioto 2009.

Kritiken und Essays zu zeitgenössischen Fragen können wir ersehen, dass er im Grunde genommen skeptisch gegenüber den modernen industriellen Produktivkräften war, insbesondere gegenüber einer optimistischen Einschätzung der Entwicklung der modernen Gesellschaft aufgrund dieser Produktivkräfte. Unbeschadet dessen hatte Kobayashi eine sehr hohe Meinung von den Ideen Lists, sowohl was die aus materiellen, institutionellen und geistigen Elementen bestehenden Produktivkräfte als auch was die Vorstellung eines binnenmarktlichen Ausgleichs des Industrie- und des Agrarsektors anbelangte. Mit Bezug darauf äußerte er sich auch kritisch zu zeitgenössischen Fragen, wie etwa gegen eine Marktgesellschaft, die bei der Umweltfrage den Tauschwert bevorzugt, und gegen den zu niedrigen Anteil der Selbstversorgung mit inländischen Agrarprodukten im Verhältnis zu den Importen in Japan.⁴⁸

Kobayashi, der das ganze Listsche politisch-ökonomische Konzept in der obigen Weise interpretierte, war zwar selbstverständlich gegen Imperialismus und Expansionismus und sah Lists Tendenz dazu kritisch. Dennoch verhehlte er seine Sympathie für List nicht. Vielmehr sollte man nach Kobayashi gerade von List ideengeschichtlich sinnvoll lernen. Ein progressiver, sich auf die Modernisierung richtender Denker einer zur Weltmacht strebenden Nation mochte leicht der gleichen Problematik begegnen. Auch hat die Modernisierung bzw. die Moderne selbst eine solche Schattenseite: Je mehr sich eine potenziell große und starke Nation wirtschaftlich und politisch entwickelt, desto mehr nimmt sie, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, expansionistische und kolonialistische Züge an. Friedrich List musste dieses Paradox ertragen und in diesem Sinne kann man ihn als ein tragisches Opfer dieses Modernisierungsparadoxons betrachten. Das ist auch der Grund dafür, dass Kobayashi trotz der Aufdeckung der problematischen Aspekte in Lists Werk seine Sympathie für ihn immer beibehielt.

Wir sind der Ansicht, dass Kobayashi dieses List-Bild innerlich mittelbar mit seinen eigenen im Krieg gewonnenen Erfahrungen verglich. Es scheint, dass er sich während des Krieges zunächst mehr oder weniger seines eigenen Beitrags zur wirtschaftlich-politischen Entwicklung Japans und Ostasiens bewusst gewesen war und zu dem Zweck mit seinem progressiven Willen wissenschaftlich wollte.⁴⁹ Um so größer war die Enttäuschung, als er erkennen

⁴⁸ Vgl. Noboru Kobayashi: Zur Frage der Entstehung des Nationalstaates: List, Smith und Solchenizyn (japanisch), in: Shigetaka Suzuki u. a.: Bruch der Geschichte: Kultur, Wirtschaft und Staat, Tokio 1975. Vgl. auch Anm. 9.

⁴⁹ Vgl. Noboru Kobayashi: Die Entstehung des breiten Wirtschaftsraums und die Lehre der Kolonisation: Umriss einer allgemeinen Theorie über das Wesen der Kolonialerscheinungen (japanisch), in: Studien zur internationalen Wirtschaft, hrsg. von der Untersuchungsstelle der internationalen Wirtschaft, Tokio (3) 1942, S. 799, 807. Während des Zweiten Weltkriegs, aber noch vor seinem Kriegseinsatz, war Kobayashi als Professor an der Wirtschaftshochschule Fukushima verantwortlich für Kolonialpolitik gewesen, vgl. N. Kobayashi, Die Stadt bis zum Berg (wie Anm. 9), S. 7–8, 25, 57.

musste, dass dieser Krieg, der ihn körperlich und geistig geschädigt hatte, ein imperialistischer Expansionskrieg Japans und daher nicht gerecht war.⁵⁰ Vermutlich deshalb gelangte Kobayashi zu folgender Erkenntnis: In einer Nation, die sich als ein „latecomer“ wirtschaftlich entwickeln will und über die Möglichkeit der Steigerung bis zur Weltmacht verfügt, entstehen oft progressive und fortschrittliche Denker, welche im Inland durchaus demokratische Gesinnung zeigen, aber dennoch dazu beitragen, ihrer Nation den Weg zur Hegemonie zu bereiten. Wenn wir List als einen dieser Denker begreifen, können wir, Deutsche und Japaner, dadurch unsere mehr oder weniger ähnliche Geschichte – einschließlich ihrer erfolgreichen, aber auch ihrer schuldhaften Aspekte – von ihren Ursprüngen her besser verstehen. Wenn wir Lists Gedanken zumindest zum Teil in der Kobayashischen Interpretation verstehen, so glauben wir, kann die List-Forschung zu einem sinnvollen wissenschaftlichen Austausch zwischen Deutschland und Japan beitragen.

Zum Schluss möchte ich noch bemerken, dass Friedrich Lists Werk von ganzen Generationen von Wissenschaftlern in Japan behandelt wurde und noch wird und dass sein reiches Gedankengut auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus großen Einfluss auf die Wissenschaft ausübt.

⁵⁰ Vgl. Noboru Kobayashi: *Meine Wurzeln in Vietnam-Erlebnissen* (japanisch, 1984), in: Derselbe: *Spaziergang* (wie Anm. 9), S. 44–72.

150 Jahre Evangelisch-methodistische Kirche Reutlingen Von der „Reutlinger Mission“ zur Kirchengemeinde

Edgar Reinert

„Am 9. Januar 1865 bestieg [Johann Georg] Wollpert als Begleiter von Bischof Escher die berühmte Achalm bei Reutlingen. Als die Beiden ihr Ziel erreicht und von der sonnigen Höhe des Berges aus die liebliche Umgebung betrachtet und die zahlreichen Ortschaften, die man von da aus erblicken kann, gezählt hatten, wandte sich Wollpert zu seinem Begleiter, reckte seinen langen Arm aus und sprach mit gehobener Herzensstimmung zum Bischof: ‚Siehst du diese schöne Gegend mit all den Städten und vielen Dörfern? Diese alle werden wir noch für den Herrn erobern!‘ Der Bischof nickte lächelnd Beifall und wünschte dazu Glück und Segen.“¹

So beschreibt der Biograph des ersten Predigers der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen dessen Erstbegegnung mit unserer Stadt. 150 Jahre sind seitdem vergangen, in denen die heutige Evangelisch-methodistische Kirche² eine wechselvolle Geschichte durchlebt hat. Das anfänglich schwierige Verhältnis zu den evangelischen Landeskirchen ist längst einer von gegenseitiger Wertschätzung getragenen und vertrauensvollen Partnerschaft im Kreis der Ökumene gewichen. Die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Ebenezer-Kapelle in der Kaiserstraße, aber auch die an dieser Stelle 1956 neu errichtete Erlöserkirche sind für viele Reutlinger Bürger ein Begriff – nicht nur als architektonisch markante Gebäude in der Oststadt, sondern auch durch persönliche Erlebnisse. Und die Theologische Hochschule Reutlingen – früher das „Predigerseminar“ – in der Friedrich-Ebert-Straße leistet einen wichtigen Beitrag zur überregionalen Bedeutung unserer Stadt. Das Jubiläumsjahr 2015 ist Anlass, einer breiteren Öffentlichkeit Einblick in die Geschichte der Reutlinger „Methodisten“³ zu gewähren, zumal diese Thematik – ausgenommen die

¹ Reinhold Kücklich (d. Ä.): Johann Georg Wollpert, ein treuer Seelenhirte, Stuttgart o. J., S. 59 f.

² Die „United Methodist Church“, eine evangelische Freikirche, entstand 1968 durch den Zusammenschluss von „Methodistenkirche“ und „Evangelischer Gemeinschaft“. Weltweit hat sie 12,5 Millionen Mitglieder (2012), größtenteils in den USA und Afrika. In Deutschland gehört die Evangelisch-methodistische Kirche mit rund 49.000 Kirchengliedern und -angehörigen (2013) zu den kleineren christlichen Denominationen.

³ Schon vor der Vereinigung ihrer Kirchen zur „Evangelisch-methodistischen Kirche“ wurde zwischen Mitgliedern der aus den USA stammenden „Evangelischen Gemeinschaft“ (nach ihrem Gründer Jacob Albrecht auch „Albrechts-Brüder“ genannt) und der „Methodisten-

Geschichte der Theologischen Hochschule – von der Forschung bislang nicht bearbeitet wurde.

1. „Erweckung“ als Antwort auf gesellschaftliche Herausforderungen und die kirchliche Lage im 18. und 19. Jahrhundert

Erweckungsbewegungen – d. h. religiös motivierte und um Erneuerung der Kirche bemühte Massenbewegungen – sind in der christlichen Religionsgeschichte keine Seltenheit. Im deutschen Protestantismus gehören hierzu vor allem der Pietismus des 17. und 18. Jahrhunderts sowie im 19. Jahrhundert die Gemeinschaftsbewegung, bei der sich neben Wurzeln in der Reformation und Impulsen aus dem Pietismus auch Einflüsse der Herrnhuter Brüdergemeine sowie „Anstöße aus dem angelsächsischen Raum“ – dem „Methodismus“ – aufspüren lassen.⁴

Von England nach Amerika: Die Wurzeln des Methodismus⁵

1729 bildete sich in Oxford eine Gruppe junger Akademiker, die unter Leitung der Brüder John und Charles Wesley regelmäßig zusammenkamen, um gemeinsam zu beten und die Bibel zu studieren, aber auch um sozial tätig zu werden. In Zeiten sozialer Not – hervorgerufen durch die Industrialisierung – kümmerten sie sich um Mittellose sowie Strafgefangene und erteilten bedürftigen Kindern kostenlos Unterricht. Die Mitglieder dieses „holy club“ wurden als „methodists“ verspottet, weil sie ihren Lebens- und Lernalltag streng strukturierten und sich bestimmten Regeln unterwarfen, um ein „frommes und Gott wohlgefälliges Leben“ zu führen – ganz im Sinne puritanischer Werkgerechtigkeit. Schon bald spielte der 1725 zum Diakon der Kirche von England ordinierte John Wesley (1703–1791), „vom christlichen Heiligkeitsideal geleitet, wie es besonders in der Tradition der Alten Kirche und der Kirche von England ausgebildet war,“⁶ und um sein eigenes Seelenheil ebenso besorgt wie um das anderer Studierender, eine führende Rolle.

kirche“, die sowohl in England als auch in den USA ihre Wurzeln hat, häufig sprachlich nicht unterschieden.

⁴ Karl Heinz Voigt: Methodistische Einflüsse auf die Gemeinschaftsbewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in: Frank Lüdke und Norbert Schmidt (Hg.): Die neue Welt und der neue Pietismus. Angloamerikanische Einflüsse auf die deutsche Gemeinschaftsbewegung, Berlin 2012, S. 59 ff.

⁵ Zum Folgenden Walter Klaiber: Methodistische Kirchen, Göttingen 2011; Michel Weyer: 150 Jahre Evangelisch-methodistische Kirche, Kehl 2000 und Karl Steckel; Carl Ernst Sommer: Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche, Stuttgart 1982.

⁶ M. Weyer (wie Anm. 5), S. 9.

Während einer kurzen Tätigkeit als Pfarrer in Savannah (Georgia) – der zunächst geplante Einsatz als Indianer-Missionar kam nicht zustande – begegnete Wesley Mitgliedern der Herrnhuter Brüdergemeine und entdeckte bei diesen „die [ihm noch fehlende, d. Verf.] Gewissheit, Gott zu gefallen und von ihm trotz eigenen Versagens angenommen zu sein“.⁷ Unter dem Eindruck der Vorrede Martin Luthers zum Römerbrief, die Wesley am 24. Mai 1738 bei einer Versammlung in London hörte und die ihm zur „Glaubensgewissheit“ verhalf, galt fortan sein ganzes Engagement dem Bemühen, diese Erfahrung mit möglichst vielen Menschen zu teilen.

Gemeinsam mit George Whitefield (1714–1770), der ebenfalls Mitglied der Oxforder Studentengruppe gewesen war, danach zum Geistlichen der Kirche von England ordiniert wurde und später als begeisternder Erweckungsprediger der Kirche entfremdete Menschen erreichte, indem er im Freien predigte, gehören John und Charles Wesley zu den Gründern der methodistischen Erweckungsbewegung.

Theologisch geriet diese zunehmend in Konflikt mit der Kirche von England, die im Zeitalter der beginnenden Industrialisierung durch rationalistischen Deismus geprägt war und deren geistliche Führer sich vielfach von den Problemen der Bevölkerung in einer sich verändernden Gesellschaft entfernt hatten: Nicht selten zu beobachten war „die Vereinigung zahlreicher Pfründe in den Händen weniger und die tatsächliche Versorgung der Pfarreien durch unzulängliche und unterbezahlte Hilfsgeistliche. [...] Die meisten Predigten wurden abgelesen, wobei Gleichgültigkeit und Kälte, womit sie hergesagt wurden, jeden tiefer gehenden Eindruck verhinderten.“⁸ Auch die englische Gesellschaft war in jener Zeit gespalten: Die kleine reiche und mächtige Oberschicht sah sich einer breiten verarmten und scheinbar ohnmächtigen Volksmasse gegenüber, die ihre Probleme häufig mit Alkohol zu lösen suchte. Die Gefängnisse, in denen teils menschenunwürdige Zustände herrschten, waren überfüllt. Oft wurde – auch aus geringem Anlass – die Todesstrafe vollstreckt, um der Staatsräson zu genügen und die Menschen einzuschüchtern.

So nimmt es nicht wunder, dass der Ruf zur Umkehr, den die methodistischen „Reiseprediger“⁹ im Gegensatz zu den Geistlichen der Staatskirche predigten, vielerorts auf fruchtbaren Boden fiel, zumal es Wesley und seinen Mitarbeitern ebenso wichtig war, Unrecht beim Namen zu nennen und soziale Not zu lindern. So trat er beispielsweise öffentlich gegen Ausbeutung

⁷ Manfred Marquardt: *Methodistische Lehre und Theologie*, in: W. Klaiber (wie Anm. 5), S. 44.

⁸ Carl Ernst Sommer; Wilfried Wade: *Die Entstehung und Entwicklung der Methodistenkirche in Großbritannien*, in: Karl Steckel; Carl Ernst Sommer: *Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche*, Stuttgart 1982, S. 13.

⁹ Der Begriff „Reiseprediger“ geht auf John Wesley zurück, der selbst etwa 300.000 km zu Fuß oder zu Pferd zurückgelegt hat, um Menschen in England zu erreichen. Im Gegensatz zu Lokalpredigern unterlagen Reiseprediger stets dem Versetzungssystem und kamen nacheinander auf verschiedenen abgesteckten Bezirken zum Einsatz.

und Sklaverei ein und bemühte sich um Gesundheitsfürsorge sowie Volksbildung. Um den Menschen, die sich „bekehrt“ hatten, aber auch „Suchenden“ einen Raum für geistliches Wachstum zu bieten, organisierte er – als Zusatzangebot zu Gottesdiensten und Sakralhandlungen wie Taufe und Abendmahl, die nach wie vor in der etablierten Kirche ihren Platz hatten – vielerorts sogenannte „vereinigte Gesellschaften“, die in „Klassen“ untergliedert wurden und bald auch Kapellen als Versammlungsorte errichteten. Jeweils 12 Personen bildeten unter der Leitung eines Laien eine „Klasse“ als seelsorgerliche Einheit, deren Mitglieder sich regelmäßig trafen, sich über Glaubenserfahrungen austauschten und sich bei persönlichen Schwierigkeiten gegenseitig unterstützten.

Der Kirche größtenteils entfremdete Menschen dort anzusprechen, wo sie leben und arbeiten, Verunsicherten und oft an mangelndem Selbstwert Leidenden Orientierung und Halt zu geben, indem das Evangelium in Wort und Tat verkündigt sowie Gemeinschaft gelebt wird: All dies erklärt den „Erfolg“ der damaligen Erweckungsbewegung.

Ab 1744 trafen sich Wesley und seine Mitarbeiter einmal im Jahr zu einer Besprechung ihrer Arbeit. Diese „Jährliche Konferenz“ ist auch heute noch wesentliche Organisationsform aller methodistischen Kirchen und – jeweils zur Hälfte aus Hauptamtlichen und Laien bestehend – beschließendes Organ sowie grundlegende Körperschaft im jeweiligen Gebiet.¹⁰ Die verantwortliche Mitarbeit und Predigt von Laien, die heute noch ein Charakteristikum methodistischer Gottesdienste und kirchlicher Arbeit darstellt, war damals Stein des Anstoßes. Ohne sie hätte sich jedoch der Methodismus vermutlich nicht so ausbreiten können, wie dies in der Folgezeit geschehen ist.

Durch Emigranten fasste er – von England und Irland ausgehend – auch in der Neuen Welt Fuß. Zunächst betätigten sich dort Laien im Predigtamt. Sie durften jedoch keine Sakramente verwalten, so dass „diejenigen, die als Methodisten neu zum Glauben gekommen waren und keine kirchliche Bindung hatten, [...] nicht am Abendmahl teilnehmen [konnten].“¹¹ Deshalb

¹⁰ In Deutschland gibt es mit der Süddeutschen, Ostdeutschen und Norddeutschen Konferenz derzeit drei Jährliche Konferenzen, die gemeinsam eine Zentralkonferenz bilden, deren Leitung einem Bischof oder einer Bischöfin obliegt. Oberstes kirchliches Organ weltweit ist die alle vier Jahre tagende Generalkonferenz, die rund 1000 stimmberechtigte Mitglieder aus allen Jährlichen Konferenzen – auch hier Pastoren und Laien in gleicher Zahl – umfasst. Auf Ortsebene werden Entscheidungen von der Bezirkskonferenz getroffen, wobei Vorgaben der Jährlichen Konferenz bindende Wirkung haben. Zwar gibt es auch in der Evangelisch-methodistischen Kirche Pastoren/Pastorinnen, Superintendenten/Superintendentinnen und Bischöfe/Bischöfinnen, die Leitungsfunktionen ausüben; sie sind jedoch in die verschiedenen Konferenzen eingebunden und können nicht davon losgelöst eigenständige Entscheidungen treffen.

¹¹ Kenneth Cracknell und Susan J. White: Die Ausbreitung des Methodismus, in: W. Klaiber (wie Anm. 5), S. 75.

beauftragte „1769 [...] die britische Konferenz zwei Prediger speziell mit der Arbeit in den amerikanischen Kolonien. Andere Prediger folgten ihnen, unter ihnen Francis Asbury (1745–1816).“¹² Nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gelang es, die Methodisten in den neu geschaffenen Vereinigten Staaten von Amerika zu sammeln und gleichzeitig auf die Tradition der Erweckungsbewegung in England zu verpflichten. Da aber in den „Bill of Rights“ eine Trennung von Staat und Kirche verankert worden war, mussten sich alle religiösen Gemeinschaften – unabhängig vom Herkunftsland – organisieren. Deshalb kam es auf der „Weihnachtskonferenz“ 1784 in Baltimore (USA) zur Gründung einer eigenständigen „Methodist Episcopal Church“, der Bischöflichen Methodistenkirche.

In England wurden die Methodisten 1794 drei Jahre nach Wesleys Tod offiziell als eine Bewegung innerhalb der etablierten Kirche anerkannt. „Seit 1891 lautet der offizielle Titel „Wesleyan Methodist Church“ [Wesleyanische Methodistenkirche, d. Verf.]“¹³

Die Staaten an der Ostküste Amerikas boten im ausgehenden 18. Jahrhundert einen fruchtbaren Boden für religiöse Gruppierungen aller Art, die – wie z. B. Lutheraner und Reformierte, Presbyterianer und Kongregationalisten, Mennoniten, Baptisten und Methodisten – schon Jahrzehnte hier lebten und arbeiteten. Eigentlich wollten die Einwanderer in der neuen Heimat den konfessionellen Separatismus überwinden. Das Festhalten an gewohnten Traditionen, die Akzentuierung bestimmter Glaubensinhalte und die Haltung zur Sklavenfrage führten jedoch – auch innerhalb der methodistischen Bewegung – zu neuen Vereinigungen. So entstanden in Pennsylvania aus methodistischen Wurzeln im Jahr 1800 die „Kirche der Vereinigten Brüder in Christo“¹⁴ und die spätere „Evangelische Gemeinschaft“. Letztere geht auf Jacob Albrecht (1759–1808)¹⁵ zurück, der in Konflikt mit der Bischöflichen Methodistenkirche geriet, als er sich für eine evangelistische Arbeit in deutscher Sprache einsetzte. Seine Anhänger sammelten sich zunächst in der „Neuformierten Methodistenkirche“, und eine 1803 einberufene Beraterversammlung ordinierte ihn zum Reiseprediger. Mit der räumlichen Ausweitung der Arbeit gewannen im Lauf der Jahre Strukturfragen und Organisation an Bedeutung; 1807 fand die erste Jährliche Konferenz der „Albrechtsleute“ statt, bei der Jacob Albrecht zum Bischof gewählt wurde. Auf der General-

¹² Ebd., S. 74.

¹³ Sommer/Wade (wie Anm. 8), S. 20.

¹⁴ Struktur und Organisation wurden nahezu vollständig von der Bischöflichen Methodistenkirche übernommen.

¹⁵ Der Farmer Jacob Albrecht, Sohn einer lutherisch geprägten Auswandererfamilie, schloss sich 1791 in einer persönlichen Lebenskrise der Bischöflichen Methodistenkirche an, übernahm dort die Aufgabe eines „Ermahners“ in einer methodistischen Klasse und begann ab 1796 mit dem Abhalten von Predigtveranstaltungen für deutschsprachige Siedler.

konferenz 1816 erfolgte die Namensgebung „Evangelische Gemeinschaft“. ¹⁶ Letztere entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts „zu einer Kirche, die ihre Verantwortung in allen Bereichen des Lebens der Nation wahrnahm“, ¹⁷ darüber hinaus jedoch auch weltweit missionarisch aktiv wurde.

Der Methodismus kommt nach Deutschland und Württemberg

Von allen vier genannten Ursprungskirchen der heutigen Evangelisch-methodistischen Kirche ist bekannt, dass sie im deutschsprachigen Raum zunächst durch persönliche Kontakte Zugang suchten und fanden. Auswanderer, die in England oder Amerika „durch die erweckliche Predigt des Methodismus [...] eine geistliche Lebenswende erlebt“ ¹⁸ und sich dort einer entsprechenden Gemeinschaft angeschlossen hatten, berichteten in Briefen oder bei gelegentlichen Besuchen so begeistert von ihrem Glauben und seinen Auswirkungen im konkreten Lebensvollzug, dass bei den Verwandten in der alten Heimat der Wunsch danach wach wurde, ähnliche Erfahrungen zu machen.

Während die „Wesleyanischen Methodisten“ um 1830 über Laien zunächst in Winnenden Fuß fassten ¹⁹ und sich später an verschiedenen Orten in Württemberg, Baden, Bayern und sogar in Wien Gemeinden bildeten, ging die „Bischöfliche Methodistenkirche“ bei ihrer Missionsarbeit systematischer vor, indem sie in der Regel ordinierte Pastoren nach Deutschland sandte, um hier reformatorische kirchliche Kräfte zu unterstützen. Als Erster kam 1849 mit Ludwig Sigismund Jacoby (1813–1874) ein gebürtiger Leipziger, um in der alten Heimat „lebendige Gemeinden nach methodistischem Geist und Modell“ ²⁰ zu gründen. Bremen und Oldenburg, später auch Thüringen, Sachsen, Württemberg und die Schweiz wurden so zu Zentren dieser Arbeit, die sich auch auf Oberfranken ausdehnte, als die dortige Mission der „Kirche der Vereinigten Brüder in Christo“ ²¹ integriert wurde.

Die „Evangelische Gemeinschaft“, die im Reutlinger Raum gemeindegründend wirkte, trat als Erweckungsbewegung auf deutschem Boden erstmals 1845 in Erscheinung: Sebastian Kurz, ein aus Bonlanden ausgewanderter

¹⁶ Ulrike Schuler: Die Evangelische Gemeinschaft. Missionarische Aufbrüche in gesellschafts-politischen Umbrüchen, Stuttgart 1998, S. 66 ff.

¹⁷ M. Weyer (wie Anm. 5), S. 21.

¹⁸ Ebd., S. 22.

¹⁹ Der aus Winnenden nach London emigrierte Fleischermeister Christoph Gottlob Müller (1785–1858) kehrte 1831 in seine Heimat zurück und gründete hier eine methodistische Gemeinschaft, die sich allmählich von der Landeskirche löste und eigenständig wurde.

²⁰ M. Weyer (wie Anm. 5), S. 26.

²¹ Christian Bischoff, 1864 aus Naila nach Amerika ausgewandert, lernte dort die „Vereinigten Brüder in Christo“ kennen und wurde von diesen fünf Jahre später als Missionar wieder zurückgesandt. Persönliche Kontakte und mangelnde Unterstützung durch die amerikanische Mutterkirche bewogen seine Nachfolger in Oberfranken, 1905 mit der Bischöflichen Methodistenkirche zu fusionieren.

Tagelöhner, der sich in Pennsylvania der Gemeinschaft angeschlossen hatte, begann nach seiner Rückkehr in die alte Heimat, Erweckungsversammlungen abzuhalten. Seine an die amerikanische Mutterkirche gerichtete Bitte um Unterstützung durch hauptamtliche Kräfte verhallte zunächst. Erst unter dem Eindruck der Rede, die Johann Hinrich Wichern auf dem Evangelischen Kirchentag 1848 hielt und in welcher er eine „innere Mission“ für Deutschland forderte, sandte die „Evangelische Gemeinschaft von Nordamerika“, der ein starkes Sendungsbewusstsein eigen war und die sich insgesamt als „Missionskirche“²² verstand, zwei Prediger, Johann Conrad Link (1822–1883) und Johann Nicolai (1818–1912), in den deutschen Südwesten. Diese entwickelten ab 1850 von Stuttgart aus neckaraufwärts missionarische Aktivitäten, unter anderem in Esslingen²³ und Plochingen, wo 1859 die erste eigene Kapelle errichtet wurde. „Nicolai unternahm bereits 1853 erste Vorstöße ins Oberamt Reutlingen.“²⁴

Warum gelang es den Rückwanderern, in Deutschland und speziell in Württemberg, Interesse an methodistischem Gedankengut und Gemeinschaftsleben zu entfachen?

Da in allen o. g. Gruppierungen das reformatorische Erbe besonders betont wurde, dessen Erneuerung auch Anliegen des Pietismus als protestantischer Erweckungsbewegung im 17. und 18. Jahrhundert gewesen war, nimmt es nicht wunder, dass sie eher in evangelischen als katholischen Gebieten – und hier vor allem in pietistisch geprägten Regionen – Wurzeln schlagen konnten.²⁵ Zudem teilten sie die Kritik, die damals auch innerhalb der Landeskirchen an Predigt²⁶ und kirchlicher Praxis²⁷ vorgetragen wurde, legten – wie andere pietistische Gemeinschaftsgruppen – Wert auf persönliche Frömmigkeit und betonten den Zusammenhang von erfahrener „Glaubensgewissheit“ und „Heiligung“. Dass die Kraft des Evangeliums sowohl das Leben Ein-

²² U. Schuler (wie Anm. 16), S. 87 f.: Mission „wurde [...] nicht als private Unternehmung einzelner verstanden, sondern als ein dieser Gemeinschaft immanenter Auftrag. [...] Jede Gemeinde bildete Missionsvereine“, bis 1968 galten alle kirchlichen Initiativen als „Missionen“, und „jeder Prediger hatte jährlich über seine Gemeindefarbeit einen sogenannten „Missionsbericht“ [...] anzufertigen.“

²³ Vgl. Ulrich Ziegler: Mission – Anpassung – Veränderung. Die Geschichte der Evangelischen Gemeinschaft in Esslingen a. N. 1852–1945, Stuttgart 1987.

²⁴ Paul Wüthrich: Die Evangelische Gemeinschaft im deutschsprachigen Europa, in: Karl Steckel; Carl Ernst Sommer: Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche, Stuttgart 1982, S. 154.

²⁵ Vgl. K. H. Voigt (wie Anm. 4).

²⁶ Vgl. Dieter Lange: Eine Bewegung bricht sich Bahn. Die deutschen Gemeinschaften im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und ihre Stellung zu Kirche, Theologie und Pfingstbewegung, Berlin ²1981, S. 17 ff.: „Die [vom Rationalismus geprägten] Geistlichen hielten ihre Predigten oft im Sinne einer popularphilosophisch verflachten Aufklärung, was eine Verkürzung und Entleerung der biblischen Botschaft zur Folge hatte.“

²⁷ So z. B. Johann Hinrich Wichern auf dem Evangelischen Kirchentag 1848. Hierüber wurde in den methodistischen Zeitschriften in den USA berichtet.

zelter als auch gesellschaftliche Missstände verändern kann – davon waren sowohl die methodistischen Reiseprediger als auch die „Stundenleute“ pietistischer Prägung überzeugt. Nicht zuletzt hat das zunächst vorhandene Bemühen, gegebene kirchliche Strukturen und Autoritäten zu akzeptieren sowie das gemeinschaftliche Leben innerhalb dieses Rahmens zu gestalten – also nicht separatistisch tätig zu werden –, dazu beigetragen, dass die ersten methodistischen Missionare vereinzelt zu pietistischen Stundenversammlungen eingeladen wurden, ja sogar mit Erlaubnis örtlicher Pfarrer auf landeskirchlichen Kanzeln predigen durften.²⁸

Mancherorts stießen sie jedoch zunehmend auf Ablehnung und Widerstand, der sich vor allem gegen ihre evangelistische Predigt und die Gebetsversammlungen, bei denen auch Frauen das Wort ergriffen, erhob.

In Württemberg – bereits vor dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 evangelisch – waren Staat und Landeskirche seit Inkraftsetzung der „Großen Kirchenordnung“ eng miteinander verwoben.²⁹ Mit dem „General-Rescript“ von 1743,³⁰ das pietistischen Gruppen unter bestimmten Voraussetzungen das Abhalten von „Privat-Versammlungen“ ermöglichte, war neben einem organisatorischen Rahmen auch die Einflussmöglichkeit örtlicher Pfarrgemeinderäte festgeschrieben, wenn es darum ging, auswärtigen Predigern das Abhalten religiöser Veranstaltungen zu gestatten. Deshalb mussten die Pioniere der methodistischen Bewegung in den Orten, in denen sie evangelistisch tätig werden wollten, die Erlaubnis des zuständigen landeskirchlichen Pfarrers oder Pfarrgemeinderats einholen – selbst wenn sie auf Einladung ortsansässiger Bürger in deren Privatwohnungen kamen und dort als Redner im Rahmen geistlicher Versammlungen auftraten.

Meist wurden die Bestimmungen durch die Missionare der Evangelischen Gemeinschaft eingehalten, um nicht mit geltendem Recht in Konflikt zu geraten. „Lag aber eine dringende Einladung vor, der sie sich nicht verschließen zu dürfen glaubten, oder mutete man ihnen zu, eine bereits begonnene hoffnungsvolle Arbeit wieder aufzugeben, scheuten sie sich zuweilen auch nicht, pfarrherrlichen oder pfarrgemeinderätlichen Verboten zuwiderzuhandeln

²⁸ Die Anfänge der Evangelischen Gemeinschaft in Württemberg sowie der Einfluss des landeskirchlichen Theologen Philipp Paulus bei der Kirchenbildung sind ausführlich beschrieben von Karl Heinz Voigt: „Innerkirchliche Gemeinschaft oder autonome Kirche?“, in: *Blätter für württembergische Kirchengeschichte* (107) 2007, S. 169 ff.

²⁹ Der Augsburger Religionsfriede legitimierte die jeweiligen Landesherren, die Religion festzulegen. Im Herzogtum Württemberg wurde unter Herzog Christoph und Reformator Johannes Brenz die württembergische Landeskirche ausgebaut. Kirchliche Angelegenheiten, aber auch das Armen- und Schulwesen wurden 1559 in der „Großen Württembergischen Kirchenordnung“ geregelt.

³⁰ Das „General-Rescript, betreffend die Privat-Versammlungen von Pietisten“ (1743) schrieb z. B. maximal 15 Teilnehmer an den sogenannten „Erbauungsstunden“ vor, die unter Aufsicht des Ortspfarrers stattzufinden hatten und nicht als Ersatz für den Gottesdienstbesuch gelten durften.

[...], weil sie der Überzeugung waren, es gebe ‚im Reich Gottes ein höheres Recht, das mit dem menschlichen Recht nicht selten in Widerstreit gerät‘.³¹ Und weil die Landeskirche Gemeindegliedern, die sich zur Evangelischen Gemeinschaft hielten, Taufe und Abendmahl verweigerte, sahen sich deren Reiseprediger zunehmend in der Pflicht, diese Sakramente zu spenden.

Aus diesem Grund, aber auch weil eine „Mission in Deutschland“³² ungewohnt erschien und seitens der Württembergischen Landeskirche zunehmend als Bedrohung empfunden wurde, wuchsen die Spannungen. Ab 1860 wurde in landeskirchlichen Verlautbarungen und Erlassen³³ vor „methodistischen Umtrieben“ gewarnt, später auch mit Kirchenausschluss gedroht, falls Prediger der Methodistenkirche oder Evangelischen Gemeinschaft Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Beerdigungen durchführen sollten.

Das „Missionsfeld“ Reutlingen in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Reutlingen, das seit 1803 als württembergische Oberamtsstadt fungierte, befand sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl vom Erscheinungsbild her als auch funktional im Umbruch.³⁴ Der mittelalterliche Befestigungsring war bis auf wenige Reste abgetragen, parallel zur Gartenstraße entstand planmäßig am Fuß der Achalm allmählich ein gehobenes Wohnviertel und der 1859 erfolgte Anschluss an das württembergische Eisenbahnnetz beförderte die Industrialisierung. Entlang der Echaz wurden Fabriken errichtet, und schon ein Jahr später konnte der Chronist Bames acht Fabrikschlote und eine Gasbeleuchtung in Reutlingen konstatieren.³⁵ Rund um den Karlsplatz bildete sich „mit dem Bahnhof, dem Post- und Telegraphenamt, mit Fabrikanlagen und Gasthäusern ein pulsierendes Zentrum des ‚neuen Reutlingens‘ jenseits des Altstadt-kerns“³⁶, und an den Ausfallstraßen in Richtung Metzingen, Pfullingen und Tübingen wuchsen von Gewerbe und Wohnen geprägte Mischviertel. Kein Wunder, denn die Einwohnerzahl war in nur 60 Jahren von 7798 (1803) auf 13.420 (1864) gestiegen.³⁷

³¹ P. Wüthrich (wie Anm. 24), S. 155.

³² U. Schuler (wie Anm. 16), S. 91: „Mission wurde von den deutschen Landeskirchen im 19. Jahrhundert vorrangig als ‚Heidenmission‘ verstanden und praktiziert. [...] So musste die EG mit ihrem Missionsverständnis auf deutschem Boden also zwangsläufig auf Abwehr von Seiten der Staatskirchen stoßen, v. a. als sie offiziell eine ‚Mission in Europa‘ eröffnete.“

³³ Vgl. Günther Widmer: Die Entwicklung der württembergischen evangelischen Landeskirche im Spiegel der Pfarrberichte bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2004, S. 356.

³⁴ Vgl. Wilhelm Borth; Bernd Breyvogel; Wolfgang Jung: Reutlingen. Vergangenheit trifft Zukunft, Reutlingen 2013, S. 140 ff.

³⁵ Carl Bames: Chronica der Stadt Reutlingen und Pfullingen, ND Reutlingen 1985, S. 230.

³⁶ Wilhelm Borth u. a.: Reutlingen im 19. Jahrhundert, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 19 (1980), S. 10.

³⁷ Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. 2, Sigmaringen 1997, S. 363.

Auch die Bevölkerungsstruktur war einem Wandel unterworfen. Während die ehemalige freie Reichsstadt durch selbstbewusste Bewohner – vor allem Handwerker, Kaufleute und Ackerbürger – geprägt war, hatte sie durch die Eingliederung ins Königreich Württemberg Zuwachs durch dessen Beamtenschaft bekommen, die sich im Gegensatz zu den als „praxisnah [...] utilitaristisch und erfolgsorientiert, im Übrigen schwerfällig, prosaisch, amüsisch, derb und ungehobelt“³⁸ charakterisierten Reutlingern eher bildungsbürgerlich gab. Die Industrialisierung erweiterte die Bevölkerung der Stadt um „massenhaft fremde Elemente der Fabrikarbeiter“,³⁹ die in der sozialen Hierarchie zuunterst standen und unter zum Teil unwürdigen Zuständen untergebracht waren, soweit es sich nicht um Pendler aus den umliegenden Dörfern handelte.

Die Heterogenität der Reutlinger Bevölkerung und deren Interessen führten zur Gründung von Vereinen mit unterschiedlicher Zielsetzung (z. B. Turnen, Chorgesang, Arbeiterbildung, Stadtverschönerung),⁴⁰ zur Auflösung gewachsener Familienstrukturen und Zunahme gesellschaftlicher Anonymität, zu gesteigerten Lebensansprüchen und zum Entstehen einer Freizeitkultur, was aus Sicht der evangelischen Landeskirche insgesamt als Prozess zunehmender Entkirchlichung wahrgenommen wurde, dem sie – ebenso wie die seit 1823 in Reutlingen bestehende kleine katholische Kirchengemeinde – zunächst nichts entgegenzusetzen wusste. Fast resigniert klingt die Feststellung des Reutlinger Dekans Beck in seinem Pfarrbericht 1860: „Dem Sonntag wird noch sein Recht, aber es bewegt sich an ihm durch alle Straßen der Stadt ein Leben, das mit dem Glockenläuten oft ziemlich kontrastiert. Das Gepräge der alt-evangelischen Reichsstadt weicht immer mehr dem einer modernen Gewerbestadt.“⁴¹

Sonntagspredigt und Alltagsleben: beides schien für breite Bevölkerungsschichten in der Stadt nichts mehr miteinander zu tun zu haben. Lebendige Frömmigkeit war nahezu ausschließlich in den beiden pietistischen Gemeinschafts-Versammlungen, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Privathäusern abgehalten wurden, erfahrbar. Und Gustav Werner, der 1840 mit einer „Kinderrettungsanstalt für Waisen“ sein sozialdiakonisches Werk in Reutlingen begründet und zwei Jahrzehnte später durch „christliche Fabriken“ erweitert hatte, um Arbeitsplätze zu schaffen und der sozialen Not entgegenzuwirken, wurde seitens der Landeskirche kritisch bēugt.

³⁸ W. Borth, Reutlingen im 19. Jahrhundert (wie Anm. 36), S. 12.

³⁹ Ebd. S. 12.

⁴⁰ Paul Schwarz; Heinz Dieter Schmid: Reutlingen. Aus der Geschichte einer Stadt, Reutlingen 1973, S. 180: „Fast alle Sonntage der Sommermonate waren erfüllt von Stiftungsfesten, Vereinsausflügen, Fahnenweihen, von Bezirks-, Gau- und Landestreffen, von Verbands- und Bundesfeiern.“

⁴¹ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1860 unter Dekan J. F. K. Beck.

Mit emotional berührenden Gottesdiensten, alltagsnahen und auf konkrete Lebensveränderung zielenden Predigten, aber auch mit dem Angebot verschiedener Gemeindegruppen, z. B. für Kinder, stieß die „Mission der Evangelischen Gemeinschaft“ deshalb sowohl in der Stadt Reutlingen als auch in den umliegenden Dörfern in eine landeskirchlich unzureichend gefüllte Lücke.

2. Johann Georg Wollpert und die Anfänge der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen

Ein Amerikaner aus Wannweil kehrt zurück⁴²

Mit Johann Georg Wollpert (1823–1903) begann kein ganz ortsfremder Prediger die Arbeit der Evangelischen Gemeinschaft im Reutlinger Raum: Am 15. März 1823 war er in Wannweil als ältester Sohn des Landwirts Johann Georg Wolpert⁴³ und seiner Frau Anna Maria, geb. Kern, geboren worden und als Zehnjähriger mit seinen Eltern und Geschwistern sowie vier weiteren Wannweiler Familien nach Amerika ausgewandert. Wie viele Bauernfamilien aus Südwestdeutschland suchten auch sie, den Hungersnöten und der drohenden Armut – hervorgerufen durch eine infolge Realteilung fortschreitende Besitzverkleinerung sowie wiederkehrende Missernten – zu entfliehen und in der „Neuen Welt“ Fuß zu fassen. Eine in Liverpool (Ohio) errichtete Farm wurde zur zweiten Heimat der Familie und bald schon zu einem Ort, an dem sich sonntags die deutschen Einwanderer trafen. Immer wieder kamen auch Reiseprediger der Evangelischen Gemeinschaft vorbei, um „den geistlich unversorgten [...] Ansiedlern und ihren Kindern durch Predigt und Unterweisung den Weg zum himmlischen Vater zu zeigen.“⁴⁴ Von ihnen erhielt Hansjörg – wie er in seiner Jugend genannt wurde – Anregungen zum Erlernen der englischen Sprache und zum Bibelstudium. Im Alter von 24 Jahren bewarb sich Wollpert, nachdem er von vielen Seiten hierzu motiviert worden war, als Reiseprediger bei der Ohio-Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft. Nach vierjährigem Selbststudium⁴⁵ sowie zweijähriger Probepredigerzeit wurde er 1849 zum Diakon und 1851 zum Ältesten ordiniert und arbeitete bis 1857 an verschiedenen Orten in Ohio. Dann sandte ihn die amerikanische Missionsbehörde für den erkrankten Johann Nicolai als Missionar nach Deutschland.

⁴² Nach R. Kücklich (wie Anm. 1).

⁴³ Der Vater schrieb seinen Familiennamen im Gegensatz zum Sohn mit einem „l“.

⁴⁴ R. Kücklich (wie Anm. 1), S. 13.

⁴⁵ Zu jener Zeit gab es in der „Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika“ noch keine geordnete theologische Ausbildung.



Missionare der Evangelischen Gemeinschaft in Deutschland um 1863 (stehend v.l.n.r.: Gottlieb Fülle, Lorenz Eisenhardt, Johann Philipp Schnatz, Philipp Paulus; sitzend v.l.n.r.: Matthias Erdle, Johann Conrad Link, Salomon Neitz, Johann Georg Wollpert).

Gemeinsam mit seiner Frau Juliane und drei Kindern kam er Anfang Juli 1857 in Plochingen an, und schon wenige Tage später predigte er zum ersten Mal in seinem Geburtsort Wannweil. „Es war ein unvergeßlicher Abend. Fast das ganze Dorf war versammelt und lauschte der Predigt über Ps. 50, 14.15. Mein früherer Lehrer, Herr Göbel, leitete den Gesang und war übergücklich, seinen früheren Schüler predigen zu hören. Die Leute waren tiefgerührt und wünschten, daß ihr Landsmann sie öfters besuchen und ihnen predigen möchte, was dann auch geschah.“⁴⁶ Es waren wohl seine natürliche, ruhige Art sowie die Herzlichkeit und weniger seine rhetorischen Fähigkeiten, die Wollpert die Türen öffneten; seine eher erbaulichen Predigten – mit anschaulichen Bildern und praktischen Nutzenwendungen versehen – wurden Zeitzeugen zufolge manchmal auch mit Humor und Witz vorgetragen. Neben der anstrengenden und ausgedehnten Tätigkeit als Reiseprediger machte er sich an die Herausgabe eines Gesangbuchs namens „Geistliche Viole“, war

⁴⁶ R. Kücklich (wie Anm. 1), S. 44.



Ankündigung der ersten EG-Versammlung in Reutlingen am 25. 7. 1865. (Amtsblatt der Stadt Reutlingen).

sich zu den ersten Versammlungen der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen einfanden, ist nicht bekannt. Doch scheint sich schnell eine feste Gruppe gebildet zu haben, die „zu einem großen Teile fortan regelmäßig [deren] Gottesdienste [besuchte], so daß der Versammlungssaal sich bald als zu klein erwies.“⁵³ Bedeutsam für die positive Entwicklung der Arbeit war dabei sicher, dass auch „achtbare Reutlinger Bürgersfamilien für den Herrn gewonnen wurden [...]: Röhm, Mauerhahn, Faiss, Beutter, Göppinger.“⁵⁴ Dass es hierbei auch zu konkreten Änderungen im Alltagsleben kam, verdeutlicht folgende Anekdote:

„Die Brüder Röhm hatten ihr Stammlokal im Löwen. Als sie sich bekehrt hatten, kamen sie am nächsten Sonntag am Stammtisch zusammen, aber wie merkwürdig! Es war alles so fremd, das Bier mundete nicht. Da sagte Gotthilf: „Brüder, i gang, i g'hör nemme do her!“ Er liess sein Bier stehen und ging hinaus; sein Bruder Peter und Georg Röhm folgten. Der Bruch war geschehen, für immer geschehen.“⁵⁵

In der Stadt Reutlingen wurde die neue religiöse Gruppierung registriert. Auch die ländlich geprägten Gemeinden des Umlands wurden vom Wirken der „Reutlinger Mission“ erfasst. Mit Hilfe des Predigtamtskandidaten Jacob Schmidli erweiterte sich die Anzahl der Predigtplätze im ersten Jahr auf 17; neben 400 Gliedern im Bezirk wurden bei gottesdienstlichen Veranstaltungen 1050 Zuhörer gezählt.⁵⁶

druckt in: Friedrich Fritz: Das Eindringen des Methodismus in Württemberg (Blätter für Württembergische Kirchengeschichte, Sonderheft Bd. 2), Stuttgart 1927, S. 87 ff.

⁵³ Zentralarchiv der EmK Reutlingen: Max Richter: Aus der Geschichte der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen, o. O., 1941 (Manuskript) S. 3.

⁵⁴ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 14. Nach Gesprächen mit älteren Gemeindegliedern müssten hier auch die Familien Fritz und Astfalk erwähnt werden.

⁵⁵ Ebd., S. 14.



Familie Fritz um 1895: David und Barbara Fritz gehörten zu den ersten Gliedern der Evang. Gemeinschaft in Reutlingen und wurden 1869 als erstes Paar in der Ebenezer-Kapelle kirchlich getraut. Stehend v.l.: Tochter Martha (später: Krumnow), David Fritz, Tochter Marie (später: Richter), Sohn Wilhelm. Sitzend v.l.: Barbara Fritz (geb. Astfalk), Tochter Johanna (später: Friederich), Tochter Amalie (später: Strohhäcker), Tochter Emma (später: Schindele).

Als im Juni 1866 Gottlieb Fülle (1839–1918), der als feuriger und begnadeter Prediger beschrieben wird,⁵⁷ an Schmidlis Stelle trat, erhielt die Missionsarbeit im Reutlinger Raum weitere Impulse. Schon Wollpert als „Vorstehender Ältester“ hatte von der Generalkonferenz der Evangelischen Gemeinschaft in Nordamerika den Auftrag erhalten, „unter Leitung der Missionsbehörde die EG in Deutschland gemäß der Kirchenordnung in Klassen [und] Gemeinden [...] zu organisieren.“⁵⁸ Fülle widmete sich dieser Aufgabe mit großem Engagement, und es gelang ihm, 1866 in Holzgerlingen – damals

⁵⁶ Zentralarchiv der EmK Reutlingen, Sign. V 006 (wie Anm. 47), S. 7. Seit der zweiten „Deutschland-Conferenz der Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika“ 1866 wurde jährlich eine Statistik erstellt.

⁵⁷ Reinhold Kücklich (d. Ä.): Gottlieb Fülle – der reich begnadete Christuszeuge, Stuttgart ²1919, S. 33.

⁵⁸ U. Schuler (wie Anm. 16), S. 138. Mit „EG“ wird üblicherweise die „Evangelische Gemeinschaft“ abgekürzt.

Predigtplatz der „Reutlinger Mission“ – erstmals eine Gemeinde zu gründen; Wannweil, Kirchentellinsfurt und Pfullingen folgten 1868. In seinem Tagebuch schreibt er: „Ich bin fest entschlossen, diese Sache womöglich überall durchzuführen.“⁵⁹ In Reutlingen stieß man jedoch auf landeskirchliche Widerstände. Deshalb wurde zunächst ein „Bibel- und Missionsverein“ gegründet, in den Füßle zu Jahresbeginn 1867 über 100 Mitglieder aufnahm und damit „zugleich – wie er ausdrücklich betonte – in die Gemeinschaft“.⁶⁰ Zu deren Gepflogenheiten gehörte es, dass „zu den regelmäßigen Versammlungen [...] jedes [Mitglied, d. Verf.] ein neues Testament mitbringen [solle], und dann solle ein biblischer Abschnitt erklärt werden, wobei jedes fragen dürfe. Die Teilnehmer müssen sich befeißeln, ein frommes Leben zu führen und bei auffallenden Fehlern einander warnen. Bei jeder Versammlung solle ein Beitrag für die Mission gegeben werden.“⁶¹

Neben den gottesdienstlichen Veranstaltungen für Erwachsene sowie regelmäßigen Bibelstunden – für Männer und Frauen separat gehalten – war es den Predigern der Evangelischen Gemeinschaft ein wichtiges Anliegen, auch Kindern ein Angebot zu unterbreiten, was in Zeiten von Kinderarbeit und beengten Wohnverhältnissen auf großes Echo stieß. In Reutlingen begann Gottlieb Füßle mit der „Sonntagsschularbeit“ – die landeskirchlicherseits noch nicht üblich war⁶² – Anfang 1866. „8 Klassen wurden gebildet, 3 für Knaben und 5 für Mädchen. Als [ehrenamtliche, d. Verf.] Lehrer wurden angestellt: Konrad Mauerhahn, David Faiss und Gotthilf Röhm, als Lehrerinnen: Gretle Weber, Gretle Schweikert, Mathilde Hetterich, Nane Göppinger und Luise Beck.“⁶³

Da im Laufe des Jahres der in der Karlstraße zur Verfügung stehende Saal die Besucher der Veranstaltungen nicht mehr fassen konnte, „wurde ein größeres Versammlungslokal auf dem Oberen Graben gemietet, das am 9. September eingeweiht werden konnte.“⁶⁴ Füßle schreibt hierzu in sein Tagebuch:

„Ein lieblicher Segenstag wurde uns heute. Wir benützten zum erstenmal unseren neuen Saal zu unseren gottesdienstlichen Übungen. Die Sonntagsschule, von Bruder Schnatz trefflich geleitet, wurde von etwa zweihundert Kindern besucht. Nachmittags wurde der beinahe 400 Personen fassende Raum ganz angefüllt und Br. Schnatz hielt eine kräftige Weihepredigt über

⁵⁹ Zitiert nach R. Kücklich, Gottlob Füßle (wie Anm. 57), S. 34.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ F. Fritz (wie Anm. 52), S. 90.

⁶² Erst auf dem Stuttgarter Kirchentag 1869 wurde die zunächst kritisch angesehene Sonntagsschularbeit von den Landeskirchen offiziell anerkannt und erhielt – mit etwas anderer Ausrichtung – 1882 die Bezeichnung „Kindergottesdienst“.

⁶³ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 12.

⁶⁴ M. Richter (wie Anm. 53), S. 3.



Der Gasthof „Schlachthaus“ (an dieser Stelle steht heute das Parkhaus Lederstraße): 1866–1869 Versammlungslokal der Evangelischen Gemeinschaft.

Psalm 93,5. Br. Wollpert ermahnte und ich schloß mit Gebet. Mein Gesangverein⁶⁵ leistete mehr als ich erwartet hätte. Es war eine Versammlung, zu welcher sich Gott bekannte. Wir sind an dieser neuen viel geeigneteren Lokalität sehr froh.“⁶⁶

Bei dem neuen Gemeindesaal handelte es sich um einen Raum im Haus „Gotteshilfe“, das im Juli 1866 von Gustav Werner an die Metzgergenossenschaft verkauft worden war⁶⁷ und als Wirtshaus „Altes Schlachthaus“ fungierte. 1868 wurde dahinter das neue Schlachthaus in Betrieb genommen,⁶⁸ wodurch man sich in der Gemeindegarbeit zunehmend beeinträchtigt fühlte:

„Das Haus, wo wir uns bisher versammelten, gehört der Metzgerzunft an [...]. In die Predigt des Wortes mischt sich Schweinegebrüll, Hundegebell,

⁶⁵ Am 30. Juni 1866 hatte Füsle einen gemischten Chor gegründet.

⁶⁶ Zitiert nach M. Richter (wie Anm. 53), S. 3.

⁶⁷ C. Bames (wie Anm. 35), S. 343. In einer Randnotiz zum „Pfarrbericht 1869 unter Dekan J. F. K. Beck“ S. 4 ff. heißt es: „G. Werners Stern ist erleuchtet; im Saal seines früheren jetzt an die Metzgergenossenschaft als Ausschank übergebenen Mutterhauses halten jetzt die Methodisten ihre Versammlungen.“, LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765.

⁶⁸ C. Bames (wie Anm. 35), S. 349.



Graphik: E. Reinert.

Wagenrasseln und anderer Lärm. Da werden wir oft gestört in unserer Andacht. Der Saal ist sehr niedrig, sodass es manchen Leuten übel wurde. Zuweilen hetzt der Nachbar seinen Hund auf die Gottesdienstbesucher. Zur Feier des hl. Abendmahls, an der 60–70 Leute teilnehmen, müssen wir uns ins Predigerhaus schleichen; denn es muss heimlich gefeiert werden.“⁶⁹

Auch die wachsende Mitgliederzahl – zu Beginn des Jahres 1868 konnten durch eine Erweckung 70 Personen neu aufgenommen werden, so dass die Reutlinger Gemeinde nun rund 200 Glieder umfasste – führte zu Überlegungen, ein eigenes Gotteshaus zu errichten.

Mit der dritten „Deutschland-Conferenz“, die im Juni 1868 in Reutlingen stattfand – der Gemeinde wurde in diesem Rahmen Lorenz Eisenhardt (1835–1878) als neuer Prediger zugewiesen –, rückte die Evangelische Gemeinschaft vor allem beim Ordinationsgottesdienst am Sonntagnachmittag ins Blickfeld der Öffentlichkeit:

„Um 3 Uhr nachmittags fing die eigentliche Hauptversammlung für die Ordination an. Durch die Güte des Herrn [Gustav, d. Verf.] Werner durften wir dessen großen Saal in der Krone benützen, dessen beide Abtheilungen die Menge der Zuhörer nicht zu fassen vermochten, so dass der Hausflur

⁶⁹ Zuschrift von Barbara Zwissler an den „Evangelischen Botschafter“, zitiert in J. Klenert (wie Anm. 51), S. 13.

bis zur Treppe noch voll war. Man schätzte die Versammlung mindestens auf 1000 Zuhörer.“⁷⁰

Die „Reutlinger Mission“ umfasste jetzt über 20 Predigtplätze. Sie wurden „bedient“ von Johann Georg Wollpert, der im Rahmen der Konferenz zum „Vorstehenden Ältesten“ [Superintendent, d. Verf.] des neu gebildeten Distrikts Württemberg bestimmt worden war, und Prediger Lorenz Eisenhardt. Unterstützung bekamen diese durch die Predigtamtskandidaten Jacob Maurer (1869), Conrad Zwingli (1870), Friedrich Bauer und Adolf Halmhuber (1871/72).

3. Die Ebenezer-Kapelle und die Entwicklung der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen bis zum Ersten Weltkrieg

Die Reutlinger Gemeinde erhält eine „Heimat“

„Das Bethaus der Methodisten wurde im Lauf des Sommers erbaut am Hundsgaben. Ankauf des Areals samt Gartenanteil betrug 3000 fl. Es bekam den Namen Eben Ezer.“⁷¹ Mit knappen Worten beschreibt Carl Bames 1868, was damals für die kleine, lediglich auf Spenden ihrer Mitglieder angewiesene Evangelische Gemeinschaft ein Kraftakt gewesen sein muss.

Außerhalb der eigentlichen Stadt an der späteren Kleingraben- bzw. Kaiserstraße, die noch Jahre später wegen „vorsintflutlicher Zustände“ als „Schmerzenskind der Stadt“ beschrieben wird,⁷² entstand inmitten von Obst- und Ziergärten in nur einem Jahr Bauzeit eine repräsentative viergeschossige Kapelle, die neben dem im Erdgeschoss befindlichen Versammlungssaal in den oberen Stockwerken Wohnungen für die Prediger bereithielt. „Ebenezer“ – übersetzt „Stein der Hilfe“ – kann dabei durchaus in doppeltem Sinne verstanden werden: Zum einen wollte die Evangelische Gemeinschaft mit ihrem lange Zeit einzigen eigenen Gebäude im Gebiet der „Reutlinger Mission“ Hilfe durch Wort und Tat anbieten, zum anderen hätte die Kapelle nicht errichtet werden können ohne die Unterstützung vieler anderer Gemeinden in der Deutschland-Conferenz und in Nordamerika, die auf die Sammlungsaufrufe von Eisenhardt und Wollpert reagierten und finanzielle „Bausteine“ beitrugen. Da die Evangelische Gemeinschaft damals weder als juristische Person des privaten Rechts galt noch die Rechte einer öffentlichen Körperschaft besaß, wurde der Grundstückskauf von Prediger Wollpert persönlich

⁷⁰ Zentralarchiv der EmK Reutlingen, Sign. V 006 (wie Anm. 47), S. 14 f.

⁷¹ C. Bames (wie Anm. 35), S. 354.

⁷² Egmont Fehleisen: *Chronica der Stadt Reutlingen 1874–1900*, Reutlingen 1900, S. 67.



Die frühere Ebenezer-Kapelle der Evangelischen Gemeinschaft in der Kaiserstraße.

getätigt;⁷³ der erworbene Besitz musste als dessen Eigentum ins Güterbuch der Stadt eingetragen werden.⁷⁴

Bewusst sprach man bei dem neuen Gebäude von einer „Kapelle“ und nicht von einer „Kirche“, denn „diese Bezeichnung durften nach dem damals geltenden Staatskirchenrecht nur die privilegierten Kirchen“ führen.⁷⁵ Charakteristisch waren – wie bei allen damaligen methodistischen Versammlungsräumen – eine schlichte Innenraumgestaltung, die mit Ausnahme eines auf Leimfarbe aufgetragenen und mit Barock-Schnörkeln verzierten Spruch-

⁷³ Amtsblatt für Reutlingen (13. 6. 1869), S. 452: „Johs. Hummel, Bortenmacher verk. an Joh. Georg Wollpert, Methodisten-Prediger 3/8 M[orgen], 36,3 R[uten] Garten auf dem Stadtgraben für 3000 fl.“

⁷⁴ Ein entsprechender Auszug im StaatsA Sigmaringen, Wü 65/27 T 1–2, Nr. 579 beschreibt die Nutzung des Grundstücks im Jahr 1873: „3 Ar 57 qm Wohnhaus, 3 Ar 0,7 qm Hofraum, 1 Ar 74 qm Weg“, darauf ein „3 stock. Wohn- und Versammlungshaus mit Kniestock und angebautem Treppenhaus von gemischter Bauart, 1 gewölbter Keller, 1 Vorkeller [...]“, dazu „22 qm“ für „ein einstock. Waschhaus hinter obigem Wohnhaus“ sowie „5 Ar 65 qm Gemüsegarten [...]“.

⁷⁵ Paul Ernst Hammer: Über den Sprachgebrauch „Kapelle“ – „Kirche“ im Methodismus, in: Mitteilungen der Studiengemeinschaft für Geschichte der EmK 7 (1986) H. 1, S. 25.



Gottesdienstsaal der früheren Ebenezer-Kapelle.

bandes⁷⁶ auf künstlerische Gestaltung verzichtete, sowie der erhöhte „Kanzelaltar“ in der Mitte der Stirnseite.⁷⁷ Dass anfangs davor sogar ein Harmonium Platz fand, unterstreicht, was im Zentrum der Gottesdienste stand: Predigt und begleiteter Gemeindegesang. Erst bei einer späteren Renovierung – vermutlich 1887 – wurde über der Kanzel ein Ölgemälde des Reutlinger Dekorations- und Kunstmalers Fritz Hummel (1828–1905) mit dem Titel „Der segnende Christus“ und der Bibelvers „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken“ angebracht; das Harmonium rückte auf die Seite, und ein kleiner Abendmahlstisch trat an dessen Stelle; die alten Gas-Kronleuchter wichen elektrischen Lampen. Letzteres war auch dringend nötig, denn „das Gaslicht brannte in offener Flamme ohne Feuer-schutz“,⁷⁸ und bereits 1872 muss das Gebäude einmal Feuer gefangen haben.⁷⁹

⁷⁶ Nach Erinnerungen von Superintendent Richard Leger (9. 4. 1956) enthielt das Spruchband den Predigttext anlässlich der Kapellen-Einweihung: „Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses, o Herr, ewiglich“ (Psalm 93,5).

⁷⁷ Vgl. Ulrich Ziegler: Kirche und Kirchenraum – ein Überblick mit Überlegungen zum methodistisch geprägten Kirchenbau, in: EmK Geschichte 32 (2011) H. 1, S. 36 f.

⁷⁸ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Erinnerungen von Superintendent Richard Leger vom 9. 4. 1956, S. 2.

⁷⁹ Im Auszug aus dem Kaufbuch von 1873 (StaatsA Sigmaringen, Wü 65/27 T 1–2, Nr. 579) wird ein Brandschaden erwähnt.

Die Einweihung der Ebenezer-Kapelle am 30. November 1869 war ein öffentliches Ereignis. „Von Nah und Fern strömten die Leute herbei. Von Münsingen und Urach kamen ganze Wagen voll Menschen. Trotz Sturm und Regen eilten sie herbei in freudigen Haufen [...]. Die Straßen, namentlich die neue, schönangelegte Gartenstraße⁸⁰ liefen voll Menschen. [...] Es gab ein mächtiges Aufsehen in der Stadt.“⁸¹ In Reutlingen wurde der Neubau von vielen Bürgern wohlwollend zur Kenntnis genommen, aber es gab auch Gegner. „Einer von ihnen brachte seinen Zorn mit den Worten zum Ausdruck: ‚Man sollte die Kapelle mit Pulver in die Luft sprengen‘.“⁸² Dennoch gehörte die Ebenezer-Kapelle seit diesem Tag zu den Reutlinger Sehenswürdigkeiten, die um die Jahrhundertwende auch auf Ansichtskarten abgebildet wurden.

Die Ebenezer-Kapelle wird Lazarett

Im August 1870 – kaum ein Jahr nach der Einweihung – hieß es für die Gemeinde schon wieder, Abschied von der neuen Kapelle zu nehmen.

„Nachdem der Krieg mit Frankreich im Juli ausgebrochen war, wurde [in Reutlingen, d. Verf.], wie in vielen Städten, ein Lazarett für verwundete Soldaten in dem Betsaal der Methodisten (Ebenezer) eingerichtet. Den 21. August brachte man die ersten Verwundeten, 18 Preußen und einen Pfullinger; am 21. September acht neue, von denen einige sogleich weiter in ihre Heimat im Sigmaringischen geschickt wurden. Von den Kranken starben fünf, welche feierlich, militärisch begraben wurden.“⁸³

Offenbar hatte sich in der Stadt kein anderer geeigneter Raum zur Unterbringung der verletzten Soldaten finden lassen, so dass sich der Gemeinderat veranlasst sah, die Evangelische Gemeinschaft um Hilfe zu bitten, welche von Johann Georg Wollpert bereitwillig zugesagt wurde. Im Gegenzug wurden für die Gottesdienste der große Saal in der städtischen Fruchthalle und im Winter sogar beheizte Räume im städtischen Schulhaus zur Verfügung gestellt.⁸⁴

Über ein halbes Jahr – bis Ende März 1871 – pflegte man in dem vom neu gebildeten Sanitätsverein eingerichteten Lazarett insgesamt 63 Verwundete, unter ihnen zahlreiche Offiziere, was am 14. September 1870 Anlass für einen Besuch des württembergischen Königs Karl und später auch hochrangiger Beamter war. Das königliche Angebot, die Ebenezer-Kapelle – als Dank für

⁸⁰ Von der Gartenstraße aus führte ein kleiner Fußweg – „Kapellenweg“ genannt – zum Eingang der Ebenezer-Kapelle.

⁸¹ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 13.

⁸² M. Richter (wie Anm. 53), S. 5.

⁸³ C. Bames (wie Anm. 35), S. 365.

⁸⁴ M. Richter (wie Anm. 53), S. 5.

deren Überlassung – mit Glocken auszustatten, hat die Gemeinde nicht angenommen.⁸⁵ So erhielt Wollpert, der mit Prediger Eisenhardt im Lazarett regelmäßig Abend- und Morgenandachten hielt, während die Sonntagsgottesdienste von landeskirchlichen Pfarrern gehalten wurden, „in seiner Eigenschaft als aufsichtführender Vorsteher der Evangelischen Gemeinschaft [...] den persönlichen Dank des Königs [...], das Württembergische Verdienstkreuz und zehn Jahre später auch vom Deutschen Kaiser eine Ordensauszeichnung.“⁸⁶

Sicher hat diese selbstlose Hilfestellung dem Ansehen der Evangelischen Gemeinschaft nicht geschadet. Und mancher Reutlinger Bürger hat „am Christtag Abend [...], indem wir unsern vielgeprüften Pflinglingen [...] den Weihnachtsbaum anzündeten und mit den sinnigen Gaben des württ. Sanitätsvereins und der hiesigen Einwohnerschaft eine große Freude machten“⁸⁷ bzw. am „Weihnachtsfest, das den Kindern der zurückgelassenen Frauen in der Ebenezer-Kapelle bereitet wurde, wo die Mütter mit ihren Kindern eingeladen wurden“,⁸⁸ erstmals dieses Gebäude betreten und in Augenschein genommen.

Gemeindearbeit im 19. Jahrhundert

Nachdem die Ebenezer-Kapelle am 5. April 1871 erneut in den Dienst der Gemeinde gestellt worden war, konnte diese sich in ihrer Arbeit wieder mehr auf geistliches Wachstum konzentrieren. Dem dienten vor allem die sonntäglichen Gottesdienste, die anfangs nur abends, später auch nachmittags⁸⁹ und nach 1900 sogar am Vormittag – also dreimal – gefeiert wurden. Während sich vormittags vermutlich nur der „harte Kern“ der Gemeinde traf,⁹⁰ waren die beiden späteren Versammlungen stärker besucht, denn zu den Auswärtigen aus dem ländlichen Umland stießen auch zahlreiche Interessenten, die am Vormittag den Gottesdienst der Landeskirche besucht hatten und sich nun eine zusätzliche geistliche Erbauung erhofften.

Anfangs begann jede Versammlung mit einem stillen Gebet, zu dem sich die Gottesdienstbesucher nach dem Betreten der Bankreihe auf einem neuen Taschentuch, das auf den Fußboden gelegt wurde, „gegen den Sitzplatz

⁸⁵ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 21.

⁸⁶ M. Richter (wie Anm. 53), S. 5.

⁸⁷ Evangelischer Botschafter Nr. 86, Februar 1871, S. 29.

⁸⁸ C. Bames (wie Anm. 35), S. 39.

⁸⁹ Dekan Ludwig Kalchreuther klagt in seinem „Pfarrbericht 1874“, dass der Nachfolger Wollperts „die Nachmittagsversammlungen zu gleicher Zeit mit den kirchlichen Nachmittags-gottesdiensten“ halte, vgl. LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765.

⁹⁰ Am Sonntagvormittag parallel zur Landeskirche Gottesdienst zu feiern, verstieß gegen eine mit dieser in den Anfängen der Evangelischen Gemeinschaft getroffene Vereinbarung.

gerichtet“ niederknieten;⁹¹ diese als „katholisch“ bezeichnete Gebetshaltung wurde erst Jahrzehnte später aufgegeben. Gesungen wurde im Stehen und – nachdem 1874 ein Gesangbuch für alle Gemeinden der Evangelischen Gemeinschaft gedruckt worden war – „ohne das Lied [...] vorzusagen“.⁹² Schon seit 1866 gehörte zumindest bei festlichen Anlässen das Auftreten des gemischten Chors, um 1890 auch eines Männerchors, zum Gottesdienst. Der Gemeindegesang wurde vom Harmonium, gegen Ende des 19. Jahrhunderts in den Hauptgottesdiensten auch vom 1886 gegründeten Posaunenchor oder von Streichinstrumenten begleitet.

Kernstück jeder Versammlung war jedoch die Predigt, die in der Regel auf „Bekehrung“ und „Heiligung“ der Zuhörerinnen und Zuhörer zielte. Und vielfach gelang es, Menschen durch diese eindringlich vermittelte Botschaft anzusprechen, wie das folgende Zeugnis aus dem Jahr 1872 anschaulich belegt:

„Als der Nachmittagsgottesdienst kam [...], da war es nicht anders, als ob ein ganzes Heer von Gnadenwolken sich über unserem Gotteshause zusammenzöge und man von oben her ein Pfingstrauschen des Heiligen Geistes hörte und als ob die klaren, kraft- und lichtvollen Predigtworte wie Feuerflammen die Herzen der Zuhörer beleckten. Als der liebe Bruder das ganze Register der den Wiedergeborenen noch anklebenden Sünden von der subtilen Eigenliebe bis zu den groben Leidenschaften aufrollte, da wurde mir alles feil und ganz zum Ekel, und es gab Seelen, die willig waren, dem lieben Heiland alles zu bringen. Denn die Predigt hatte nicht nur eine niederschlagende, sondern auch eine erhebende und mutmachende Kraft. Es war mir und gewiss noch andern so klar, dass wir nur kommen und im Glauben zugreifen dürfen.“⁹³

Von Seiten der Landeskirche wurden eine solche Art zu predigen als „treiberisches Eindringen auf Herz und Gewissen, Gefühl und Empfindung“⁹⁴ und die Reaktionen von Zuhörern als „schwärmerisch“ bzw. „maßlos“ gebrandmarkt. Auch dass sich an die Predigt ein frei formuliertes Gebet – oft von Gemeindegliedern, d. h. von Laien und zudem auch von Frauen, gesprochen – anschloss, manchmal sogar eine öffentliche Gebetsgemeinschaft, widersprach den gängigen liturgischen Vorschriften und damit der kirchlichen Ordnung.⁹⁵

⁹¹ R. Leger (wie Anm. 78).

⁹² Zentralarchiv der EmK Reutlingen, Sign. V 006 (wie Anm. 47), S. 73.

⁹³ Zitiert nach J. Klenert (wie Anm. 51), S. 15 f.

⁹⁴ Zitat nach U. Schuler (wie Anm. 16), S. 153.

⁹⁵ Vgl. Henning Pahl: *Wie Institutionen klassifizieren: die Auseinandersetzung der evangelischen Landeskirche Württembergs mit dem Methodismus im 19. Jahrhundert*, in: Carsten Kretschmann u. a. (Hrsg.): *Wissen in der Krise*, Berlin 2004, S. 101–116 und Henning Pahl: *Die Kirche im Dorf*, Berlin 2006, S. 245–303.

Häufig wurden am Ende des Gottesdienstes „Liebesmahle“⁹⁶ und zunehmend auch das Abendmahl gefeiert. Dies bei den „Methodisten“ zu tun, war Mitgliedern der Landeskirche, zu der die meisten Anhänger der Evangelischen Gemeinschaft anfangs offiziell noch gehörten, nicht gestattet.

Wie in vielen Kirchen jener Zeit war es auch in der Ebenezer-Kapelle üblich, dass männliche und weibliche Gottesdienstbesucher getrennt saßen. Die Sitzordnung scheint Berichten zufolge wenig variabel gewesen zu sein, denn „in den vordersten Reihen saßen [...] die älteren Frauen: Frau Kunstmüller Barth, die Mutter Grötzinger [...], Frau Geiselhardt [...], Frau Kaufmann Bild, die Löwenwirtin Triessler, Mutter Höschele [...]: lauter ehrbare Frauen.“⁹⁷ Allerdings akzeptierte man besondere Verhaltensweisen Einzelner wie z. B. die des schwerhörigen Buchbindermeisters Gayler, der jeweils vor Beginn der Predigt an die Kanzel trat und sich darauf stützte, um von diesem Standort aus die Ansprache besser hören zu können; auch dass die Brüder Röhm – Weingärtner von Beruf – hin und wieder während der Predigt aufstanden, um dem aufkeimenden Schlafbedürfnis zu widerstehen, wurde toleriert.⁹⁸

Neben den Sonntagsgottesdiensten gab es während der Woche „Bet-Stunden“. Alle Gemeindeglieder waren gemäß methodistischer Tradition einer sogenannten „Klasse“ zugeteilt, die sich am Mittwoch-, Donnerstag- oder Freitagabend traf, um unter Leitung eines „Klassführers“ oder „Ermahners“ in der Bibel zu lesen, die Bedeutung des Gelesenen für das persönliche Leben im Alltag herauszuarbeiten und miteinander zu beten; Beruf oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht spielten bei der Zuweisung einer „Klasse“ keine Rolle. Dass Einzelne in diesen Kleingruppen auch offen eigenes Fehlverhalten eingestanden, um sich anschließend Vergebung anzusprechen zu lassen, wurde von Kritikern als „Versuchung zur Heuchelei und Selbstbespiegelung“ bzw. als „Gewissensausforschung“⁹⁹ bezeichnet. Es ist jedoch unbestritten, dass das praktizierte „Klass-System“ wesentlich zu einer von vielen Gemeindegliedern geschätzten familiären Atmosphäre beitrug und die Verantwortung füreinander – nicht nur im seelsorglichen Bereich – förderte; die heute in Kirchengemeinden vielfach praktizierten Hauskreise erfüllen eine ähnliche Funktion. Häufig wurden in den „Klassen“ auch die freiwilligen Mitgliederbeiträge eingesammelt.

Bereits erwähnt wurde die besondere Bedeutung der Sonntagsschularbeit. Schon bei der Reutlinger Schulvisitation 1868 wurde festgestellt, „dass mehrere Hunderte von Kindern alle Sonntage die Kinderstunden der hier

⁹⁶ Bei diesen „Agapefeiern“, in deren Rahmen die erinnernde Gemeinschaft mit Jesus Christus betont wurde, spielten Gebet und persönliche Zeugnisse eine wichtige Rolle.

⁹⁷ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 17 f.

⁹⁸ R. Leger (wie Anm. 78).

⁹⁹ U. Schuler (wie Anm. 16), S. 153.

stationierten methodistischen Sendlinge besuchen, [ohne dass jedoch] nachtheilige Folgen [...] wahrzunehmen [seien].“¹⁰⁰ 1870 beschloss die in Stuttgart tagende „Deutschland-Conferenz der Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika“, „nicht nur den Fortbestand der bereits gegründeten Sonntagschulen zu sichern, sondern auch [...] auf allen Arbeitsfeldern neue zu gründen [...] und besonders darauf hin[zu]wirken, dass die Kinder zu Jesu geführt werden. Bei dem hielands gebräuchlichen Religionsunterricht fehlt es an der gedächtnißmäßigen Aneignung religiösen Wissens nicht, wohl aber an der erfahrungsmäßigen Aneignung desselben. [Auch gilt es,] ältere Sonntagsschüler unserem Einfluß und dadurch unserer Gemeinschaft zu erhalten.“¹⁰¹ Im Bereich der „Reutlinger Mission“ schlägt sich diese Akzentsetzung auch statistisch nieder:¹⁰²

Jahr	Mitglieder	Sonntagschulen	Schüler	Beamte/Lehrer
1866	400	3	260	10
1868	500	3	375	25
1869	447	4	400	26
1870	552	6	450	36
1871	611	7	700	36
1872	780	7	640	30
1873	904	8	875	35

Die Reutlinger Sonntagsschule stieß in der Reutlinger Bevölkerung auf wachsendes Interesse, dem die Landeskirche zunächst nichts entgegenzusetzen hatte. Zeitweise wurde sie von über 800 Kindern besucht und war über lange Zeit ein Alleinstellungsmerkmal der Evangelischen Gemeinschaft in der Stadt. Nachdem eine durch Consistorial-Erlass legitimierte und von der Kanzel der Marienkirche verlesene Warnung vor der Sonntagsschule der Evangelischen Gemeinschaft kurzfristig dazu geführt hatte, dass hier der Besuch abnahm, stieg er jedoch bis zum Ersten Weltkrieg stetig an – wohl auch weil die von der Landeskirche um 1880 ins Leben gerufene „Vereinshaus-Sonntagsschule [in der Metzgerstraße, d. Verf.] den Andrang von Kindern nicht recht bewältigen“ konnte.¹⁰³

¹⁰⁰ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Schulbericht für die auf den 23. März – 1. April 1868 ausgeschriebene Schulvisitation, Beilage zum „Pfarrbericht 1869 unter Dekan J. F. K. Beck“.

¹⁰¹ Zentralarchiv der EmK Reutlingen, Sign. V 006 (wie Anm. 47), S. 29.

¹⁰² Zahlen aus: Zentralarchiv der EmK Reutlingen, Sign. V 006 (wie Anm. 47).

¹⁰³ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1880 unter Dekan Ludwig Kalchreuter, S. 5. Zum Teil wurden die Reutlinger Pfarrberichte (1837–1901) in Auszügen bereits publiziert, vgl. W. Borth u. a., Reutlingen im 19. Jahrhundert (wie Anm. 36), S. 7-76.

Unterstützt wurde der Erfolg dieses Arbeitszweiges durch den 1870 von Prediger Eisenhardt erstmals herausgegebenen „Evangelischen Kinderfreund“ – ein Blatt für Kinder, das 1873 allein im Bereich der Reutlinger Mission bereits 850 Abonnenten hatte und von 1879 an durch Anregungen für Lehrkräfte der Sonntagsschulen ergänzt wurde. Reutlingen war Geburtsstätte dieses Blattes, das in Nürtingen, später in Stuttgart gedruckt wurde und bis 1960 erschien.

Predigerausbildung in der Ebenezer-Kapelle

Die Ebenezer-Kapelle war nicht nur Heimat der Reutlinger Gemeinde. Am 25. Juli 1877 wurde in den Stockwerken über dem Gottesdienstraum auch das „Predigerseminar“ – bis 1968 theologische Ausbildungsstätte für alle Prediger der Evangelischen Gemeinschaft im deutschsprachigen Europa – „mit drei Zöglingen eröffnet“. ¹⁰⁴ Neben dem zum Direktor ernannten Jakob Kächele berief man den Reutlinger Prediger Lorenz Eisenhardt als Lehrer, der jedoch schon im Jahr darauf starb und durch Prediger Albin Herrmann Beck ersetzt wurde. Der Unterricht bei den Genannten, der im Schulsaal unter dem Dach gehalten wurde, hatte eher erbaulichen Charakter, der Stoff wurde „katechismusartig in Form von Fragen und Antworten vorgetragen, [...] und von Zeit zu Zeit [fiel sogar] der Unterricht aus, damit die Brüder sich in der Stille sammeln“. ¹⁰⁵ Auch in der Folgezeit lehrten Reutlinger Gemeindeprediger wie Gottlieb Heinmiller (1885–1891) und Jean-Jacques Rohrer (1891–1896) „nebenamtlich“ am Seminar.

Erst Ende des 19. Jahrhunderts fand die wissenschaftliche Theologie Eingang in die nun kursartig organisierte Ausbildung der Prediger. Gleichwohl gestaltete sich die Atmosphäre zwischen den angehenden Predigtamtskandidaten und ihren Lehrern eher familiär, wie die Erinnerungen von Wilhelm Jörn, der 1898–1900 in der Ebenezer-Kapelle wohnte, zeigen:

„Unser Direktor und seine Mitarbeiter Prediger F. Schweingruber und Dr. Eugen Frick hielten uns [...] in strammer Zucht. Die handfeste Seminarmutter und Gattin des Direktors sorgte für unser leibliches Wohl durch gute Küche und manche praktische Beratung. Das Seminar befand sich damals in den Stockwerken über unserer großen Ebenezer-Kapelle. Mein erstes Jahr brachte ich allein in einem Dachstübchen zu, in dem ich eine kleine Treppenleiter ersteigen musste, wenn ich aus dem lukenartigen Fenster etwas vom Himmel über mir sehen wollte. Im zweiten Jahr bestimmte mich der Direktor zum Stubengenossen seines Sohnes Hans, und wir

¹⁰⁴ P. Wüthrich (wie Anm. 24), S. 175.

¹⁰⁵ Walter Klaiber; Michel Weyer (Hrsg.): Festschrift 125 Jahre Theologisches Seminar der Evangelisch-methodistischen Kirche, Stuttgart 1983, S. 47.

bekamen den Raum neben seinem Arbeitszimmer zugewiesen, der ebenfalls eine große Schräge hatte, aber ein Fenster nach dem Garten. [...] Neben uns arbeitete [...] Vater Schempp an seiner Dogmatik, die er fleißig zusammenstellte aus den Formulierungen anerkannter Gelehrter. [...] Hans hatte die Aufgabe, diese Dogmatik fein säuberlich mit Kopiertinte abzuschreiben, und ich zog dann diese Blätter auf soviel Exemplare ab, wie die Seminaristen brauchten. Hans und ich griffen zuweilen einen Satz aus dieser Dogmatik heraus und eröffneten damit einen Disput, der einmal so lebhaft wurde, dass der Herr Direktor von nebenan plötzlich in unserer Stube erschien und besorgt fragte: ‚Habt ihr Streit miteinander?‘ – Ach bewahre, Vater, wir disputieren nur zu unserer Belehrung über deine Dogmatik!‘ Da zog sich Vater Schempp beruhigt in seine Klausur der Gelehrsamkeit zurück, wo es ihm am wohlsten war.“¹⁰⁶

Jedes Jahr wurden bis zu zehn neue Predigtamtskandidaten in das Seminar aufgenommen, so dass um die Jahrhundertwende die oberen Stockwerke in der Ebenezer-Kapelle für einen geordneten Ausbildungsbetrieb nicht mehr ausreichten. Zudem benötigte die wachsende Reutlinger Gemeinde selbst mehr Platz in ihrer Kapelle und war deshalb an einem Auszug des Predigerseminars interessiert. Allerdings wollte man als „Seminar­gemeinde“ dieses nicht an eine andere Stadt verlieren. Deshalb „bot ein Mitglied der Gemeinde [namens Beutter, d. Verf.] ein Grundstück unter besonders günstigen Bedingungen an“.¹⁰⁷ Und Karl Friedrich Rieker – von 1899 bis 1903 Gemeindeprediger in Reutlingen – initiierte als Kassenverwalter des Seminars eine Sammelaktion in allen bis dahin existierenden Gemeinden der Evangelischen Gemeinschaft in Deutschland, in der Schweiz und im Elsass, um einen Neubau zu finanzieren. Am 13. Dezember 1905 konnte dieser als markantes Gebäude „auf dem Hag“ – mit prächtiger Aussicht auf die Reutlinger Altstadt – eingeweiht und von 22 Seminaristen bezogen werden. Die frei gewordenen Wohnräume in der Kaiserstraße wurden vom Gemeindeprediger Christian Rapp, der Diakonisse Bertholdine Teske sowie weiteren Gemeindegliedern bezogen.¹⁰⁸

¹⁰⁶ Wilhelm Jörn: *Ährenlese vom Acker meines Lebens*, Stuttgart 1962, zitiert nach: <http://www.joern.de/aehren.htm> (Abruf: 23. 9. 2013).

¹⁰⁷ Kläiber/Weyer (wie Anm. 105), S. 48.

¹⁰⁸ Das Adressbuch von 1907, S. 34–35 führt außer den Genannten auf: „Roßnagel, Ludwig, Bäckers Witwe; Beneke, Hermann, Werkführers Witwe; Hohloch, Marie, Direktrice; Spagnagel, Gottlob, Kirchendiener; Walker, Karl, Webmeister; Walz, Julie, Näherin; Klump, Ernestine, Strickerin“.

Reutlingen wird zu einem Zentrum der Evangelischen Gemeinschaft in Süddeutschland

Sicher hat die Tatsache, dass Reutlingen 1875 zum Standort der Prediger-ausbildung in Europa erkoren wurde, dazu beigetragen, dass die Stadt fortan für die Evangelische Gemeinschaft in Deutschland und in der Schweiz zentrale Bedeutung erhielt. Hinzu kam, dass von Beginn seiner Arbeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs der „Vorstehende Älteste“ Wohn- und Amtssitz in der Ebenezer-Kapelle hatte. Von 1868 bis 1982 befand sich in Reutlingen die Superintendentur – zunächst von „Württemberg“, später des „Reutlinger Distrikts“.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs tagten die Deutschland-Conferenz und – nach erfolgter Teilung des Konferenzgebietes – die Süddeutsche Jährliche Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft insgesamt zehnmal in Reutlingen – jedes Mal öffentlichkeitswirksam unter Vorsitz eines aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika angereisten Bischofs, denn in Deutschland wurde ein solcher von der Evangelischen Gemeinschaft nie gewählt. Während die Geschäftssitzungen in der Ebenezer-Kapelle stattfanden, wurde am Konferenzsonntag, zu dem Hunderte von Mitgliedern der Gemeinschaft aus allen „Missionen“ herbeiströmten, in die benachbarte Bundeshalle oder die städtische Turnhalle eingeladen.

Auch die ortsansässige Gemeinde der Ebenezer-Kapelle übernahm in den ersten Jahrzehnten eine Führungsrolle in der Region und wurde zum Mittelpunkt für eine wachsende Anzahl von Filial-Gemeinden im Reutlinger Raum.

Waren es zunächst die in Reutlingen stationierten Prediger, die auch in umliegenden Orten interessierte Menschen bei Evangelisationsvorträgen und Gottesdiensten in Wohnstuben oder zur Verfügung gestellten Lokalen um sich scharten, so trugen später gut situierte Reutlinger Gemeindeglieder dazu bei, dass dort, wo eine Gemeindebildung sinnvoll erschien, auch entsprechende Versammlungsräume zur Verfügung gestellt werden konnten. Belegt ist z. B., dass Bäckermeister Friedrich Müller „in Kirchentellinsfurt einen geeigneten Bauplatz [für eine Kapelle erwarb, d. Verf.] und [...] ihn der Gemeinde schenkte“, ¹⁰⁹ dieser auch „dem in Wannweil lieblich aufblühenden Gemeindlein [...] ein neu erbautes Gemeindeheim [stiftete]“ ¹¹⁰ und die Reutlinger Gemeinde den Pfullingern – als dort zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein neues größeres Gotteshaus errichtet wurde – deren alte Kapelle abkaufte, um sie „in verjüngter Weise in Betzingen [aufzubauen], wo sie am 7. August 1904 wieder dem Dienste Gottes übergeben wurde. Damit erfuhr Reutlingen-Betzingen eine kräftige Förderung.“ ¹¹¹ In Reutlingen selbst zogen zentrale

¹⁰⁹ Bezirk der EmK Reutlingen-Betzingen (Hrsg.): 125 Jahre Evangelisch-methodistische Kirche Betzingen, Kirchentellinsfurt, Wannweil, 1993, S. 16.

¹¹⁰ M. Richter (wie Anm. 53), S. 14.

¹¹¹ Ebd., S. 13.

Abendmahls- und neu eingeführte Gesangsgottesdienste zahlreiche Besucher an. Nicht selten wurde eine mehrstündige An- und Rückreise in Kauf genommen, nur um diese Höhepunkte im kirchlichen Leben nicht zu verpassen.

Sichtbar wurde die Bedeutung der Reutlinger Gemeinde auch bei den traditionellen Himmelfahrtswanderungen auf einen der Berge im Umkreis, zu denen man sich in unserer Stadt sammelte – egal, ob es auf die Teck bei Kirchheim (1868), die Achalm (1871), den Floriansberg (1872) oder den Hohenneuffen (1875) ging. Die dort veranstalteten Freiluftgottesdienste boten Anregung und Anstoß zugleich, wie die Beschreibung des Chronisten verdeutlicht:

„Auf dem Zollern und dem Neuffen wimmelte es von den verschiedensten Gesellschaften angehörigen Reutlingern, auf letzterem Berge hatten sich sogar sämtliche Methodistengemeinden aus der Umgegend ein Stelldichein gegeben und hielten unter freiem Himmel Gottesdienst. Ob Tag und Ort gerade glücklich gewählt waren, mag dahin gestellt bleiben, das Publikum war durch sie, und sie durch das Publikum gestört. Jedenfalls hätten sie besser daran gethan, es mit den Worten des Evangeliums zu halten: ‚So Du beten willst, so gehe in Dein Kämmerlein‘. Ihr Recht, dies auch auf luftiger Bergeshöhe zu thun, konnte ihnen natürlich von Niemand verwehrt werden, doch hat, wer für sich Rücksichten verlangt und fordert, auch solche auf Andere zu nehmen.“¹¹²

Widerstände seitens der Evangelischen Landeskirche

Dass die Landeskirche die 1865 in Reutlingen erstmals auftretende und sich in den nachfolgenden Jahrzehnten etablierende Evangelische Gemeinschaft bis in das 20. Jahrhundert hinein kritisch beäugte, ja sogar in ihrem Wirken zu behindern suchte, wird zum einen in den Pfarrberichten, die von den Stadtdekanen im Abstand von zwei bis vier Jahren verfasst wurden und jeweils die kirchlichen Verhältnisse beschreiben, deutlich, zum anderen aber auch in Archivunterlagen des Oberamts bzw. der ehemaligen Kreisregierung.

Unter der Überschrift „Besondere Erscheinungen auf religiösem Gebiet“ notiert Dekan Johann Friedrich Karl Beck 1865 lediglich, dass „der im Mai d.J. hieher auf eine Station übergesiedelte ‚Superintendent‘ der Methodisten, Wollpert, von Wannweil gebürtig, [...] sich bis jetzt in der Stille hält [...]“.¹¹³ 1869 bereits berichtet er jedoch von einem „[in die Öffentlichkeit, d. Verf.] Streben der Methodisten [...], als deren Emissär [...] Wollpert mit seinen Vikaren oder ‚Pfarrern‘ [...] anfänglich in scheinbarem Beschlusse an die Ordnung der Landeskirche wirkte, um sich 1868 als ‚Superintendent der in

¹¹² E. Fehleisen (wie Anm. 72), S. 80.

¹¹³ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1865 unter Dekan J. F. K. Beck.

Württemberg, Baden und der Schweiz arbeitenden Missionäre‘ zu entpuppen. Im Juni 1868 ward hier unter dem Vorsitz eines ‚Bischofs‘ eine große Methodisten-Synode mit Ordination, Liebesmahlen gehalten; im Juni 1869 soll ein Haus mit einem Betsaale in einer der Hauptstraßen errichtet werden, obwohl im ganzen Bezirk bis jetzt noch keine einzige Seele zu den Methodisten übergetreten ist.“¹¹⁴

Vor allem in den Pfarrberichten von Dekan Ludwig Kalchreuter, der von 1873 bis 1887 amtierte, ist zu erkennen, dass die „durch Wolpert hier eingebürgerte Abart der Methodisten, die sich ‚evang. Gemeinschaft‘ nennt (vulgo Albrechtsbrüder)“ von der Landeskirche zunehmend als „gefährlich“ eingestuft und, was die Religionsausübung betrifft, als Rivale betrachtet wurde:

„Seitdem dieser ‚Superintendent‘ Wolpert nach Thun [Schweiz, d. Verf.] versetzt worden ist, ist auch die anfänglich befolgte Taktik, sich den Schein besten Einvernehmens mit der Kirche zu geben, verlassen worden, – sein Nachfolger hat weder für nötig gehalten, [...] die Geistlichen zu besuchen, noch achtet er sich an die von seinem Vorgänger gegebenen Versprechen gebunden, hält nicht nur ungescheut Abendmahl mit seinen aus der Kirche noch nicht ausgetretenen Anhängern (wie übrigens auch schon Wolpert gethan), sondern hält auch die Nachmittagsversammlungen zu gleicher Zeit mit den kirchlichen Nachmittagsgottesdiensten. Angeblich um der vielen Auswärtigen willen. Denn allerdings von auswärts ist der Besuch ein ebenso starker wie von hier; ganz besonders sind es ledige Weibspersonen, die leicht erregbar und zu Überspannung geneigt, in den nervenerregenden Vorträgen, den nächtlichen Gottesdiensten, dem maßlosen Beten, bei dem sie selbst eine Rolle spielen dürfen, wie in der lebhaften Gesangsweise einen besonders vollkommenen Typus des Christenthums finden.“¹¹⁵

Aufgrund der starken Anfeindungen und Ausgrenzungen sowie ermutigt durch das württembergische „Gesetz, betreffend die religiösen Dissidenten-Vereine“¹¹⁶ vom 9. April 1872, das religiösen Gruppierungen außerhalb der anerkannten Kirchen – unabhängig von einer staatlichen Genehmigung – „das Recht der freien Religionsausübung im häuslichen und öffentlichen Gottesdienst, sowie der selbstständigen Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten“ zusprach, hatten die Prediger der Evangelischen Gemeinschaft auch im Reutlinger Raum – vor allem unter Jacob Kächele, Wollperts Nachfolger im Amt des Vorstehenden Ältesten – begonnen, ihre Arbeit auszuweiten. Dekan Kalchreuter schreibt hierzu 1877:

¹¹⁴ Landeskirchliches A Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1869 unter Dekan J. F. K. Beck.

¹¹⁵ Ebd.: Pfarrbericht 1874 unter Dekan L. Kalchreuter.

¹¹⁶ Vgl. Die Verfassungen in Deutschland, Onlinepräsenz: <http://www.verfassungen.de/de/bw/wuerttemberg/dissidentenvereine1872.htm> (Abruf: 18. 9. 2013).

„Die Methodisten sind im letzten Jahr unter Fallenlassen der jesuitisch vorgehaltenen Maske mit ihren letzten Zielen hervorgetreten und haben die große Duldsamkeit der Landeskirche schlecht gelohnt, indem sie unter hämischer Erklärung, auf die Gebühren zu verzichten, sich jedermann zur Verrichtung von Taufen, Trauungen, Beerdigungen usw. anboten. Die auch von der hohen Kirchenbehörde für notwendig erachtete Notwehr dagegen kam in mehr als einer Beziehung zu spät, einmal sofern in der Gemeinde schon das Gefühl des Unrechts der Methodisten erloschen war – selbst [...] bei Pfarrgemeinderäthen –, sodann sofern die Methodisten eine große Zahl der Gemeindeglieder so sehr ins Netz gezogen hatten, dass durch die Ansprache bei diesen nur ein furchtbarer Grimm erregt wurde, der sich nicht bloß in Austrittserklärungen und anonymen Schandbriefen, sondern auch im seitherigen Wegbleiben auch der nicht ausgetretenen aus der Kirche kund gab. Ein Gutes hat es allein: daß seitdem das Verhältnis klargestellt ist und die Methodisten nicht mehr unter der Decke dieser Unklarheit operieren können. Auch dürfte der Referent bei seinen Krankenbesuchen nicht mehr erleben, seinen Platz am Krankenbett von einem Methodistenprediger besetzt zu finden, wie es sonst öfters vorkam.“¹¹⁷

Im Februar 1880 wurde in einem Synodalerlass ausdrücklich vor den „Störungen der kirchlichen Ordnung und des kirchlichen Friedens“ durch den Methodismus gewarnt; die Pfarrämter erhielten die Aufforderung, zum Schutz ihrer Ordnungen und zur Wahrung des Hausrechts Maßnahmen zu ergreifen:

„Wer an sich durch einen Methodistenprediger eine geistliche Amtsfunktion hatte ausüben lassen, eine Trauung, Taufe, Konfirmation, Beerdigung, sollte als aus der Landeskirche ausgetreten betrachtet werden. Wer sich in eine methodistische Klaßliste hatte eintragen lassen, wer eine methodistische Abendmahlsfeier oder Sonntagsschule besucht hatte, sollte verwarnet werden.“¹¹⁸

Der Reutlinger Dekan stieß, indem er diesen Erlass in den Kirchen der Stadt verlesen ließ, allerdings seinerseits auf den Widerstand selbstbewusster Bürger und beschloss deshalb, künftig „jede Polemik auf der Kanzel gegen [die Methodisten zu unterlassen], schon darum, weil es nichts helfen, sondern nur schaden würde, namentlich bei dem leicht erregbaren Oppositionsgeist der Hiesigen gegen weltliche und geistliche Obrigkeit.“¹¹⁹ Auch wolle er „überhaupt mit diesen unredlich, schleicherischen, Pietät untergrabenden,

¹¹⁷ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1877 unter Dekan L. Kalchreuter.

¹¹⁸ G. Widmer (wie Anm. 33), S. 356.

¹¹⁹ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1880 unter Dekan L. Kalchreuter.

jesuitischen Eindringlingen nicht mehr, als seine Amtspflicht ist, zu thun haben. [...] Für den nicht zu früh angestimmten klaren und entschiedenen Ton im neusten Consistorialerlaß ist Verf. mit vielen seiner Amtsbrüder sehr dankbar.“¹²⁰

Das öffentliche Ignorieren der Evangelischen Gemeinschaft seitens der Landeskirche zeigte offenbar Wirkung, denn drei Jahre später konnte Kalchreuter feststellen:

„Die Methodisten machen [...] überhaupt keine Fortschritte in der öffentlichen Gunst. Die positive Gegenwehr, die sich um das Vereinshaus concentriert, unter Ignorierung, so viel als möglich im übrigen, hat offenbar gute Wirkung gehabt. Gegen die Frechheit, mit der sie neuerdings ihre freiwillige Sonntagsschule auf Vormittag 10–11 Uhr (also noch Kirchenzeit) gelegt haben, wird mit der [...] Einführung eines Jugendgottesdienstes am wirksamsten reagiert werden können.“¹²¹

Und 1886/87 heißt es: „Die hiesigen Methodisten versuchen neuerdings durch Gesangsgottesdienste und Begleitung ihrer Gesänge mit Posaunen anzulocken, sonst verhalten sie sich ziemlich ruhig. Eine Zunahme ist nicht bemerkbar.“¹²²

Die Stagnation der Mitgliederzahlen bei der Evangelischen Gemeinschaft ist sicher auch darauf zurückzuführen, dass die evangelische Landeskirche und das königliche Oberamt die Arbeit dieser „Sekte“, wie sie in den Pfarrberichten bis 1920 genannt wurde, mit Hilfe polizeilicher Maßnahmen zu behindern und Anhänger einzuschüchtern wussten, was im Übrigen nicht nur im Reutlinger Raum gang und gäbe war.¹²³

So wurde beispielsweise auf Sanktionierung der „Methodisten“ in Gomaringen gedrängt, weil deren „Versammlungen [...] selbst in geschlossenen Räumen vorgenommen, ruhestörenden Lärm erregen [...] (etwa eine Stunde dauernder Gesang, Gebrüll der Redner, der Ausdruck ist nicht zu stark). [...] Der Umstand, daß [...] Gewimmer, Geschrei, ja Gebrüll zu den wesentlichen Formen des Gottesdienstes der Methodisten gehören, [könne] die Strafbarkeit nicht aufheben.“¹²⁴ In Gönningen, wo „die Methodisten neuerdings Boden gefunden zu haben scheinen“, wurde die Gemeindebehörde angewiesen, „das Stundenhalten bei Nacht nicht länger zu dulden, vielmehr zu bestimmen, daß hiefür die Tageszeit zu wählen sei; [...] Versammlungen [seien] auf die Zeit

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Ebd.: Pfarrbericht 1883 unter Dekan L. Kalchreuter.

¹²² Ebd.: Pfarrbericht 1886/87 unter Dekan L. Kalchreuter.

¹²³ Vgl. P. Wüthrich (wie Anm. 24), S. 182 f. und U. Ziegler (wie Anm. 23), S. 33.

¹²⁴ StaatsA Sigmaringen, Wü 65/27 T 1–2 Nr. 580: „Umtriebe“ der Methodisten in Gomaringen und Wannweil.

abends vor der Betglocke zu beschränken.“¹²⁵ Und selbst da, wo die Evangelische Gemeinschaft von der bürgerlichen Gemeinde unterstützt wurde wie z. B. in Wannweil, indem sie das „dortige Schullokal zu Vorträgen des Methodistenpredigers Wollpert“ nutzen durfte, wurde dies von den übergeordneten Behörden untersagt, weil ein „Schullokal [...] die Bestimmung [hat], der Volksschule zu dienen, in welcher neben dem Elementarunterricht der Religionsunterricht nach den Glaubens-Artikeln der evang. Kirche erteilt wird. [...] Hieraus folgt, daß dieses Local sectirerischen Vorträgen nicht zu dienen hat.“¹²⁶

Besonders tragisch war es, wenn die Mitgliedschaft bei der Evangelischen Gemeinschaft – wie im Falle einer Hebamme 1888 – zum Verlust der Arbeitsstelle führte: „Die 52 Jahre alte evangelische Hebamme Schairer zu Mittelstadt, welche seit 28 Jahren [...] zur allgemeinen Zufriedenheit als Ortshebamme Dienste leistet, hat sich der Sekte der Methodisten angeschlossen. [...] In Betracht, daß [sie] in ihrem Hause die Versammlungen derselben halten ließ, den Methodistenprediger beherbergte, ihr jüngstes Kind aus dem Konfirmandenunterricht genommen hat, [...] ausdrücklich auf Befragen ihre Zugehörigkeit zur Methodisten-Gemeinschaft bejaht [und] auch zugegeben hat, in deren Klassenliste eingetragen zu sein“, wird sie „als aus der Landeskirche ausgetreten betrachtet und behandelt.“ Nach Ansicht des evangelischen Konsistoriums sowie des Königlichen Oberamts sei sie deshalb „unfähig, diejenigen kirchlichen Funktionen zu besorgen, welche eine Hebamme nach bestehender Übung hat, [...] insbesondere [sei ihr] das Vortragen eines Täuflings in der Kirche nicht mehr zu gestatten.“ Auch in diesem Fall wurde der „Wunsch des Gemeinderats, die Hebamme Schairer zu belassen“, von Konsistorium und Oberamt abgelehnt.¹²⁷

Noch um die Jahrhundertwende konnte zudem kein von einem methodistischen Prediger getauftes Kind Volksschullehrer in Württemberg werden.¹²⁸

Angesichts der geschilderten Widerstände wundert es nicht, dass die Evangelische Gemeinschaft in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens in Reutlingen nur wenige „förmliche Übertritte“ aus der Landeskirche verzeichnen konnte; 1879 waren es erst 28. Dekan Schirm beobachtet: „Für einen Teil der Besucher der methodistischen Gottesdienste [...] ist die Kapelle die einzige Stätte der Erbauung. Die große Mehrheit dagegen besucht daneben noch die [evangelische, d. Verf.] Kirche und betrachtet die Kapelle als eine Art von

¹²⁵ StaatsA Ludwigsburg, E 177 I Bü 2134: Beschwerde des Methodistenpredigers Bader in Reutlingen gegen das Verbot zur Abhaltung von Versammlungen in Gönningen.

¹²⁶ Wie Anm. 125.

¹²⁷ StaatsA Ludwigsburg, E 177 I Bü 2134: Entlassung der zur Sekte der Methodisten übergetretenen Hebamme Schairer zu Mittelstadt.

¹²⁸ Superintendent Richard Leger berichtet von seinem 1880 geborenen Bruder Christian, dem von der geistlichen Schulaufsicht die Zulassung zum Lehrerseminar versagt wurde, weil er nicht zur Landeskirche gehörte.

Parallele zu dem evang. Vereinshaus.“¹²⁹ Bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen nahm man häufig noch den Dienst landeskirchlicher Pfarrer in Anspruch; erst im Juni 1877 wurde das erste Brautpaar in der Ebenezer-Kapelle getraut, die erste Beerdigung der Evangelischen Gemeinschaft übernahm Prediger Füsle 1876, weil „der Herr Dekan [Kalchreuter] nicht da war.“¹³⁰ Weil Letzterer sich weigerte, Füsles Sohn Eugen zu taufen, geschah dies ebenfalls bei den „Methodisten“.

Dennoch hatten die führenden Geistlichen in Reutlingen Anlass zur Klage: „Es gibt [...] viele Gemeindeglieder, namentlich in den unteren Schichten der Bevölkerung, die trotz aller Belehrung einen erheblichen Unterschied zwischen dem evangelischen Vereinshaus u. der Kapelle der evangelischen Gemeinschaft nicht finden können oder wollen.“¹³¹ Die Methodisten „haben zwar an der Zahl wirklich ausgetretener Seelen nur wenig Zuwachs aufzuweisen, aber ziehen doch viel Zuhörer in ihre Versammlungen [...]“¹³² und genießen „Sympathien [...] bis in die Kreise hinein, die sich für gut kirchlich halten.“¹³³

Von Seiten der Evangelischen Gemeinschaft wird der Landeskirche noch 1912 eine „feindliche Gesinnung“ unterstellt, wenn das für Baufragen zuständige Komitee anlässlich der Zwangsversteigerung des Echazhotels in Honau feststellt, dass „auch der Herr Dekan in Reutlingen sich als Bewerber zeigte, um dasselbe für landeskirchliche Zwecke zu sichern, in Wirklichkeit um uns die Festsetzung oben im Tal unmöglich zu machen.“¹³⁴

Organisatorische Schwierigkeiten

War es zu Beginn der „Reutlinger Mission“ noch üblich, dass die Reiseprediger der Evangelischen Gemeinschaft jährlich ein neues Arbeitsfeld zugeteilt bekamen, wurde 1870 auf Empfehlung der Generalkonferenz in den USA auch von der „Deutschland-Conferenz“ beschlossen, die Dienstzeit des Predigers an einem Ort „auf vier Jahre auszudehnen“.¹³⁵ Nicht immer wurde diese Empfehlung in der Folgezeit umgesetzt (vgl. die Tabelle „Prediger der EG und EmK in Reutlingen“ im Anhang), so dass die personelle Fluktuation nur wenig zu einer Gemeindestabilisierung beitragen konnte und im

¹²⁹ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1889 unter Dekan G. A. Schirm.

¹³⁰ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 17.

¹³¹ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29 Nr. 3765: Pfarrbericht 1889 unter Dekan G. A. Schirm.

¹³² Ebd.: Pfarrbericht 1895 unter Dekan T. G. A. Herzog.

¹³³ Ebd., A 29 Nr. 3766 (3): Pfarrbericht 1907 unter Dekan J. Kopp.

¹³⁴ Zentralarchiv der EmK Reutlingen: Verhandlungen der Süddeutschen Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft 1912, S. 14.

¹³⁵ Zentralarchiv der EmK Reutlingen (wie Anm. 47), S. 34.

Jahr 1899 auf dem Reutlinger Bezirk¹³⁶ zu großer Unruhe führte.¹³⁷ Hinzu kam, dass mit Gründung des Predigerseminars die Hauptamtlichen der „Reutlinger Mission“ – zusätzlich zu ihrem Aufgabenbereich als Gemeinde-seelsorger – eine Tätigkeit als Seminarlehrer übernahmen. Dies führte schnell zu einer Überlastung, der man dadurch Rechnung trug, dass sich auch die „Vorstehenden Ältesten“ an der Basisarbeit beteiligten. Später wurden dem für Reutlingen verantwortlichen Prediger „Gehilfen“ wie z. B. Max Richter (1893–1895) und Simon Winter (1895–1897) zugewiesen. Zudem versuchte man, die wachsende Arbeit durch Strukturveränderungen zu bewältigen: Aus der Reutlinger und benachbarten Missionen heraus entwickelten sich in der Region eigenständige Bezirke, in denen jeweils ein Prediger stationiert wurde: Böblingen (1873), Tübingen (1876), Pfullingen (1879), Metzingen (1882), Pliezhausen (1933). 1879 wurden sämtliche Außenpredigtplätze von Reutlingen abgenommen und den umliegenden Bezirken zugeteilt, um Prediger Beck zu entlasten. Erst 1893 integrierte man einige von ihnen wieder in den Gemeindebezirk Reutlingen. 1910 wurden letzterer geteilt und der Bezirk Reutlingen-Betzingen gegründet; 1912 folgte der Bezirk Münsingen.

Ein nicht zu unterschätzendes Problem war anfangs auch, dass die Evangelische Gemeinschaft seit ihrer Gründung bis 1924 keine Körperschaftsrechte erhielt und deshalb keinen Gebäudebesitz erwerben konnte.¹³⁸ So bestand die Gefahr, dass Grundstücke und kirchliche Gebäude, die auf den Namen einzelner Prediger ins Grundbuch eingetragen waren, bei Auswanderung oder Tod verloren gingen. Im Fall der Ebenezer-Kapelle bemühte sich die Evangelische Gemeinschaft nach der 1872 erfolgten Versetzung Wollperts in einem jahrelangen Rechtsstreit vergeblich darum, die ihr geschenkte „Liegenschaft auf Reutlinger Markung“ als Eigentum anerkannt zu bekommen.¹³⁹ Dies gelang erst, nachdem 1887 mit Gründung der Aktiengesellschaft „Evangelische Gemeinschaft in Deutschland“ eine rechtsfähige Institution geschaffen wurde, die bis 1926 für Erwerb und Verwaltung sämtlicher kirchlicher Gebäude Verantwortung trug; anschließend übernahmen die einzelnen Landesverbände der Evangelischen Gemeinschaft bzw. der Evangelisch-methodistischen Kirche diese Aufgabe.

¹³⁶ Die Bezirke – aus einer oder mehreren Gemeinden bestehend – bilden die grundlegende organisatorische Einheit in der Evangelisch-methodistischen Kirche. Sie werden von der Bezirkskonferenz geleitet, vgl. Anm. 10.

¹³⁷ M. Richter (wie Anm. 53), S. 12.

¹³⁸ Erst die Weimarer Verfassung und die damit verbundene Aufhebung des Staatskirchentums 1919 ermöglichten es kirchlichen Gemeinschaften, Körperschaftsrechte zu erlangen. In Württemberg gelang dies der EG erst 1934.

¹³⁹ StaatsA Sigmaringen, Wü 65/27 T 1–2 Nr. 579: Akten des Oberamts betreffs das gerichtliche Erkenntnis über eine Missionsgesellschaft der evangelischen Gemeinschaft in Nordamerika geschenkte Liegenschaft auf Reutlinger Markung.

„Vereins“-Tätigkeit und diakonisch-missionarisches Wirken

Das 19. Jahrhundert war nicht nur in Reutlingen die Blütezeit von Vereinsgründungen. Zum Teil aus dem Bedürfnis heraus entstanden, mit Gleichgesinnten gesellschaftliches Leben zu gestalten und gemeinsame Interessen wirksam zu vertreten, übernahmen „Vereine“ zudem karitative und andere öffentliche Aufgaben, die von Staat und Kirche nicht ausreichend erfüllt wurden. Auch innerhalb der christlichen Religionsgemeinschaften entstanden solche zum Teil selbst verwalteten Vereinigungen.

Ein Beispiel hierfür ist der in der Pfarrbeschreibung 1910 erstmals erwähnte „unter methodistischer Leitung stehende Blaukreuz-Verein,¹⁴⁰ der immer mehr Parteisache dieser Freikirche zu werden scheint.“¹⁴¹ Bereits zuvor wird von einem „Kranken- und Armenverein“ der Reutlinger Evangelischen Gemeinschaft berichtet, dessen Dienste darin bestanden, „die Armen in der Gemeinde bei besonderen Anlässen zu beschenken, den Alten und Hilfsbedürftigen im Haushalt beizustehen, Mittagessen zu spenden, Schwerkranken pflegliche Hilfe zu bringen und Nachtwachen zu halten.“¹⁴² Da sich derartige Herausforderungen nicht nur in Reutlingen, sondern an vielen Orten in Deutschland ergeben hatten, kam es 1886 zur Gründung des „Bethesdaverains für allgemeine Krankenpflege zu Elberfeld“, nachdem ein ursprünglich vorhandener Plan für eine Krankenanstalt der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen nicht realisiert werden konnte.¹⁴³ Die zunächst an der Berliner Charité, später im eigenen Diakonissenkrankenhaus in Wuppertal ausgebildeten Bethesda-Schwwestern bekamen nach der Ausbildung ein Arbeitsfeld, zunächst vorwiegend in der Privatpflege, später auch in Krankenhäusern und in der Gemeindediakonie, zugewiesen. Die Reutlinger Gemeinde konnte mit Schwester Huldi Lüthi im Herbst 1900 erstmals eine Gemeindegeweschwester begrüßen, die in der Folge den Kranken- und Armenverein tatkräftig unterstützte.

Nachdem 1860 in Reutlingen der „Evangelische Jünglingsverein“ – später CVJM – als erster seiner Art in Württemberg gegründet worden war,¹⁴⁴ entstand ein solcher in der hiesigen Evangelischen Gemeinschaft 1883 mit dem Ziel, „die Mitglieder vor den sittlichen Gefahren der Welt zu bewahren, ihre geistige Ausbildung zu fördern, das geistliche Leben und die christliche Geselligkeit [...] zu pflegen und die reife Jugend für das Reich Gottes zu

¹⁴⁰ Das „Blaue Kreuz“ – eine 1877 in der Schweiz ins Leben gerufene christliche Organisation mit dem Ziel, den steigenden Alkoholismus zu bekämpfen – wurde Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland von vielen methodistischen Predigern unterstützt.

¹⁴¹ Landeskirchliches A Stuttgart, A 29 Nr. 3766 (2); Pfarrbeschreibung für die Pfarrei Reutlingen gefertigt im April 1910 von Stadtpfarrer Kneile, S. 161.

¹⁴² R. Leger (wie Anm. 78).

¹⁴³ P. Wüthrich (wie Anm. 24), S. 176.

¹⁴⁴ Gerhard Baron (Hrsg.): 125 Jahre CVJM Reutlingen e. V., Dettingen 1985.



Jugendheim der Evangelischen Gemeinschaft Reutlingen mit Kapellenweg von der Gartenstraße aus (um 1930).

gewinnen.“¹⁴⁵ Zu Beginn trafen sich die jungen Männer zweimal in der Woche abends in der Wohnung eines Gemeindeglieds zu Bibelgesprächen, zur Erörterung religiöser Fragen und individueller Erfahrungen. Außerdem „übten sie den Gesang, lasen Lebensläufe von solchen, die im Jünglings-Vereins-Leben sich ausgezeichnet hatten, und [...] zur Belehrung wurde einigen Mitgliedern Unterricht [...] in Buchhaltung [...], im Schön- und Rechtschreiben, in Aufsätzen“ gegeben.¹⁴⁶ Außerdem traf man sich zu Spaziergängen und Ausflügen, besuchte gemeinsam die in jedem Januar stattfindenden „verlängerten Versammlungen“¹⁴⁷ und war auch in der Gemeinde aktiv: als Mitarbeiter in Sonntagsschule und „Jugendabteilung“ (12- bis 14-Jährige), im Chor und Posaunenchor, in der „Tractat-Mission“ oder beim Besuchen von Kranken. So erfüllte der

Jünglings-Verein, dessen Mitgliederzahl von 12 (1883) auf 117 (1911) stieg, um die Jahrhundertwende eine wichtige gemeinschaftsfördernde und bildende Funktion nicht nur für Gemeindeglieder, sondern auch für neu nach Reutlingen Zugezogene. Hierzu zählten auch die Seminaristen, weshalb die Vereinsabende schon bald in die Ebenezer-Kapelle verlegt wurden.

Eine nahezu identische Funktion für das weibliche Geschlecht hatte der um 1890 ins Leben gerufene Jungfrauen-Verein, „zu dem sich namentlich gerne die von auswärts zugewandenen Dienstmädchen“ hielten.¹⁴⁸ Doch nicht nur

¹⁴⁵ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Satzung des Jünglingsvereins der Evangelischen Gemeinschaft zu Reutlingen, o. J., S. 1.

¹⁴⁶ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Erster Jahresbericht des Jünglings-Vereins der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen am 14. April 1884.

¹⁴⁷ Als „Verlängerte Versammlungen“ wurden mehrtägige Evangelisationsveranstaltungen bezeichnet, die in regelmäßigen Abständen stattfanden und zu denen gezielt eingeladen wurde. Als Redner traten externe Gastprediger, zuweilen auch der eigene Gemeindeprediger auf.

¹⁴⁸ LandeskirchlichesA Stuttgart A 29, Nr. 3766 (5): Pfarrbericht 1914 unter Dekan Gotthilf Herzog, S. 30.

in der Stadt wirkte ein derartiges Angebot anziehend. Auch in Betzingen, Kirchentellinsfurt, Wannweil und Eningen kam es zwischen 1907 und 1912 zur Gründung von Jungfrauen-Vereinen. Diesen war die Unterstützung der kirchlichen Missionsarbeit ein wichtiges Anliegen, weil zu einigen deutschen Missionaren der Evangelischen Gemeinschaft persönliche Beziehungen bestanden: Prediger Franz Halmhuber, der ab 1875 in Japan wirkte, war in Reutlingen Pastor auf Probe gewesen, und Elisabeth Schempp, ein Mitglied der Reutlinger Gemeinde, arbeitete ab 1909 als Missionarin in China. Durch die Herstellung von Textilien und Strickwaren, die man an besonderen Tagen zum Kauf anbot, sowie durch Mitgliedsbeiträge versuchte in Reutlingen auch ein „Frauen-Missionsverein“ finanzielle Mittel für diesen Zweck aufzubringen. Der Männer- und Jünglings-Verein engagierte sich unter anderem in der „Soldaten-Mission“, in dem kircheneigene junge Männer, die ihren Wehrdienst ableisteten, durch „gläubige Fürbitte, Zusendung [von] Zeitschriften, Hinweis auf gleichgesinnte Kameraden in derselben Garnison [...], Briefwechsel“ oder Vermittlung standortnaher Gemeinden begleitet wurden.¹⁴⁹

Die stete Erweiterung der „Vereins“-Arbeit und die wachsenden Mitgliederzahlen bewogen die Verantwortlichen, im Garten der Ebenezer-Kapelle ein „Jugendheim der Evangelischen Gemeinschaft Reutlingen“ zu errichten. Am 18. Juli 1909 wurde das neue Gebäude mit seiner reformarchitektonisch¹⁵⁰ geprägten Außenfassade eingeweiht. „Zwei lichtvolle Säle“¹⁵¹ – im Obergeschoss für die Frauen, im erhöhten Erdgeschoss für die Männer – mit



Einladung zum Jugendtreffen in Reutlingen 1911.

¹⁴⁹ Evangelischer Botschafter (1911), S. 277.

¹⁵⁰ Merkmale dieser gleichwohl Tradition wie Zweckmäßigkeit betonenden Architekturrichtung werden beschrieben in: Sigrid Hofer: Reformarchitektur 1900–1918, Fellbach 2005.

¹⁵¹ J. Klenert (wie Anm. 51), S. 21.



Werbeanzeige für einen Aufenthalt im Pilgerheim „Echazquelle“ 1922.

getrennten Zugängen boten fortan genügend Platz für Versammlungen, Feste, die vereinseigene Bücherei, aber auch für eine jetzt möglich gewordene Jung-schararbeit. Auf jedem Stockwerk befand sich zudem eine Anrichte, die durch einen mechanischen Lastenaufzug mit den im Keller eingerichteten Hauswirtschaftsräumen verbunden war.

Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang, dass die Evangelische Gemeinschaft sich auch neuen Herausforderungen stellte. So sah man die Notwendigkeit der Betreuung im Alter ebenso, wie man den beginnenden Tourismus in der Region und das vermehrte Bedürfnis vieler Mitglieder nach einem preisgünstigen Urlaub als Chance kirchlicher Arbeit begriff. „In Honau wurde das Echazhotel erworben und im August 1911 als Christliches Erholungsheim in Gebrauch genommen.“¹⁵² Dieses „Pilgerheim zur Echazquelle“, das von Reutlingen aus geistlich betreut wurde, diente in der Folge auch als Veranstaltungsort für kirchliche Freizeiten, Bibelkurse und Tagungen. Schon bald nach der Eröffnung sollte es „langsam zum Altenheim umgestaltet [...] werden. [...] Ausschlaggebend hierfür war der Gedanke, daß man das Pilgerheim den Winter über nicht leer stehen lassen und das angestellte Personal nicht entlassen könne, um so mehr als auch anzunehmen war, daß auch im Winter einzelne Kurgäste das Heim aufsuchen würden.“¹⁵³ Als 1913 die Süddeutsche Jährliche Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen tagte, konnte stolz von 171 Kurgästen und 71 sonstigen Übernachtungsgästen sowie von 15 Personen im Altenheim berichtet werden.¹⁵⁴ Auch in den folgenden Jahrzehnten behielt das Haus diese Doppelfunktion bei – im Gegensatz zur Wahrnehmung von Dekan Gotthilf Herzog, der 1920 nur eine Aufgabe beschreibt:

¹⁵² M. Richter (wie Anm. 53), S. 14.

¹⁵³ Zentralarchiv der EmK Reutlingen: Verhandlungen der Süddeutschen Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft 1912, S. 14 f.

¹⁵⁴ Zentralarchiv der EmK Reutlingen: Verhandlungen der Süddeutschen Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft 1913, S. 9.



Das Pilgerheim „Echazquelle“ in Honau, um 1930.

„Die Methodisten oder die evang. Gemeinschaft haben [...] ein in Honau erworbenes, zu einem gut besuchten Altenheim ausgestaltetes wertvolles Anwesen, das ihnen viel einträgt. So kommen sie [...] allerlei Bedürfnissen entgegen und arbeiten damit auf einem Gebiet, für das die Kirche bisher nichts getan hat, auf dem sie sich aber nicht überflügeln lassen sollte.“¹⁵⁵

4. Gemeindefarbeit zwischen den Weltkriegen

Der Erste Weltkrieg: Wachstum im Leid

Von der aufgeheizten nationalen Euphorie, die das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II. Anfang des 20. Jahrhunderts erfasste, war in den Gemeinden der Evangelischen Gemeinschaft nicht allzu viel zu spüren. Allerdings schickte die Jährliche Süddeutsche Konferenz 1913 anlässlich

¹⁵⁵ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29, Nr. 3766: Pfarrbericht 1920 unter Dekan Gotthilf Herzog, S. 36.



Programm der „Kaiser-Jubiläumsfeier“ 1913 in der Ebenezer-Kapelle.

gab es nicht wie in der Landeskirche „Kriegsgebetsstunden“, bei denen Religion und Patriotismus miteinander verschmolzen; im Verlauf des Ersten Weltkriegs, den man vielfach als „Gericht Gottes“ und „Aufruf zur Buße“ deutete, wurde jedoch auch von Predigern der Evangelischen Gemeinschaft bei Gedächtnisfeiern männlicher Mitglieder, die im Feld gefallen waren, als „Helden“ gedacht.¹⁵⁹ Der Reutlinger Gemeindebezirk veranstaltete „am 2. August 1914 [...] eine ergreifende Abschiedsversammlung für die zum Heer einrückenden Brüder. [...] Eine Abendmahlsfeier für die Soldaten schloss sich an.“¹⁶⁰ Von nahezu 100 Männern der Reutlinger Evangelischen Gemeinschaft, die zum Wehrdienst eingezogen worden waren, starben 15 auf dem Schlachtfeld.

Wie oft in Krisenzeiten war die Bevölkerung auch im Ersten Weltkrieg religiösen Fragen gegenüber aufgeschlossener als sonst. Man suchte Trost im

des 25-jährigen Regierungsjubiläums eine Huldigungsadresse an Kaiser Wilhelm II.,¹⁵⁶ und auch in der Reutlinger Ebenezer-Kapelle wurde eine „Kaiser-Jubiläumsfeier“ mit patriotischen Gesängen und Deklamationen durchgeführt.¹⁵⁷ In kircheneigenen Blättern dieser Zeit ist das Bedürfnis zu beobachten, sich gegen Aussagen zu wehren, die die „deutsche Gesinnung“ der strukturell mit Nordamerika verbundenen Gemeinden in Frage stellten. Vor allem, nachdem die USA in den Krieg eingetreten waren, und obwohl inzwischen der Predigernachwuchs aus Deutschland stammte, sah man sich immer wieder alten Vorbehalten gegenüber den „amerikanischen Sendlingen“ ausgesetzt, die mit Hinweis auf den vaterländischen Einsatz der Evangelischen Gemeinschaft im Krieg von 1870/71 gekontert wurden.¹⁵⁸ Zwar

¹⁵⁶ Wie Anm. 154, S. 18 f.

¹⁵⁷ Vgl. Programm für die Kaiser-Jubiläumsfeier der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen am 15. Juni 1913 (Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen).

¹⁵⁸ Vgl. Peter Begasse: Der Einfluss des Ersten Weltkriegs auf die Bischöfliche Methodistenkirche und die Evangelische Gemeinschaft in Deutschland, Stuttgart 1985, S. 10 f.

¹⁵⁹ Ebd., S. 29 f.

¹⁶⁰ M. Richter (wie Anm. 53), S. 15.

Evangelium und Beistand der Kirche in Zeiten der Unsicherheit und Angst. Besonders die mehrtägigen Evangelisationsversammlungen, die noch zu Kriegsbeginn jeweils im Januar in allen Bezirksgemeinden durchgeführt werden konnten, waren gut besucht: So wurde z. B. Anfang 1916 in Gomaringen „Abend für Abend 200–350 Personen das Wort des Heils verkündigt“,¹⁶¹ und „trotz der drückenden Schwere der Zeit“ und „erheblicher Verluste stieg die Gliederzahl [des Reutlinger Bezirks im Berichtsjahr 1915/16, d. Verf.] auf 433“ an.¹⁶²



Kaiserstraße 32 um 1930 – zunächst das „Schwesternheim“, später Pastorat.

Mit Kriegsbeginn hatten sich die Lebensbedingungen auch für die Reutlinger Bevölkerung drastisch verschlechtert.¹⁶³ Die Lebensmittelpreise stiegen, im Kriegswinter 1917/18 konnte die Evangelische Gemeinschaft „keine Kohlen zur Heizung [ihrer] Versammlungsräume bekommen. [Man hat sich] durch vermehrten Holzkauf zu helfen gesucht, was freilich ein ungenügender Ersatz war und sehr teuer kam.“¹⁶⁴ Erstaunlich ist, dass es der Bezirksgemeinde in den Kriegsjahren dennoch möglich war, sowohl ihren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, als auch Grundbesitz zu erwerben: Kranke und Arme wurden mit rund 5000 Mark unterstützt,¹⁶⁵ in Eningen konnte man für 3400 Mark einen Bauplatz¹⁶⁶ und in Reutlingen für 60.000 Mark das Dr. Steinackersche Haus Kaiserstraße 32 kaufen. Der Gemeindeprediger schreibt hierzu: „Nur mit schwerem Herzen haben wir uns in der gegenwärtigen Kriegszeit zu diesem Kauf, der unserer Gemeinde eine erhebliche Belastung bringt, entschlossen, da [...] ein anderer Käufer uns leicht fast alles Licht hätte verbauen können und wir bei einem über kurz oder lang nötig werdenden Umbau oder Neubau unserer Ebenezerkapelle mit dem bisher vorhandenen

¹⁶¹ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Wilhelm Weischedel: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1915/16, S. 2.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Wolfgang Jung: Kriege, Brüche, Krisen – Wiederaufstieg, in: W. Borth u. a., Vergangenheit (wie Anm. 34), S. 173 f.

¹⁶⁴ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Wilhelm Weischedel: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1917/18, S. 3.

¹⁶⁵ M. Richter (wie Anm. 53), S. 15.

¹⁶⁶ W. Weischedel (wie Anm. 164), S. 3.

Platz nicht ausreichen würden [...]“¹⁶⁷ Das Haus wurde unmittelbar nach dem Kauf an die Diakonissenanstalt Bethesda vermietet, die darin ein Schwesternheim einrichtete. Im Sommer 1918 „waren zehn Schwestern hier, von denen einige ihren Feierabend im Heim erleben, andere zu längerer oder kürzerer Erholung hier weilen.“¹⁶⁸

Kriegslazarett im Jugendheim

Wie schon 1870/71 dienten Räume der Evangelischen Gemeinschaft auch während des Ersten Weltkrieges als Lazarett – diesmal im Jugendheim hinter der Ebenezer-Kapelle. Bereits 1908 hatte der Gemeindeprediger bei Beantragung des Neubaus die Absicht geäußert, diesen „für einen Kriegsfall zur Verfügung stellen zu wollen“.¹⁶⁹

Wenige Jahre später – am 31. August 1914 – trafen die ersten 13 Verwundeten ein, nachdem das Rote Kreuz zu Kriegsbeginn das Lazarett eingerichtet hatte. Bis zu dessen Auflösung Ende 1918 wurden hier durch die Gemeindegewesener und die im Schwesternheim wohnenden Bethesda-Diakonissen „496 verwundete und erkrankte Soldaten in 24.932 Pflageagen“¹⁷⁰ versorgt. Sie waren „fast ausnahmslos [...] recht gern in unsern familienartig eingerichteten Räumen. Einer derselben bemerkte u. a.: ‚Hier fühle ich mich wie im Himmel.‘ Allgemein galt unser Jugendheim als das beste Lazarett in Reutlingen.“¹⁷¹ Leider ist das „Buch, das von den gepflegten Kranken gestiftet wurde und in dem sie durch handschriftliche Eintragungen ihrer Dankbarkeit Ausdruck gaben [zum Teil mit] köstlichen Worten des Dankes [...] für die genossene Pflege des Leibes und der Seele“,¹⁷² mit den Gemeindeakten im Zweiten Weltkrieg verbrannt. Die Verwaltung des Lazaretts hatte Gemeindeprediger Weisedel, der gemeinsam mit Superintendent Rapp die Soldaten, unter denen sich auch einige Prediger und Glieder der Evangelischen Gemeinschaft befanden, seelsorgerlich betreute und regelmäßig Morgen- und Abendandachten hielt. Auch die Geschäftsstelle der „Soldatenmission des Süddeutschen Jugendbundes“ fand in den Kriegsjahren im Jugendheim-Lazarett Raum,¹⁷³ von wo aus Bibeln und kircheneigene Traktatblätter, aber auch wärmende Kleidung an die Soldaten im Feld verschickt wurden.

Obwohl man der Meinung war, als Evangelische Gemeinschaft in unserer Stadt mit dem Lazarett eine segensreiche Arbeit für die Verwundeten und das

¹⁶⁷ Ebd., S. 1 f.

¹⁶⁸ Ebd., S. 2.

¹⁶⁹ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Jahresbericht des Jünglings-Vereins der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen am 16. 3. 1919.

¹⁷⁰ M. Richter (wie Anm. 53), S. 16.

¹⁷¹ Wie Anm. 164.

¹⁷² M. Richter (wie Anm. 53), S. 16.

¹⁷³ Evangelischer Botschafter (1915), S. 77.



Lazarett im Jugendheim der Evangelischen Gemeinschaft 1915.



Soldatenmission des Süddeutschen Jugendbundes der Evangelischen Gemeinschaft im Jugendheim.

Vaterland getan zu haben, war man doch froh, zum Jahreswechsel 1918/19 das Jugendheim wieder für die Vereins-Arbeit nutzen zu können und die Gemeindegewerkschaft für gemeindeeigene Aufgaben zur Verfügung zu haben.

Gestärkt aus der Krise

Die bereits während des Ersten Weltkriegs zu beobachtenden Autonomiebestrebungen der Evangelischen Gemeinschaft in Deutschland von der amerikanischen Mutterkirche verstärkten sich in der Zeit der Weimarer Republik. „Man wollte [...] die Kirchenordnung den ‚deutschen Anforderungen‘ und die Arbeitsmethoden den ‚deutschen Sitten‘ gemäß ausrichten.“¹⁷⁴ Erst 1938 sollte es jedoch – unter dem Druck nationalsozialistischer Gesetzgebung – zu einer gewissen Eigenständigkeit kommen.¹⁷⁵

Die hiesige Gemeinde der Evangelischen Gemeinschaft verzeichnete zwischen den beiden Weltkriegen ein starkes Wachstum, so dass die hier stationierten Prediger des Öfteren Klage hinsichtlich ihrer Arbeitsbelastung führten und dankbar die Unterstützung von Seminaristen und Seminarlehrern in Anspruch nahmen. Wurden 1919 in der Bezirksstatistik 411 Mitglieder aufgeführt, so stieg diese Zahl im Jahr 1924 auf 604 und erreichte 1932 mit 636 Mitgliedern einen ersten Höhepunkt. Nach den jährlichen Evangelisationswochen kam es jeweils zu 30 bis 60 Neuaufnahmen, mit denen der durch Tod, Wegzug oder Abmeldung verbundene Abgang von Gliedern mehr als ausgeglichen werden konnte.

Eine besondere Blütezeit erlebte in diesen Jahren die Kinder- und Jugendarbeit, wobei Letztere bereits mit ersten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Zwar wurde in den zwanziger Jahren auch in der Landeskirche eine „Kinderkirche“ angeboten, doch besuchten um 1930 immer noch etwa 500 Kinder die Sonntagsschule der Ebenezer-Kapelle. „Das ist [...] die aussichtsreichste Mission, die wir haben, die Kleinen zu Jesus zu führen und ihrer etliche auch für die Gemeinschaft zu gewinnen“, schreibt Prediger Karl Friederich 1928.¹⁷⁶ Ein besonderer Höhepunkt war für Kinder und Sonntagsschulmitarbeitende der alljährliche Kindertag, der traditionell im Freien stattfand:

¹⁷⁴ Birgit Deiß-Niethammer: Das Verhältnis der methodistischen Freikirchen in Deutschland zu Staat und Gesellschaft in der Zeit der Weimarer Republik, Stuttgart 1985, S. 45.

¹⁷⁵ Seit 1932 gab es neben der Süddeutschen Jährlichen Konferenz auch eine Ost- und Westdeutsche Jährliche Konferenz der Evangelischen Gemeinschaft in Deutschland. Diese schlossen sich 1938 zu dem von einem Kirchenvorstand geleiteten Reichsverband zusammen; die Verbindung zur übergeordneten, international agierenden Mutterkirche – und damit die weltweite Strukturverbundenheit – wurde jedoch aufrecht erhalten.

¹⁷⁶ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Karl Friederich: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1927/28.



Sonntagschul-Klasse der Evangelischen Gemeinschaft 1934.

„Er wurde am Sonntag-Nachmittag gefeiert. Klassenweise, [die] Jüngsten voraus, ordnete sich der Festzug. Unter Vorantritt des Posaunenchores und der Sonntagsschulfahne marschierte man das Kapellengänge hinauf, dann Schulstraße, Marktgässchen, Marktplatz, Katharinenstraße, Alteburgstraße zum Markwasen. Dort gab es die Kindertagsbrezel und ein Kindertagsbild [...]. Nach einer kurzen Ansprache des Predigers erging sich die Jugend in ihren Klassen dem bunten Spiel. Am Spätnachmittag marschierte man geschlossen wieder zurück. Beim Pomologischen Institut löste sich der Festzug auf.“¹⁷⁷

Bei den älteren Jugendlichen der Reutlinger Gemeinde zeigten sich um 1930 erste Absetzbewegungen, die sich in vorsichtiger Distanzierung von Glaubensinhalten und tradierten Formen des Gemeindelebens äußerten. Konnte der Gemeindeprediger sieben Jahre zuvor noch von einer „zahlreichen und im allgemeinen wackeren Jungmannschaft [sprechen], die in unsren Vereinen und Jugendabteilungen ziemlich straff gehalten werden“,¹⁷⁸ so musste man nun konstatieren, „dass trotz der besten Darbietungen die Mitglieder- und Besucherzahl in den Vereinen [...] abnimmt“¹⁷⁹ und „die Jugend in der Stadt

¹⁷⁷ R. Leger (wie Anm. 78).

¹⁷⁸ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Karl Friederich: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1922/23.

¹⁷⁹ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Karl Güller: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1930/31.

durch ihre vielfache Abwesenheit [besondere Not macht]¹⁸⁰. Wie an vielen anderen Orten konnte auch in Reutlingen nicht mehr automatisch von der Mitarbeit des Nachwuchses in der Gemeinde ausgegangen werden – eine soziologisch erklärable Entwicklung, die sich in dieser Zeit in der gesamten Evangelischen Gemeinschaft vollzog¹⁸¹ und deshalb auch in kircheneigenen Veröffentlichungen thematisiert wurde. Waren vor der Zeit der Weimarer Republik kirchliche Veranstaltungen „oft das einzige, was den Jugendlichen an ‚Unterhaltung‘ [...] geboten wurde“,¹⁸² so eröffneten sich ihnen nun neue Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten in Schule, Beruf und Freizeit. Zudem wurde – auch unter dem Einfluss der Jugendbewegung – Kritik an den Vereinen als Organisationsform laut: „Tatsache ist, dass durch unsere Vereinsform der Weg zu einem großen Teil der proletarischen und gebildeten Jugend verschlossen ist.“¹⁸³

Für die Evangelische Gemeinschaft eröffnete die Weimarer Verfassung von 1919 die Möglichkeit, die lang angestrebte Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts zu erlangen, d. h. aus der Ecke des Sektierertums herauszutreten und als Freikirche anerkannt zu werden. In Württemberg erhielt die Evangelische Gemeinschaft 1934 diesen Status, allerdings mit der Auflage, das Verhältnis zur Evangelischen Landeskirche bezüglich der Mitgliedschaft zu klären.

Landeskirche und Evangelische Gemeinschaft gehen aufeinander zu

Nachdem 1927 zwischen dem Oberkirchenrat unter Vorsitz von Prälat Jakob Schoell und Vertretern der Evangelischen Gemeinschaft Gespräche aufgenommen worden waren mit dem Ziel, „zueinander in ein geregeltes Verhältnis zu kommen und nach Möglichkeit ein reibungsloses, friedliches Nebeneinander herbeizuführen“,¹⁸⁴ konnten die Verhandlungen im Dezember 1928 mit der ersten Vereinbarung zwischen einer deutschen Landeskirche und einer Freikirche abgeschlossen werden. Dabei wurde unter anderem festgelegt, dass künftig eine Doppelmitgliedschaft ausgeschlossen sei, Amtshandlungen nur an den eigenen Mitgliedern vorgenommen werden und Kinder aus der Evangelischen Gemeinschaft i. d. R. am evangelischen Religionsunterricht teilnehmen.

Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang, dass Reutlingen offenbar von beiden Seiten als Testfeld für die Annäherung genutzt wurde, denn schon 1923

¹⁸⁰ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Karl Güller: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1936/37.

¹⁸¹ Vgl. B. Deiß-Niethammer (wie Anm. 174), S. 48 ff.

¹⁸² Ebd., S. 50.

¹⁸³ P. Wüthrich (wie Anm. 24), S. 195.

¹⁸⁴ Zitiert nach B. Deiß-Niethammer (vgl. Anm. 174), S. 41.

erwähnt Prediger Friederich eine „bedeutsame Zusammenkunft und inoffizielle Besprechung, die hier auf Anregung des Herrn Prälaten Dr. Schoell zwischen Vertretern der Kirche (Prälat u. Dekan) und Vertretern unserer Gemeinschaft (die hier wohnhaften Prediger u. Seminarlehrer) stattfand, und der, einer Schlußbemerkung des Herrn Prälaten zufolge, zu irgend einer Zeit eine ähnliche brüderliche Zusammenkunft folgen mag.“¹⁸⁵ Von Seiten der Landeskirche wurde betont, dass sich „das Verhältnis [...] freundlicher gestaltet [habe] als früher“,¹⁸⁶ und auch die hiesige Evangelische Gemeinschaft konstatierte „ein weitgehendes freundschaftliches und gegenseitigem Verständnis Raum gebendes Verhältnis. Mehrfach ist öffentlich, in Tagesblättern, seitens der Organe der Kirche der Evang. Gemeinschaft gedacht worden und zwar in einer Weise, die erkennen läßt, daß man ‚drüben‘ in der Tat einen erfreulichen Wechsel der Gesinnung erlebt hat.“¹⁸⁷ Als besonderes Zeichen des Aufeinanderzugehens war auch die Bereitschaft des Reutlinger Kirchengemeinderats empfunden worden, der Evangelischen Gemeinschaft im Sommer 1921 die Nikolaikirche zum Feiern ihrer Gottesdienste zur Verfügung zu stellen, damit die Ebenezer-Kapelle renoviert werden konnte.

Besonders zwei Männern ist die Annäherung auf lokaler Ebene zu danken: Dekan D. Theophil Wurm und Seminardirektor Dr. Johannes Schempp d. J. Dem Erstgenannten, ab 1927 Prälat in Ulm, später Landesbischof und erster Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland,¹⁸⁸ wird von seinem Nachfolger im Amt des Stadtdekans attestiert, dass er seinen „persönlichen Einfluss“ in die Waagschale geworfen habe, um das Verhältnis zwischen beiden Kirchen(gemeinden) zu normalisieren. Zugleich wird das Bemühen Schempps um engere Kontakte zu den evangelischen Pfarrern der Stadt gewürdigt und sein Einsatz als Organist „bei musikalischen Veranstaltungen des Jugendrings unter Leitung von Hans Grischkat“ als Zeichen gegenseitiger Öffnung interpretiert.¹⁸⁹ Johannes Schempp, der neben theologischem Scharfsinn, ökumenischer Gesinnung und technischer Begabung auch eine außerordentliche musikalische Kompetenz besaß,¹⁹⁰ durfte übrigens 1924 auch die neue Orgel in der Ebenezer-Kapelle einweihen.

Denjenigen Mitgliedern der Evangelischen Gemeinschaft, die vor dem 31. März 1928 aufgenommen worden waren, ohne aus der Landeskirche ausgetreten zu sein, ermöglichte man im Rahmen einer Übergangsregelung den

¹⁸⁵ K. Friederich (wie Anm. 178).

¹⁸⁶ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 29, Nr. 3766: Pfarrbericht 1920 unter Dekan D. Theophil Wurm.

¹⁸⁷ K. Friederich (wie Anm. 178).

¹⁸⁸ Vgl. Jörg Thierfelder: Theophil Wurm, in: Wolf-Dieter Hauschild, (Hrsg.): Profile des Luthertums, Gütersloh 1978, S. 743–758

¹⁸⁹ LandeskirchlichesA Stuttgart, A 129: Pfarrbericht 1932 unter Dekan Immanuel Friz, S. 45 f.

¹⁹⁰ Hans Straub: Johannes Schempp. Denker und Lehrer auf dem Boden der Heiligen Schrift, in: EmK Geschichte 26 (2005) H.1, S. 5–16.

formellen Übertritt durch eine persönliche schriftliche Erklärung gegenüber dem Vorsitzenden des Kirchengemeinderats. Dieses vereinfachte Übertrittsverfahren „durch Schein“ führte – nicht nur in Reutlingen – dazu, dass sich zahlreiche Mitglieder der Evangelischen Gemeinschaft nun auch offiziell von der Landeskirche verabschiedeten, zumal sie dadurch nicht mehr kirchensteuerpflichtig waren. Im Pfarrbericht 1932 werden die „Verluste der Landeskirche an die Evangelische Gemeinschaft für Reutlingen (ohne Betzingen)“¹⁹¹ aufgelistet:

Zeitraum	Austritte aus der Ev. Kirche (Kinder)	Bemerkungen
bis 1900	23	soweit aus den Akten ersichtlich
1900–1923	78	
1924	3	
1925	44 (23)	
1926	26 (3)	
1927	10	
1928	12	
1929	250 (46)	davon 227 (42) durch vereinfachtes Verfahren; 27 Doppelmitgliedschaften
1930	13	
1931	5 (1)	

Es gab aber auch Übertritte in umgekehrter Richtung; Aufmerksamkeit erregte besonders der Wechsel von Dr. Eugen Frick – der von 1920 bis 1924 Direktor des Predigerseminars war – zur Landeskirche, wo er anschließend Dienst tat.¹⁹²

Gemeindearbeit im Zeitalter des Nationalsozialismus

Angesichts einer äußerst dürftigen Quellenlage können Entwicklung und Aktivitäten der örtlichen Evangelischen Gemeinschaft in dieser Zeit nur in groben Strichen skizziert werden.

Während auf Konferenzen und in Veröffentlichungen die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Allgemeinen begrüßt wurde, weil diese „von Gott gegebene Obrigkeit“ dem moralischen Verfall entgegenwirkte und als

¹⁹¹ Wie Anm. 189, S. 45 f.

¹⁹² Wie Anm. 186.

„Bollwerk gegen [einen christenfeindlichen, d. Verf.] Bolschewismus“ auftrat,¹⁹³ sind derartige Äußerungen aus der Reutlinger Gemeinde der Evangelischen Gemeinschaft quellenmäßig nicht zu belegen. Prediger Karl Güller schreibt 1934: „Im Vergleich zu früheren Jahren muss gesagt werden, dass die neue Zeit im Ganzen das Gemeindeleben wenig beeinflusst hat.“¹⁹⁴ Und der Vorstand des Männer- und Jünglingsvereins reagierte auf die „Wogen der politischen Leidenschaften, die mitunter auch an unsere Ufer schlugen, [...] durch Einschaltung geeigneter Vorträge [zu Zeitfragen]: ‚Christentum und Pazifismus‘, ‚Die Siedlungsfrage‘, ‚Unsere wirtschaftliche und politische Lage“.¹⁹⁵ Als Freikirche, die die vor Kurzem erworbenen Körperschaftsrechte nicht aufs Spiel setzen, zudem als „Kirche keine Politik treiben wollte“ und Freiräume für gemeindliches Leben zu bewahren suchte, legte man sich eine starke Zurückhaltung hinsichtlich einer Kritik am herrschenden Regime auf. „Je ruhiger wir in all diesen Wirren bleiben, desto besser ist es für uns.“¹⁹⁶ Dieses Motto scheint auch für Reutlingen gegolten zu haben, denn bezüglich der Aufnahme neuer Mitglieder in die Evangelische Gemeinschaft sah man „es für ratsam an, jetzt nichts Besonderes zu unternehmen [...] und die Aufmerksamkeit kirchlicher und staatlicher Behörden durch Kirchenaustritte jetzt nicht besonders auf uns zu lenken.“¹⁹⁷ Die Hauptsorge der Kirchen- und Gemeindeleitung galt dem Bemühen, „die politische Neuordnung von 1933 mit ihren Begleiterscheinungen und Auswirkungen [zu] überstehen“¹⁹⁸ und während des Zweiten Weltkriegs „die wiederholte Gefahr der Beschlagnahme kirchlicher Gebäude für die N. S. Volkswohlfahrt und Kriegszwecke“¹⁹⁹ abzuwenden.²⁰⁰ Es bedrückt aus heutiger Perspektive, dass aus der Ortsgemeinde – aber auch wenn man auf die Kirchenleitung der Evangelischen Gemeinschaft sieht – nichts von einer theologisch-inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, einer kritischen Distanz zum „Führer“

¹⁹³ Vgl. B. Deiß-Niethammer (wie Anm. 174), S. 54 ff.

¹⁹⁴ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Karl Güller: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1933/34.

¹⁹⁵ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Jahresbericht des Männer- und Jünglingsvereins der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen am Jahrestag seines 50-jährigen Bestehens am 23. April 1933.

¹⁹⁶ Zitiert nach B. Deiß-Niethammer (wie Anm. 173), S. 62.

¹⁹⁷ K. Güller (wie Anm. 194).

¹⁹⁸ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Richard Leger: Mitteilungen über die Evangelische Gemeinschaft in Reutlingen für das Archiv der Stadt Reutlingen, 1950 (Manuskript), S. 18

¹⁹⁹ Ebd.

²⁰⁰ Eine Beschlagnahme der Gottesdiensträume in der Ebenezer-Kapelle scheiterte am energischen Widerstand von Superintendent Leger, das Jugendheim wurde jedoch von der NS-Volkswohlfahrt belegt und diente zunächst „einem N. S. V. Kindergarten (Erdgeschoss) und einem Lager des weiblichen Reichsarbeitsdienstes (1. Stock)“ als Unterkunft. „Später wurde [es] Übernachtungslager für durchreisende evakuierte Personen und Familien.“, wie Anm. 198.

oder gar von Widerstand in Wort und Tat berichtet werden kann. Obrigkeitshörigkeit, politische Abstinenz und sicher auch Angst haben vielmehr zu angepasstem Verhalten und Schweigen gegenüber dem damals immer deutlicher zutage tretenden Unrecht geführt.

Der Einfluss des Nationalsozialismus machte auch vor den Toren der hiesigen Evangelischen Gemeinschaft nicht halt, wie die Erinnerungen von Charlotte Flechsenhar bezeugen:

„Ich ging von früher Kindheit an mit meiner Mutter in die Ebenezer-Kapelle. Dort fühlten wir uns wohl. [...] Sonntags ging ich zur Sonntagschule und nachmittags [...] zum Sonnenstrahlenbund, das war die Mädchenjungschar. [...] Nach meiner Konfirmation 1934 ging ich in die Jungfrauenstunde [...]. Ich besuchte damals die Mädchenrealschule. Immer mehr Schülerinnen meiner Klasse gingen zum BdM, dem Bund deutscher Mädchen. Sie trugen alle eine Uniform. Da wollte ich nicht hingehen. Das meinten auch meine Eltern. Ich wurde oft dazu eingeladen. Doch dann wurde es von mir verlangt, und ich musste hingehen. Sie gaben mir einen BdM-Gürtel als Zeichen, dass ich jetzt dazugehörte. Die Sache gefiel mir nicht und deshalb ging ich nicht mehr hin. Ich weiß nicht warum, aber sie ließen mich in Ruhe. Nach 1935 durften wir uns nur noch im Chor treffen. Der wurde nicht verboten. Viele haben damals in der NS-Bewegung mitgemacht. Es gab auch welche, die in die Partei eingetreten sind. Auch kam es vor, dass ein Prediger eine Uniform trug.“²⁰¹

Vermutlich ist hier von Dr. Reinhold Kücklich (1896–1975) die Rede, der ab 1927 Lehrer am Predigerseminar war, 1937 eine Dienstzuweisung als weiterer Gemeindepastor auf den Reutlinger Bezirk erhielt und im gleichen Jahr Mitglied der NSDAP wurde. Seine gegenüber dem herrschenden Regime kritiklose Haltung²⁰² und der „unaufgeforderte propagandistische Einsatz für das nationalsozialistische Deutschland und seine ‚Führer‘ im vorausseilenden Gehorsam“²⁰³ in den Folgejahren sind belegt, wurden jedoch in der Evangelischen Gemeinschaft lange Zeit nicht thematisiert. Von 1939 bis 1941 nahm Dr. Kücklich als Hauptmann der Reserve an verschiedenen Feldzügen teil und wurde von 1942 bis März 1945 als Abteilungsleiter im Stellvertretenden Generalkommando V in Stuttgart „für Vorträge zur ‚moralischen Aufrüstung‘ der Bevölkerung eingesetzt.“²⁰⁴ Als nach Ende des Zweiten Weltkriegs der Seminarbetrieb wieder aufgenommen werden sollte, wurde der „Fall

²⁰¹ 125 Jahre Evangelisch-methodistische Kirche in Reutlingen, Gemeindebrief Mai 1990, S. 17. Vgl. hierzu auch Wilhelm Borth; Wolfgang Jung; Reutlinger Schulleben 1930–1950, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 34 (1995), S. 161 ff.

²⁰² Vgl. B. Deiß-Niethammer (wie Anm. 173), S. 56.

²⁰³ U. Schuler (wie Anm. 16), S. 202

²⁰⁴ Ebd., S. 196

Dr. Kücklich“ auf Druck der Schweiz-Konferenz in der Seminarbehörde thematisiert und anschließend kirchenintern geregelt.²⁰⁵ 1947 berief man Dr. Kücklich erneut als Dozent an das Predigerseminar. Von 1952 bis 1966 leitete er dieses als Direktor. Von 1954 bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand gehörte er als Präsident des Kirchenvorstands zu den leitenden Männern der Evangelischen Gemeinschaft in Deutschland.

Ein Schuldeingeständnis Dr. Kücklichs und der Seminarbehörde erfolgte im September 1947 ausschließlich vor einer Predigerversammlung in der Schweiz. Weder in den deutschen Jährlichen Konferenzen noch in der Ortsgemeinde wurde darüber berichtet. In den deutschen kirchlichen Archiven finden sich keine Unterlagen über in diesem Zusammenhang notwendigerweise geführte Gespräche, und auch Dr. Kücklich bezieht in seinen Lebenserinnerungen²⁰⁶ hierzu keine Stellung. Dies alles und auch ein jahrzehntelanger „Mantel des Schweigens“, der in der Reutlinger Ortsgemeinde über das Verhalten von Mitgliedern während des Nationalsozialismus gehüllt wurde – all dies wirft im Rückblick Fragen hinsichtlich der Vergangenheitsbewältigung auf, die jedoch in Ermangelung von Zeitzeugen und schriftlichen Quellen kaum mehr beantwortet werden können.

Auch die Jugend der Evangelischen Gemeinschaft stand damals der „neuen Zeit“ größtenteils wenig kritisch gegenüber. Der Jünglingsverein beteiligte sich mit der „Jungchar [...] in ihrer schmucken Tracht“²⁰⁷ an einem von der NSDAP befohlenen Aufmarsch zum 1. Mai 1933. „Eine Anzahl [der] jüngeren Mitarbeiter verlor durch den Anschluss an die S. A. Kapelle die engere Föhlung mit der Gemeinde und [...] Jugendarbeit und [gab] auch sonst durch ihr Verhalten [...] Anstoß.“²⁰⁸ Im Predigerseminar wurden mit Ausnahme der Schweizer Seminaristen ab 1933 alle neu Eintretenden „beim StudentensA-Wehrsport angemeldet, so dass [sie] dann dem Studentensturm angehörten, der samstags ganztägig im Militärgelände dienstverpflichtet war“;²⁰⁹ die Verantwortung hierfür „wird von den Zeitzeugen, die sich daran erinnern, zu-meist Kücklich zugeschrieben.“²¹⁰ Als Ende 1933 die evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend eingegliedert wurden, umging die Evangelische Gemeinschaft diese Anordnung, indem sie ihren „Jugendbund“ auflöste und sich auf gemeindeinterne Zusammenkünfte beschränkte.

Die Folgejahre brachten – besonders nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – manche Beeinträchtigung des Gemeindelebens mit sich. Die Zahl der

²⁰⁵ Eine ausführliche Darstellung des „Falls Dr. Kücklich“ in: U. Schuler (wie Anm. 16), S. 194–203.

²⁰⁶ Reinhold Kücklich: *Zum Dienst bereit*, Stuttgart 1969.

²⁰⁷ Wie Anm. 195, S. 1.

²⁰⁸ K. Güller (wie Anm. 194).

²⁰⁹ U. Schuler (wie Anm. 16), S. 200. Dies war übrigens an allen freikirchlichen Ausbildungsstätten und selbst in der Kirchlichen Hochschule Wuppertal der Fall.

²¹⁰ Ebd.

zur Wehrmacht eingezogenen Männer erhöhte sich stetig, so dass immer weniger Mitarbeiter zur Verfügung standen. Anfang 1942 musste auch Gemeindeprediger Wilhelm Remppl ins Feld ziehen und entkam verwundet in letzter Minute dem Kessel von Stalingrad. In dieser Zeit leitete Seminardirektor Johannes Schempp den Reutlinger Gemeindebezirk und Frau Remppl übernahm sämtliche Verwaltungsarbeiten.

1936 verzeichnete der Reutlinger Bezirk mit seinen Außengemeinden in Eningen, Gönningen, Gomaringen und Rommelsbach erstmals einen Rückgang der Mitgliederzahl.²¹¹ Dennoch nahm die Arbeit nicht ab: In Gomaringen wurde 1932 eine neue Kapelle errichtet, und in der Sickenhäuser Siedlung mietete man in der Sonnenstraße 42 einen Versammlungsraum für wöchentliche Bibelstunden und eine Sonntagsschule mit bis zu 50 Kindern an. Das Untergeschoss des Reutlinger Jugendheims wurde ausgebaut,²¹² die hier stattfindenden Nähkurse unter Leitung von Pauline Zürn waren nicht nur bei den jungen Frauen der Gemeinde beliebt. In Honau erwarb man 1936 ein Wohnhaus, das „vom Pilgerheim für seine oft zahlreichen Gäste in Miete genommen [wurde].“²¹³ Die Gottesdienste am Sonntag wurden regelmäßig gefeiert, und noch im April 1944 lud der Gemeindechor unter Leitung von Willi Schuler gemeinsam mit Johannes Schempp an der Orgel zu einem geistlichen Konzert mit Motetten von Heinrich Schütz ein.

Zerstörung der Ebenezer-Kapelle 1945

War Reutlingen in den ersten Kriegsjahren noch nicht im Visier feindlicher Fliegerangriffe, so änderte sich dies 1944/45. Am 15. Januar 1945 warfen „etwa 100 Flugzeuge ca. 1400 Sprengbomben aller Kaliber und rund 6000 Brandbomben“ über dem Bahnhofsgbiet ab.²¹⁴ Dabei wurden auch die Ebenezer-Kapelle sowie das Jugendheim der Evangelischen Gemeinschaft beschädigt.

Verheerendere Wirkungen hatte jedoch der Luftangriff alliierter Bomberverbände am 1. März, der erneut die Bahnhofsggend zum Ziel hatte. Dabei „wurden etwa 200 Gebäude total zerstört [...], über 100 Gebäude [...] schwer beschädigt“ und 117 Menschen getötet.²¹⁵ Auch die Ebenezer-Kapelle existierte

²¹¹ 1935: 630 Glieder; 1936: 619 Glieder; 1937: 564 Glieder (auch durch Zuordnung der Gemeinde Eningen zum Bezirk Reutlingen-Betzingen).

²¹² Hier entstand 1932 mit dem „Jakob-Albrecht-Zimmer“ ein ansprechender Raum für kleinere Veranstaltungen.

²¹³ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Karl Güller: Missionsbericht des Arbeitsfeldes Reutlingen I, Konferenzjahr 1936/37.

²¹⁴ Stadtverwaltung Reutlingen (Hrsg.): Vor 40 Jahren: Das bittere Ende des II. Weltkrieges in Reutlingen, Reutlingen 1985, S. 10. Vgl. hierzu auch: Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. Katalog und Ausstellung zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1995, S. 217 ff., 265 ff.

²¹⁵ Ebd., S. 20.

tierte nach diesem Angriff nicht mehr. Superintendent Richard Leger, dessen Wohn- und Arbeitsräume sich ebenso wie das Sekretariat der Kirchenkanzlei der deutschen Evangelischen Gemeinschaft im Obergeschoss befanden, hat das damalige Geschehen in einem detaillierten Bericht zusammengefasst:

„Kurz nach Mittag [...] wurde unsere Kirche [...] von ca. 12 bis 15 Stabbrandbomben getroffen, [die das Dachgeschoss an mehreren Stellen entzündeten und bis in die Wohnung von Prediger Rempp durchschlugen. Anfängliche Löschversuche] – das Wasser musste eimerweise vom Keller herauf getragen werden – [schlugen fehl, denn] durch die wiederholten Bombenwürfe in der unmittelbaren Nachbarschaft wurden wir gezwungen, mehrmals den Schutz des Hausflurs und des Kellers aufzusuchen und das Feuer unbekämpft zu lassen. Die ungeheure Rauchentwicklung im Obergeschoss [aber auch fehlendes Wasser] machte die Löscharbeiten zuletzt gänzlich unmöglich. [...] Aus den oberen Räumen konnte [...] nicht das Geringste mehr geborgen werden. [Herbei geeilte Gemeindeglieder] machten sich daran, das Inventar der Kirche zu bergen. [...] Leider war keine Feuerwehr zu bekommen. [...] Nachts gegen 9 und 10 Uhr fraß sich das Feuer durch die Kirchendecke durch. [...] Meine Bemühungen um die Rettung der Orgel führten mich mit einem Polizeioffizier und einem Feuerwehroffizier zusammen, die ich flehentlich bat, doch alles zu tun, unsere Orgel zu retten. Die beiden Herren betraten unter Lebensgefahr die Kirche und erklärten danach, dass die Orgel nicht zu retten sei. Wäre die Saaldecke von Eisenbeton, wollten sie alles tun; so aber fresse sich das Feuer durch [...] die hölzerne Decke, die bereits an einigen Stellen Feuerschutt durchließ. [...] Um die Mitternachtszeit soll der größte Teil unserer Kirchenbänke durch die Wehrmacht geborgen worden sein. [...] Die Kirche brannte restlos ab. Als letzten Ausdruck des Schmerzes setzten die Orgelpfeifen in der Nacht gegen 2 Uhr, durch die heiße Luft des Feuersturms verursacht, nochmals ein, um die Totenklage zu spielen. Die Nachbarn, die es hörten, sagten aus, dass es sich ganz erschütternd angehört hätte. [...] Am Freitag, den 2. März, vormittags standen nur noch einige Wände des Kirchenraums und die eisernen Säulen. Alles andere war eine glühende, rauchende Trümmerstätte.“²¹⁶

Auch das Schwesternheim war durch Brandbomben getroffen worden; das Feuer konnte jedoch von den Bewohnern gelöscht werden. „Das Jugendheim steht noch“, schreibt Leger Anfang April, „ingesäumt ist es von metertiefen Trichtern schwerer Bomben. Das Dach ist zu 80 Prozent demoliert, kein Fenster und beinahe keine Tür ist mehr im Haus, die Wände sind zerrissen, die Decken hart mitgenommen, überall Zerstörungen [...] durch die Bomben-

²¹⁶ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Richard Leger: Bericht über die Zerstörung der Ebenezerkapelle in Reutlingen am 1. März 1945 (Manuskript).

einschläge an der Westseite, nur wenige Meter neben dem Haus.“ Dass die ca. „30 Betten mit Strohsäcken und Bettausstattung für Flüchtlinge“ trotz des Funkenregens, der sich – verursacht durch die brennenden Nachbargebäude – durch die offenen Fensterlöcher in den oberen Saal ergoss, nicht auch ein Opfer der Flammen wurden, habe an ein Wunder gegrenzt.²¹⁷ Dennoch konnte das Gebäude in der Folge längere Zeit nicht genutzt werden.

5. Die Holzkirche hinter dem Kaufhaus Merkur

Nach dem Verlust der Ebenezer-Kapelle durfte die Evangelische Gemeinschaft ihre Gottesdienste zunächst im Konfirmandensaal der Marienkirche in der Metzgerstraße feiern, später versammelte man sich im Predigerseminar. Die jährlich stattfindende Evangelisation konnte in der Leonhardskirche durchgeführt werden. Schon in dieser Zeit reiften Pläne für einen Wiederaufbau des Gotteshauses auf dem Fundament der zerstörten Kapelle, wobei man sich nicht sicher war, ob das neue Gebäude wieder die traditionelle Bezeichnung „Ebenezer“ oder einen zeitgemäßen Namen erhalten sollte. Eines jedoch stand fest: Die Reutlinger Gemeinde wollte eine „Kirche“ und keine „Kapelle“, um bereits durch die Architektur jegliche Assoziation an eine „Gemeinschaft“ oder gar „Sekte“ auszuschließen.

Ein erster Entwurf, der einem kirchlich bestellten Gutachter bereits 1946 vorgelegt wurde, wurde abgelehnt. Zudem fehlte es am notwendigen Baumaterial. Deshalb legte man die Pläne ad acta, hielt jedoch den Bauplatz frei.

Stattdessen wurde auf dem Grundstück Kaiserstraße 14, das der Firma Ulrich Gminder gehörte und zunächst von der Evangelischen Gemeinschaft gepachtet worden war, eine Holzkirche errichtet. In der Zeit der Währungsreform war dies keine leichte Aufgabe, da die französische Besatzungsmacht nur dann eine Baugenehmigung erteilte, wenn keine heimischen Baumaterialien verwendet und in jedem Neubau auch Flüchtlingswohnungen eingeplant wurden. Dank einer großzügigen Spende aus den USA und mithilfe finanzieller Unterstützung aus der Schweiz konnte das Holz für den Bau beschafft und im August 1948 Richtfest gefeiert werden.²¹⁸ Bereits am ersten Adventssonntag wurde die als Notkirche errichtete neue Ebenezer-Kapelle in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste eingeweiht. Neben Oberbürgermeister Oskar Kalbfell und Arbeitsminister Eugen Wirsching, der in Reutlingen ansässig war und zur hiesigen Gemeinde der Evangelischen Gemeinschaft gehörte, richteten der evangelische und katholische Stadtpfarrer Grußworte an die Festgemeinde und betonten „die gute Nachbarschaft in Zeiten der Not. [...] Die Zeiten der

²¹⁷ Ebd., S. 4.

²¹⁸ Vgl. „Notkirchenprogramm“ in: U. Schuler (wie Anm. 16), S. 245 f.



Richtfest der Holznotkirche im August 1948.



Die Holznotkirche der Evangelischen Gemeinschaft Reutlingen neben dem Kaufhaus Merkur in der Kaiserstraße, 1950.

Polemik seien vorbei, man sehe nicht mehr das Trennende, sondern nur noch das Gemeinsame.“²¹⁹

Der schlichte Holzbau, der äußerlich durch Kreuz und Glocke auf einem Dachreiter signalisierte, dass es sich hierbei um ein kirchliches Gebäude handelte, bot im Inneren rund 400 Besuchern Platz. Die Kirchenbänke stammten aus der ehemaligen, im Krieg zerstörten Ebenezer-Kapelle, und an der Frontseite des Gottesdienstraums hatte man unter dem Kreuz an Stelle eines Kanzelaltars den Abendmahlstisch und beiderseits davon Kanzel und Harmonium platziert. 1949 wurde dieses Instrument durch eine Orgel auf der kleinen Empore ersetzt. Der provisorische Kirchenbau, der schon bei der Einweihung nicht allen Gästen Platz bieten konnte, war auch in der Folge immer wieder zu klein und konnte – besonders bei überregionalen Veranstaltungen wie z. B. Jugendtagungen, Jährlichen Konferenzen und Choraufführungen²²⁰ – nicht alle Interessierten aufnehmen.

So wurde die Frage nach einem Neubau immer drängender. Doch wo sollte dieser verwirklicht werden? Neben dem Trümmergrundstück Kaiserstraße 30 hatte die Evangelische Gemeinschaft 1953 auch das Anwesen, auf dem die Holznotkirche stand, käuflich erworben. An Letzterem zeigte schon ein Jahr später allerdings das benachbarte Kaufhaus Merkur Interesse. Deshalb entschied man sich, die neue Kirche auf dem Platz der ehemaligen, 1945 zerstörten Ebenezer-Kapelle zu errichten. Die Holznotkirche wurde samt

²¹⁹ Schwäbisches Tagblatt vom 1. 12. 1948.

²²⁰ Anlässlich des 85-jährigen Bestehens führte der Gemeindecantor im Mai 1951 unter Leitung von Willi Schuler das „Te Deum“ von G. F. Händel auf. „Bei der Festfeier am Abend konnte die Ebenezerkapelle leider nicht alle Besucher fassen. Manche mussten umkehren, ohne auch nur einen Stehplatz gefunden zu haben.“ (Reutlinger Nachrichten vom 10. 5. 1951).

Grundstück an die Merkur AG verkauft und eine Zeitlang von den Kaufhausangestellten als Kantine genutzt, später dann an das Naturtheater veräußert, abgebaut und als Gaststätte „Waldheim“ im Markwasen wieder aufgestellt.

6. Von der Evangelischen Gemeinschaft zur Evangelisch-methodistischen Kirche in Reutlingen

Die Reutlinger Gemeinde erhält mit der Erlöserkirche eine neue „Heimat“

Wie an vielen Stellen unserer Stadt mussten auch auf dem Anwesen Kaiserstraße 30 die durch den Weltkrieg verursachten Trümmer beseitigt werden. Viele Hände regten sich, um Ziegelsteine für den Wiederaufbau zu reinigen und den Baugrund zu planieren. Nachdem im Dezember 1954 der Beschluss gefasst worden war, hier eine neue Kirche der Evangelischen Gemeinschaft zu errichten und Architekt Prof. Erich Fritz aus Stuttgart mit der Planung zu beauftragen, gingen die Arbeiten zügig voran. Am 11. Mai 1955 erfolgte die Grundsteinlegung, und schon im Frühjahr 1956 konnte der Bau, der damals 400.000 DM kostete, abgeschlossen werden – nicht zuletzt dank zahlreicher freiwilliger Helferinnen und Helfer, die am Feierabend oder Samstag zum Baueinsatz anrückten, und dank starken finanziellen Engagements der Gemeindeglieder.

Die Forderung der kirchlichen Baubehörde, „etwa 1100 Personen in einem lichten und weiten Raum mit allersparsamstem Aufwand unterzubringen und dabei auch Nebenräume nicht zu vergessen“,²²¹ wurde erfüllt, indem man das Gebäude nur zu einem kleinen Teil unterkellerte, eine Küche sowie Gruppenräume integrierte und auf der Empore die alten Holzbänke aus der Ebenezer-Kapelle aufstellte. Architektonisch fällt der schlichte Zweckbau mit seinen großen südwärts gerichteten Fenstern kaum ins Auge; lediglich das bis dahin unübliche schräge Pultdach sorgte damals für Diskussionen. „Auch der Turm war wichtig, denn so konnte man das Gebäude schon von weitem als Kirche erkennen. Jetzt waren wir in der Stadt gleichwertige kirchliche Partner und nicht mehr die ‚Kapelle‘ oder die ‚Ebenezer‘. [...] Gerne hätte man auch noch Glocken im Turm gehabt, aber dann wäre ein anderes Fundament nötig gewesen – und das war zu teuer.“²²² Dafür wurde im Turm eine Plattform für den Posaunenchor eingezogen, so dass am Morgen des 8. April 1956 von dort oben

²²¹ Bauingenieur Martin Brombach, Mitglied der Evangelischen Gemeinschaft und einer der mit der Bauleitung beauftragten Fachleute, erinnerte sich in einem Interview 2006 an keine weiteren Vorgaben.

²²² Ebd.



Einweihung der Erlöserkirche am 8. April 1956.

– wie auch heute noch an speziellen Festtagen – Blasinstrumente ertönten. An diesem Tag wurde die Erlöserkirche²²³ feierlich eingeweiht.

Die Mitglieder der Evangelischen Gemeinschaft „sammelten sich vor den noch verschlossenen Türen. [...] Um 9 Uhr leitete der Bläserchor mit dem Choral ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ den feierlichen Akt der Schlüsselübergabe vor der Kirche ein, die durch Lautsprecher übertragen wurde. Nach einem Gebet von Gemeindeprediger Wißt ergriff [...] Architekt Prof. Erich Fritz [...] das Wort und feierte die Vollendung des vor Jahresfrist begonnenen Werkes. Dabei pries er die Fügung Gottes, der seinen Tempel und seine Gemeinde durch die Jahrhunderte und Jahrtausende leite und immer wieder mit neuem Leben beseele. [...] Er überreichte sodann den Schlüssel zur Kirche an [...] Superintendent Karl Friederich, der das Gottes- und Gemeindehaus in die Obhut und Verwaltung der Gemeinde zur treuen Fürsorge übernahm und den Schlüssel an Prediger Wißt zur Öffnung und zum Einlass der Gemeinde weitergab. [Dann] wurde das große Portal geöffnet, und die neue Kirche erwies sich bereits als fast zu klein, um die vielen Gläubigen aufzunehmen, die unter brausenden Orgelklängen in das Gotteshaus strömten. [Bei der

²²³ Gegen den Widerstand einiger älterer Gemeindeglieder, die sich eine traditionelle „Ebener-Kirche“ wünschten, beschloss die Gemeindeversammlung am 6.5.1955 auf der Grundlage mehrerer alternativer Vorschläge die Bezeichnung „Erlöserkirche der Evangelischen Gemeinschaft“.



Innenansicht der Erlöserkirche Reutlingen um 1960.

anschließenden] kirchlichen Weihefeier, wobei Superintendent Johannes Gähr die Festpredigt hielt, [...] wirkten der Singchor und die Posaunenbläsergruppe mit.“²²⁴

Bei der Feier am Nachmittag, in deren Rahmen Ehrengäste aus dem kommunalen und kirchlichen Umfeld Grußworte sprachen, fanden 1500 Personen im Gebäude Platz.

Die Innengestaltung des Kirchenraums, die sich bis heute kaum verändert hat, ist durch eine klare Struktur gekennzeichnet: Die beiden Bankreihen²²⁵ mit Mittelgang sind auf das große Wandkreuz an der westlichen Front über dem Abendmahlstisch ausgerichtet; der „Altarbereich“ ist – durch zwei Stufen leicht erhöht – abgesetzt; und in der Nordwestecke wurden die Kanzel, eine von Kirchenmusikdirektor Helmut Bornefeld konzipierte und durch die Echterdinger Firma Weigle gefertigte Orgel sowie das Chorgestühl platziert – sah man doch in der Predigt, im Chorgesang und im Orgelspiel drei Arten der Verkündigung in Wort und Musik. Bis auf die fünf bunten Glasfenster an der Südostseite der Kirche, die Christus als Lamm Gottes sowie die vier

²²⁴ Reutlinger Nachrichten, 9. 4. 1956.

²²⁵ Das Holz der Bänke, ca. 50 m³ indisches Ramin, aus dem auch Kanzel und Verkleidung der Empore gefertigt wurden, spendete die Reutlinger Firma Karl Danzer.

Evangelisten zeigen,²²⁶ weist die Erlöserkirche keine Kunst am Bau auf und wirkt als sakrales Bauwerk eher nüchtern. Dennoch überzeugte sie in ihrer architektonischen Gestaltung damals offenbar auch die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, so dass 1957 im Stadtteil „Römerschanze“ nahezu baugleich die evangelische Auferstehungskirche entstand.

Waren unmittelbar nach Kriegsende sowohl in der Stadtgemeinde Reutlingen als auch in den eher ländlich geprägten Gemeinden der Umgebung missionarische Aufbrüche spürbar,²²⁷ so mehrten sich in den 50er-Jahren Klagen über zu beobachtende „geistliche Leere und Erstarrung“²²⁸: „Einsatz und [...] Eifer für die Sache des Herrn [...] ist nur noch bei wenigen sichtbar. Ein guter Teil der Gemeindeglieder macht mit und genießt, was geboten wird, ein weiterer Teil ist sehr zurückhaltend in der Teilnahme am Gemeindeleben, und ein weiterer Teil wird [...] vor die Entscheidung gestellt werden müssen, ob sie die Gliedschaft in den Gemeinden überhaupt aufrecht erhalten wollen.“²²⁹ Dennoch stieg die Zahl der Kirchenglieder auf dem Bezirk Reutlingen-Erlöserkirche von 605 im Jahr 1950 auf 657 (1965) – eine Entwicklung, die weniger als Ergebnis missionarischer Aktivitäten oder durch Wanderungsbewegungen, sondern vor allem durch die in dieser Zeit praktizierte Form der Gliederaufnahme zu erklären ist: Bei Kindern von Gemeindegliedern, die nach dem zweijährigen kirchlichen Unterricht eingeseget worden waren, änderte man häufig deren Status in den Kirchenbüchern,²³⁰ ohne – wie es der Kirchenordnung entsprochen hätte – den Jugendlichen eine bewusste Entscheidung zur Aufnahme in die Freikirche der Evangelischen Gemeinschaft abzuverlangen.

Kirchenmusikalische Akzente

Die Erlöserkirche entwickelte sich schon bald nach ihrer Einweihung zu einem Ort zentraler kircheneigener Großveranstaltungen²³¹ sowie zu einem wichtigen kirchenmusikalischen Zentrum in Reutlingen, indem hier bis 1967 regelmäßig an einem Sonntagabend im Monat „Geistliche Musik“ dargeboten

²²⁶ Die Glasfenster wurden von dem Tübinger Kunstmaler Pfeifer entworfen und von der Reutlinger Glaserei Gerster angefertigt.

²²⁷ In Mähringen kam es 1947 nach einer Evangelisation zur Bildung einer Gemeinde, die sich anfangs in einem gemieteten Gasthaussaal versammelte; von 1949 bis 1974 konnten regelmäßige Veranstaltungen der Evangelischen Gemeinschaft im Gemeindehaus der örtlichen Altpietistischen Gemeinschaft durchgeführt werden.

²²⁸ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Wilhelm Rempp: Missionsbericht des Gemeindebezirks Reutlingen I 1949/50, S. 1.

²²⁹ Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen: Otto Wißt: Missionsbericht 1955/56, S. 1 f.

²³⁰ Diese Jugendlichen wurden nun nicht mehr als „Kirchenangehörige“, sondern als „Kirchenglieder“ gezählt.

²³¹ Europäische Jugendtagung 1956; Tagungen der Süddeutschen Jährlichen Konferenz der EG 1960, 1965, 1968.



Programme von Geistlichen Abendmusiken in der Erlöserkirche.

wurde.²³² Verantwortlich hierfür war Werner Schrade, der 1956 als Dozent für Kirchenmusik und allgemeinbildende Fächer an das Theologische Seminar berufen wurde, zugleich jedoch auch als Jugendsingwart und Orgelsachverständiger der Evangelischen Gemeinschaft in Süddeutschland sowie als ehrenamtlicher Organist in der Erlöserkirche tätig war.

Bereits 1952 gründete er den „Reutlinger Jugendsingkreis“, der 1965 in „Evangelischer Singkreis Reutlingen“ umbenannt wurde, was bei der Landeskirche kritische Stimmen laut werden ließ. Diesem Chor gehörten zeitweise etwa 60 Sängerinnen und Sänger an, die nicht nur aus dem freikirchlichen Raum stammten.

Im Wechsel mit dem Gemeindechor unter Leitung von Rolf Schmid sowie dem Seminarchor und unter Einbeziehung bekannter Instrumentalisten und Solisten wurden in der Erlöserkirche Kantaten und Motetten aufgeführt. Die eintrittsfreien geistlichen Konzerte stießen bei der Reutlinger Bevölkerung auf große Resonanz und lockten jeweils mehr als 300 Besucher an.

Dass dieses Angebot damals ein so positives Echo in der Stadt hervorrief, ist zum einen auf die damalige kirchenmusikalische Situation in Reutlingen, zum anderen aber auch auf den unermüdlichen Einsatz Werner Schrades zurückzuführen. In der Marienkirche wurde erst Ende der sechziger Jahre unter Kantor Günther Heller die „Stunde der Kirchenmusik“ eingeführt, in der Leonhardskirche kam es unter der Leitung von Kantorin Hannelore

²³² Davon zeugen nicht nur die Programme der „Geistlichen Musiken“, sondern auch die zahlreichen positiven Konzertkritiken im Feuilletonteil des Reutlinger General-Anzeigers zwischen 1956 und 1967.



Jugendsingkreis 1960 unter der Leitung von Werner Schrade.

Bohnacker lediglich in unregelmäßigen Abständen zu „Aufführungen von Bach-Oratorien, Schütz-Psalmen und Haydn-Messen“,²³³ und Hans Grischkat, der seine 1924 in Reutlingen begonnene Chorleitertätigkeit inzwischen nach Stuttgart verlegt hatte, gab mit dem Schwäbischen Singkreis nur noch vereinzelt Konzerte in der Christuskirche, wobei meist größere Werke auf dem Programm standen. So wurde die geistliche Abendmusik in der Erlöserkirche, die sich durch eine gute Mischung aus kleineren und größeren Werken, älteren Meistern und modernen Komponisten, Chor- und Instrumentalstücken auszeichnete, gerne angenommen. „Die durchdachte und geschmackssichere Auswahl der Stücke im Einzelnen, ihre geschickte Kombination zu einem nicht alltäglichen Jahresprogramm und ihre mit Eifer und Geduld vorbereitete Ausführung haben diesen Veranstaltungen den Ruf des Besonderen und Qualifizierten eingetragen.“²³⁴

Als Werner Schrade 1967 als Dozent an die Kirchenmusikschule Esslingen berufen wurde,²³⁵ löste sich der Evangelische Singkreis Reutlingen auf. Dennoch gelang es auch in den folgenden Jahrzehnten immer wieder, mit eindrucksvollen Abendmusiken in der Erlöserkirche – gestaltet durch

²³³ Otto Paul Burkhardt: Hans Grischkat und das Musikleben der Stadt Reutlingen, Reutlingen 2003, S. 48.

²³⁴ Reutlinger General-Anzeiger vom 18. 9. 1966.

²³⁵ Von 1980 bis zum Eintritt in den Ruhestand 1990 leitete Prof. Werner Schrade die Kirchenmusikschule Esslingen, die 1989 den Hochschulstatus verliehen bekam.

Gemeindechor,²³⁶ Kantorei des Christlichen Sängerbundes sowie Gast-solisten und -ensembles – an die kirchenmusikalische Tradition dieser Zeit anzuknüpfen.

Die Methodisten kommen

1968 vereinigten sich die „Evangelische Gemeinschaft“ (EG) und die „Methodistenkirche“ (MK) weltweit und somit auch in Deutschland zur „Evangelisch-methodistischen Kirche“. In Reutlingen wurden jedoch schon vier Jahre zuvor von beiden Kirchen gemeinsame Gottesdienste gefeiert. Wie war es hierzu gekommen?

Von den Anfängen her galt Reutlingen und Umgebung als Missionsgebiet der Evangelischen Gemeinschaft, in dem sich die Methodistenkirche Zurückhaltung hinsichtlich ihrer Aktivitäten auferlegte.²³⁷ Methodistische Gemeinden im engeren Sinne existierten hier nicht. Der Zweite Weltkrieg und die damit einhergehenden Migrationsbewegungen großer Bevölkerungsteile führten jedoch dazu, dass sich auch im Reutlinger Raum methodistische Familien niederließen und der Wunsch nach einer eigenen kirchlichen Heimat laut wurde. Sich der hiesigen Evangelischen Gemeinschaft als „Schwesterkirche“ anzuschließen, kam für sie zunächst jedoch nicht in Frage, denn man „vermisste hier das Heimatgefühl, den ‚Stallgeruch‘ der eigenen Gemeinden. [...] Die Gottesdienste [wurden als] steif und pastorenzentriert [empfunden]. Laienprediger gab es nicht. Zum öffentlichen Gebet wurde in der Reutlinger EG-Gemeinde außer Pastor und Seminaradministrator höchstens einmal ein besonderer Laie, Minister a. D. Eugen Wirsching, eingeladen. Predigt-dienste machten in großer Anzahl die Seminaristen des Predigerseminars. [...] So wurden weitere Kräfte über den Kreis der Gemeindepastoren hinaus nicht gebraucht.“²³⁸ Tatsächlich hatten die liturgisch gestalteten Gottesdienste in der Erlöserkirche, darunter die einmal monatlich vom Theologischen Seminar verantworteten,²³⁹ in jener Zeit weniger familiär-einladenden Charakter; vielmehr versuchte man, dem besonderen Ruf als Seminargemeinde Rechnung zu

²³⁶ Nach Rolf Schmid übernahmen die Leitung des Gemeindechors der Erlöserkirche Barbara Straub (1985–1987) und Hannelore Reinert (seit 1987; bis 1995 gemeinsam mit Erhard Treutlein).

²³⁷ In den Anfängen gab es eine Absprache zwischen EG und MK, wonach man einander bei der Erschließung von Missionsgebieten möglichst nicht in die Quere kommen wollte, vgl. EmK-Geschichte (28) 2007 H. 2, S. 82.

²³⁸ Zentralarchiv der EmK Reutlingen: Dieter Sackmann: Methodistische Diasporaarbeit im Raum Göppingen/Reutlingen zwischen 1948 und 1968, Reutlingen 2010 (Manuskript), S. 1 f.

²³⁹ Es predigten Dozenten und Seminaristen; Letztere waren zum Gottesdienstbesuch in Reutlingen verpflichtet, da der Seminarchor sang.

tragen sowie landeskirchlichen Vorbildern zu entsprechen und sich an diesen zu orientieren.

So begann die Methodistenkirche von Göppingen aus eine Diasporaarbeit in Reutlingen. Die Pastoren Günther Sommer (1955–1957), Dieter Sackmann (1957–1962) sowie Martin Henninger (1963–1964) kamen regelmäßig sonntags hierher, um zunächst in Privatwohnungen, später in einem angemieteten Raum des Matthäus-Alber-Hauses Gottesdienste zu halten, die von 25 bis 40 Personen besucht wurden. Montags machten die Prediger seelsorgliche Besuche, und am Abend trafen sie sich in einem Raum des Spitalhofes mit dem Jugendkreis. Übernachtet wurde bei Familie Bohnet in der Bahnhofstraße, bevor am Dienstag wieder die Rückkehr nach Göppingen erfolgte.

Diese Arbeit wurde von der örtlichen Evangelischen Gemeinschaft mit gemischten Gefühlen verfolgt, sah man darin doch eine wachsende Konkurrenz. Dennoch durften die „Methodisten“ am Sonntagabend den Gemeindesaal nutzen, wenn das Matthäus-Alber-Haus während der Ferienzeiten geschlossen war, und auch für kirchliche Trauungen wurde die Erlöserkirche zur Verfügung gestellt. Als es der kleinen Methodistengemeinde 1963 nach jahrelangem Bemühen gelang, im Stadtteil Storlach ein Grundstück zu erwerben, um hier – zunächst in Absprache mit der Evangelischen Gemeinschaft – ein neues Gemeindezentrum in Reutlingen zu errichten, zog sich Letztere plötzlich von dem Vorhaben zurück²⁴⁰ und bemühte sich verstärkt darum, die Mitglieder der Methodistenkirche in die Evangelische Gemeinschaft zu integrieren, indem man sie zu den Gottesdiensten in die Erlöserkirche einlud und einzelnen von ihnen einen Gaststatus in der örtlichen Bezirkskonferenz einräumte. Von Seiten der methodistischen Kirchenleitung wurde das Aufeinanderzugehen dadurch unterstützt, dass die Evangelische Gemeinschaft in Reutlingen 1964 – „in einer Art Vorleistung auf die [Kirchen]Vereinigung hin“²⁴¹ – Martin Henninger als zweiten Pastor zugewiesen bekam und dieser hier stationiert wurde. Ab diesem Zeitpunkt wurde das Matthäus-Alber-Haus als Gottesdienstort aufgegeben. Doch nicht alle Methodisten nahmen diese Entscheidung widerspruchslos hin; vereinzelt wurden weiterhin Pläne für ein separates Kirchengebäude verfolgt, die jedoch Ende 1968 mit dem Beschluss, die Diaspora-Arbeit zu beenden und „die Mitglieder im Raum Reutlingen und auf den Besuchsstationen [...] in die nächstgelegenen Gemeinden der ehemaligen EG“²⁴² zu überweisen, ein Ende fanden.

1969, nach der Vereinigung zur Evangelisch-methodistischen Kirche, war der Bezirk Reutlingen-Erlöserkirche mit 670 Gliedern der größte Bezirk im

²⁴⁰ D. Sackmann (wie Anm. 238), S. 5: Die Evangelische Gemeinschaft machte „plötzlich ihre Zustimmung zu dem Kauf [des Grundstücks] davon abhängig [...], dass die methodistische Gemeinde Reutlingen keine eigenen Gottesdienste und Bibelstunden mehr durchführt.“

²⁴¹ Ebd.

²⁴² Ebd., S. 6.

Reutlinger Distrikt. Zusammen mit den Bezirken Reutlingen-Betzingen, Pfullingen und Pliezhausen zählten sich in der Region rund 3000 Menschen zu der vereinigten Freikirche.²⁴³ Seit Anfang der sechziger Jahre unterhielt diese mit dem Jakob-Albrecht-Haus in Pfullingen auch ein Jugendfreizeitheim in der Region.

Die Evangelisch-methodistische Kirche in Reutlingen von den 1970er-Jahren bis zur Jahrtausendwende

Die gesellschaftlichen Um- und Aufbrüche der 1970er-Jahre machten auch vor den Kirchentüren nicht halt. In den Reutlinger Gemeinden der Evangelisch-methodistischen Kirche verabschiedete man sich zunehmend von patriarchalischen Führungsstrukturen; Laien übernahmen die Führung der Bezirkskasse und der Kirchenbücher sowie die Leitung von Gemeindevorständen und Ausschüssen. Pastor Hans Straub, der von 1970 bis 1983 die Leitung des Bezirks Reutlingen-Erlöserkirche innehatte, war es ein besonderes Anliegen, die leitenden Gremien stärker, als diese das bisher gewohnt waren, einzubinden und mit ihnen gemeinsam die Verantwortung für die Gemeinden und deren Entwicklung wahrzunehmen. Durch die Einteilung der Gemeinden in Seelsorgebereiche erfolgte eine deutliche Strukturveränderung.²⁴⁴ Seither nehmen die Einzelgemeinden ihre Eigenverantwortung stärker wahr, der Blick für die Belange des gesamten Kirchenbezirks erscheint jedoch vielfach weniger ausgeprägt.

In Predigt und Gesprächsabenden wurden zunehmend auch gesellschaftspolitische Fragestellungen aufgegriffen. Im Herbst 1980 gab es vor der Bundestagswahl – erstmals in einer hiesigen Kirche und nicht unumstritten – eine Podiumsdiskussion mit den Kandidaten des Wahlkreises,²⁴⁵ in der diese zu den Themen Sozial- und Entwicklungspolitik, Friedenssicherung, Wachstum und Kernenergie befragt wurden. Die gelungene Premiere, kirchlicherseits den politischen Bewerbern „auf den Zahn zu fühlen“, führte in den folgenden Jahrzehnten immer wieder zu entsprechenden Veranstaltungen, dann jedoch

²⁴³ Die Statistik 1971 weist 1673 Kirchenglieder, 542 Kirchenangehörige und 807 Freunde aus (Verhandlungen der Süddeutschen Jährlichen Konferenz 1972, S. 176). *Kirchenangehörige* sind Kinder und Jugendliche, die in der EmK getauft wurden. Diese, aber auch Erwachsene, können auf eigenen Wunsch *Kirchenglied* der weltweiten Evangelisch-methodistischen Kirche werden, indem sie im Rahmen eines Aufnahmegottesdienstes persönlich ihren Glauben bekennen und versprechen, die Gemeindegemeinschaft mitzutragen. *Freunde* gehören formal einer anderen Kirche an, beteiligen sich jedoch am Gemeindeleben der Evangelisch-methodistischen Kirche.

²⁴⁴ 1978 wurde der Bezirk Reutlingen-Erlöserkirche in zwei Seelsorge-Bereiche gegliedert: Der leitende Pastor war für die Gemeinden Reutlingen, Rommelsbach und Honau, der zweite Pastor für die Gemeinden Eningen, Gomaringen, Gönningen und Mähringen zuständig.

²⁴⁵ Reutlinger General-Anzeiger vom 11. 9. 1980.

meist im Matthäus-Alber-Haus. Und schon ehe es in Reutlingen einen „Welt-Laden“ gab, wurde in der Erlöserkirche mit einem „Eine-Welt-Stand“ nach dem Sonntagsgottesdienst das Anliegen fairen Handels wachgehalten.

Die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung – als Konkretisierung des Sozialen Bekenntnisses und der Sozialen Grundsätze der Evangelisch-methodistischen Kirche²⁴⁶ – realisierte sich jedoch weniger in bestimmten Projekten, die von den EmK-Gemeinden der Region unterstützt oder gar initiiert wurden. Vielmehr waren es einzelne Gemeindeglieder, die sich an ganz unterschiedlichen Stellen zu sozialdiakonischen Aktivitäten in unserer Stadt motivieren ließen: im Besuchsdienst der Gemeinde, in der Krankenhaus-seelsorge, bei der Nichtsesshaftenbetreuung der Arbeiterwohlfahrt, im Rahmen der „Reutlinger Vesperkirche“ oder auch als Mitglied des Reutlinger Gemeinderats. Hervorgehoben sei die Gründung des „Freundeskreises für Suchtkrankenhilfe“ 1956 durch Karl und Ruth Votteler. Diese Selbsthilfegruppe, die sich seit 1980 wöchentlich in den Räumen der Erlöserkirche trifft, um durch persönliche Beziehungen, Beratung und Seelsorge Suchtkranke und deren Angehörige zu begleiten, hat mittlerweile weite Kreise gezogen: Heute gibt es allein im Landesverband Württemberg rund 270 Gesprächsgruppen in 120 Freundeskreisen.

Eine wichtige Funktion übte in diesem Kontext auch die letzte Gemeindegliederschwester der Evangelisch-methodistischen Kirche in Reutlingen aus. Von 1964 bis 1997 diente Diakonisse Maria Obergfell nicht nur Gemeindegliedern als Ansprechpartnerin und Seelsorgerin; eingebunden in die AG Ambulante Dienste war sie auch für gemeindefremde Mitbürger eine feste Größe als Pflegerin bei der Begleitung Schwerkranker und Sterbender.

Das Verhältnis zu den großen Kirchen in Reutlingen gestaltete sich in den letzten Jahrzehnten freundschaftlich und kooperativ. „Erstmals in der weit über hundertjährigen Geschichte des Bestehens einer Methodistengemeinde in Reutlingen kam es Anfang Oktober [1975, d. Verf.] zu einer offiziellen Begegnung zwischen dem Gemeindevorstand der Reutlinger evangelisch-methodistischen Gemeinde und dem Kirchengemeinderat der Reutlinger Marienkirchengemeinde“,²⁴⁷ bei der man „trotz strukturell vorgegebener Unterschiede zwischen Volks- und Freikirche viele Berührungspunkte in der theologischen Ausrichtung und in den Aufgaben und Problemen der Gemeinden ‚vor Ort‘“ fand.²⁴⁸ Die 1987 zwischen der Evangelisch-methodistischen Kirche und den evangelischen Kirchen in Deutschland vereinbarte Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft verstärkte lokal die Zusammenarbeit, ohne die jeweiligen organisatorisch-strukturellen Charakteristika infrage zu stellen.

²⁴⁶ Vgl. http://www.emk.de/methodismus/das-soziale-bekenntnis0.html?sword_list%5B0%5D=soziales&sword_list%5B1%5D=bekenntnis (Abfrage 15. 7. 2014).

²⁴⁷ Evangelisches Gemeindeblatt für Württemberg Nr. 46/1975, S. 7.

²⁴⁸ Evangelisches Gemeindeblatt Reutlingen Nr. 20 vom 19. 10. 1975, S. 2.



Einweihung der
Stephanuskirche in
Reutlingen-
Rommelsbach 1975.

Auch zur katholischen Gemeinde St. Wolfgang vertieften sich die Beziehungen, als diese 1980/81 für ein Jahr, während der dortige Kirchenraum renoviert wurde, ihre sonntägliche Messe in der Erlöserkirche feierte.²⁴⁹ Als sich am 16. September 1990 die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) Reutlingen konstituierte,²⁵⁰ um die ökumenischen Beziehungen zu verstärken, politisch-gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen und als kirchlicher Ansprechpartner für Stadt und Öffentlichkeit zu fungieren, gehörte die Evangelisch-methodistische Kirche zu den Gründungsmitgliedern.

Zahlenmäßig haben die Gemeinden der Evangelisch-methodistischen Kirche – nicht nur im Reutlinger Raum – in den letzten Jahrzehnten einen Rückgang zu verzeichnen, was für eine auf freiwillige Spenden angewiesene Freikirche nicht unproblematisch ist. Gründe hierfür sind zum einen die zunehmende Individualisierung und Mobilität in unserer Gesellschaft sowie eine zu beobachtende wachsende Abneigung gegen Institutionen und Verbindlichkeit, zum anderen die Konkurrenz diverser christlicher Gruppierungen in der Region.

Trotz angespannter finanzieller Situation und mancher Sanierungsvorhaben an der vorhandenen Gebäudesubstanz kam es in Rommelsbach zur Errichtung der Stephanuskirche, die 1975 eingeweiht wurde. Und 1996 konnte die Eninger Gemeinde mit der Versöhnungskirche ein neues Gemeindezentrum beziehen. An anderen Stellen musste die Evangelisch-methodistische Kirche in Reutlingen ihre Arbeit reduzieren und konzentrieren: 1989 wurde das

²⁴⁹ Kath. Kirchengemeinde St. Wolfgang Reutlingen (Hrsg.): 100 Jahre St. Wolfgang Reutlingen 1910–2010, Reutlingen 2010, S. 104 f.

²⁵⁰ Reutlinger General-Anzeiger vom 18. 9. 1990.

kirchliche Anwesen in Gönningen verkauft, die Gemeinde konnte dort jedoch noch bis 1999 Gottesdienst feiern; die Arbeit in Wankheim/Mähringen wurde bis zur Jahrtausendwende in Form eines Hauskreises weitergeführt, dann jedoch beendet; die Altenheim-Gemeinde Honau wechselte 1996 in den Verantwortungsbereich des Kirchenbezirks Pfullingen. Auch auf dem Gemeindebezirk Reutlingen-Betzingen wurden angesichts geringer Besucherzahlen und fehlender Ressourcen vier Gemeinden – Jettenburg, Kusterdingen, Pfrondorf und Wannweil – geschlossen.

Akzente der Gegenwart

Angesichts zurückgehender Kirchengliederzahlen stehen die EmK-Gemeinden im Reutlinger Raum – wie die Evangelisch-methodistische Kirche insgesamt und auch andere christliche Kirchen – vor der Frage, welche Aufgaben aktuell von Bedeutung sind und wo Schwerpunkte gesetzt werden müssen.

In der Wahrnehmung vieler Menschen innerhalb und außerhalb der Kirchenmauern bilden die liturgisch und musikalisch vielfältig gestalteten Gottesdienste nach wie vor das Zentrum des Gemeindelebens. Die Arbeit mit altersspezifischen Gruppen war in den vergangenen 15 Jahren einem starken Wandel unterworfen: Während sich an einzelnen Orten Kinderstunden, Jungscharen, Teenie- sowie Seniorenkreise entwickelten, mussten in anderen Gemeinden regelmäßige Zusammenkünfte aufgegeben werden.

An manchen Stellen erfolgte bewusst eine Öffnung nach außen. Konzerte und Seminarangebote sowie Vortragsabende mit christlichen bzw. soziokulturellen Themen sprechen nicht nur Kirchenglieder, sondern auch Menschen im Umfeld der Erlöserkirche an. Im Rahmen eines Projekts „Individuelle Lernbegleitung“ unterstützen Gemeindemitglieder seit 2009 Schülerinnen und Schüler der nahe gelegenen Laura-Schradin-Schule, wenn aufgrund von Sprachdefiziten und Lernschwierigkeiten schulische Probleme auftauchen. Der ökumenische Gottesdienst unter freiem Himmel, der im Juli jeweils zu Beginn des „Neigschmeckt-Marktes“ im Stadtgarten gefeiert wird, liegt seit Jahren in der Verantwortung der Evangelisch-methodistischen Kirche. Schulen aus der unmittelbaren Umgebung feiern in der Erlöserkirche regelmäßig ihre Schulgottesdienste.

Mit dem „Jakob-Albrecht-Haus“ in Pfullingen und dem „Seniorenzentrum Martha-Maria“ in Lichtenstein-Honau unterhält die Evangelisch-methodistische Kirche zwei diakonische Einrichtungen in der Region. Das ehemalige „Pilgerheim Echazquelle“ im Talschluss der Echaz, das bereits 1968 vom Sozialwerk der Evangelisch-methodistischen Kirche übernommen und 1997 durch einen modernen und zeitgemäßen Neubau ersetzt wurde, ging 2007 in die Trägerschaft des Diakoniewerks Martha-Maria über. Mit über 80 Pflegeplätzen, Möglichkeiten zur Kurzzeit- und Tagespflege sowie integrierter Diakonie-Sozialstation mit Service-Leistungen des Betreuten Wohnens ist die

abhängige Männer, ihren Alltag zu gestalten und sich wieder in den Arbeitsmarkt einzugliedern.

7. Vom Predigerseminar der Evangelischen Gemeinschaft zur Theologischen Hochschule Reutlingen

Die Geschichte des ehemaligen Predigerseminars – der heutigen Theologischen Hochschule Reutlingen – ist ausführlich dokumentiert.²⁵² Da jedoch das hoch über dem westlichen Echaz-Ufer gelegene Bauwerk einen markanten Blickfang im Stadtbild darstellt, die hiesige ehemalige Evangelische Gemeinschaft mit ihrem „Seminar“ eng verbunden ist und die Institution als einzige Hochschule der Evangelisch-methodistischen Kirche im deutschsprachigen Raum auch einen wichtigen Beitrag für die zentralörtliche Bedeutung unserer Stadt leistet, sollen Genese und Entwicklung dieser Bildungseinrichtung hier kurz skizziert werden.

Ausbildung im Predigerseminar der Evangelischen Gemeinschaft

Hatten die ersten Missionare der „Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika“ ihren Dienst noch ohne besondere theologische Ausbildung aufgenommen, so wollte man in Deutschland schon früh nicht ausschließlich auf „fleißige Selbstbildung“ der Reiseprediger setzen. Nachdem 1863 vom obersten internationalen Gremium der Evangelischen Gemeinschaft, der Generalkonferenz, „die Einrichtung theologischer Schulen“ und in diesem Zusammenhang auch ein erster Plan für ein überkonfessionelles „Missionsinstitut auf dem Salon in Ludwigsburg“ abgelehnt worden war, dasselbe Gremium vier Jahre später jedoch die Einrichtung einer eigenen, selbst finanzierten Ausbildungsstätte gestattete, wurde 1875 auf Initiative der „Deutschland-Conferenz der Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika“ die Einrichtung eines Predigerseminars in Reutlingen beschlossen. „Zweck [dieser] Anstalt [sollte laut Satzung sein], solchen jungen Männern, welche wir zum Predigtamt berufen und befähigt halten, eine den Anforderungen dieses Amtes in unserer Evangelischen Gemeinschaft entsprechende Vorbereitung zu geben.“²⁵³

²⁵² Johannes Schempp (Hrsg.): Fünfzig Jahre Predigerseminar zu Reutlingen, Stuttgart, 1927; Johannes Schempp d. J.: Fünfundsiebzig Jahre Predigerseminar der Evangelischen Gemeinschaft, Stuttgart, 1952; Kläiber/Weyer (wie Anm. 105); Ulrike Schuler u. a. (Hrsg.): Glaubenswege – Bildungswege. 150 Jahre theologische Ausbildung im deutschsprachigen Methodismus Europas, EmK Geschichte 29 (2008) H. 1–2.

²⁵³ Zentralarchiv der EmK Reutlingen: Verhandlungen der Deutschland-Conferenz der Evang. Gemeinschaft von N. A., 1876, S. 9.

Wie bereits erwähnt, nahm im Juli 1877 das zunächst in der Reutlinger Ebenezer-Kapelle Platz findende „Predigerseminar der Evangelischen-Gemeinschaft“ seine Arbeit auf. Die Anfangsjahre gestalteten sich schwierig – vor allem in finanzieller Hinsicht. Da „man kein Stiftungskapital zur Verfügung hatte, musste man [...] sehr bescheiden tun. Die beiden Lehrer wurden verpflichtet, im Nebenamt den Gemeindedienst in Reutlingen bzw. den Dienst des Bezirks Reutlingen als Vorsteher-Ältester zu übernehmen.“²⁵⁴ Sie wohnten im Obergeschoss der Ebenezer-Kapelle, wo es „im Dachstock eine Anzahl Mansarden [gab], niedrig und winklig, mit schrägen Wänden und dürftiger Beleuchtung, jedoch mit wundervoller Aussicht auf Stadt und Achalm. Hier sollten die Brüder [...] wie in einer Familie zusammen wohnen, ihr gemeinschaftliches Leben führen und arbeiten.“²⁵⁵

Aber auch die hohe Fluktuation bei den Lehrenden, hervorgerufen durch plötzlichen Tod, Krankheit, Auswanderung und Übertragung anderer kirchlicher Aufgaben, führte zu Problemen, so dass man sich 1885 sogar genötigt sah, die Predigerausbildung für ein Jahr auszusetzen. Hinzu kam, dass kaum geeignete Lehrbücher vorhanden waren und dass manche „Zöglinge“ ihren zweijährigen Kurs am Reutlinger Seminar vorzeitig abbrechen mussten, weil sie bereits vor dem Ende ihrer Ausbildung in den wachsenden Gemeinden benötigt wurden.

Was die Ausbildungsfächer der künftigen Prediger anging, hatte die zuständige Verwaltungsbehörde bereits 1877 klare Vorstellungen: „Sprachen: Deutsch, Englisch; Latein und Griechisch als Wahlfächer. Geschichte: Welt- und Kirchengeschichte und Geschichte der Evang. Gemeinschaft. Geographie: Biblische und allgemeine Geographie. Kirchenordnung. Hermeneutik [...], Psychologie, Archäologie, Dogmatik, Homiletik, Pastoraltheologie. Zuletzt Gesang und Musik.“²⁵⁶ In der Praxis jedoch richtete sich der Fächerkanon bis in das beginnende 20. Jahrhundert nach den Schwerpunkten, die von den jeweils Lehrenden gesetzt wurden. Die Fremdsprachen entfielen meist, und angesichts der kurzen Ausbildungszeit konnte in den übrigen Fächern vermutlich nicht mehr als ein grober Überblick über ausgewählte Inhalte gegeben werden, die in der Regel rezeptiv aufzunehmen und im Unterricht bzw. bei Prüfungen wiederzugeben waren. Wissensvermittlung und -aneignung waren aber nur ein, wenn auch nicht unwichtiger Teil der Predigerausbildung. Vorrangig war die „(persönliche) Frömmigkeitsbildung und Entwicklung einer Dienstauffassung bzw. die Vergewisserung der Dienstbereitschaft im Blick auf den pastoralen Dienst.“²⁵⁷ Hierzu leistete die Lebens- und Lerngemeinschaft im Seminar einen wesentlichen Beitrag. Deren

²⁵⁴ J. Schempp: Fünfundsiebzig Jahre (wie Anm. 252), S. 12.

²⁵⁵ Ebd.

²⁵⁶ Ebd., S. 22.

²⁵⁷ U. Schuler u. a. (wie Anm. 252), S. 46.

Kennzeichen waren ein strukturierter Tagesablauf mit klar definierten Unterrichts-, Lern-, Andachts- und Erholungszeiten, die pflichtgemäße Übernahme von Aufgaben und Arbeitseinsätzen in Haus, Bibliothek und Garten sowie die Teilnahme am gottesdienstlichen Leben in Seminar und Ortsgemeinde. Zudem herrschte eine strikte Hausordnung, für deren Einhaltung der Direktor, der mit seiner Familie vor Ort wohnte, verantwortlich war.



Das Predigerseminar auf dem Hag um 1930.

Erst mit der Wahl von Johannes Schempp d. Ä. zum Direktor kam eine gewisse Kontinuität in die Seminar- ausbildung. Dennoch war seine Amtszeit, die von 1892 bis 1920 währte, geprägt von gravierenden Ereignissen und nachhaltigen Entwicklungen. Die Predigerausbildung erfuhr insofern eine Veränderung, als sich der Unterricht durch Übungen und Diskussionen methodisch-didaktisch öffnete und die theologischen Fächer im Gegensatz zu den eher allgemeinbildenden – sowohl was die Zahl der Unterrichtsstunden betrifft als auch inhaltlich – deutlich gestärkt wurden. So führte man z. B. das Fach „Exegese“ neu ein, die biblischen Sprachen wurden fortan durchgehend angeboten – Griechisch verpflichtend, Hebräisch fakultativ –, und die gesamte Ausbildung verlängerte sich um die Jahrhundertwende von zwei auf drei Jahre. Möglich war dies, weil 1899 mit Dr. Eugen Frick ein wissenschaftlich ausgewiesener Dozent berufen wurde und man 1905 aus der räumlichen Enge der Ebenezer-Kapelle in einen großzügigen Neubau an der Hagstraße umzog, was sogar der evangelische Stadtdekan registrierte: „Für das schon länger bestehende Predigerseminar wurde ein hervorragend schönes Gebäude errichtet und [...] bezogen. Ein Direktor und ein akademisch gebildeter Lehrer arbeiten da an etwa 22 Zöglingen, meist Nicht-Württembergern.“²⁵⁸ War schon der Bau des neuen Seminargebäudes ein finanzieller Kraftakt, der nur durch viele Einzelspenden aus den Gemeinden, durch eine groß angelegte Sammlung des Jugendbundes der Evangelischen Gemeinschaft sowie durch Übernahme der Schuldenlast durch die drei europäischen Jährlichen Konferenzen geschultert werden konnte, so forderte auch der laufende Betrieb seinen Tribut. Hierfür gesammelte „Rücklagen [...] in Höhe von 40.000 Mk. [gingen leider] durch den Krieg und die Folgen desselben nach 1918 verloren“.²⁵⁹ Der Erste Weltkrieg legte den

²⁵⁸ Landeskirchliches A Stuttgart, A 29 Nr. 3766 (3): Pfarrbericht 1907 unter Dekan Johannes Kopp, S. 15.

²⁵⁹ J. Schempp: Fünfundsiebzig Jahre (wie Anm. 252), S. 17.



Klasse des Prediger-Seminars 1908 mit Direktor Johannes Schempp d. Ä.

Ausbildungsbetrieb über zwei Jahre hinweg lahm, und die 1917 mit wenigen Seminaristen neu gebildete „Kriegsklasse“ begann die Arbeit mit großen Einschränkungen, was Unterbringung, Heizung und Verpflegung betraf – eine Belastung, der sich Direktor Schempp altershalber nicht mehr gewachsen sah. 1920 übernahm Dr. Frick die Leitung des Predigerseminars; aber auch er wollte diese Aufgabe nach internen Schwierigkeiten²⁶⁰ und „zermürbenden Jahren der Inflation und der politischen Unruhe“²⁶¹ 1925 nicht mehr länger wahrnehmen.

Als 1927 Johannes Schempp d.J. zum Direktor gewählt wurde und mit Otto Hänisch sowie Dr. Reinhold Kücklich nun drei Dozenten ihren Dienst am Predigerseminar versahen, kehrte für ein Jahrzehnt in personeller Hinsicht Ruhe ein. Allerdings nahm die Zahl der Seminaristen in der Zeit des Nationalsozialismus stetig ab. Konnte das Reutlinger Predigerseminar bis 1932 jährlich 10 bis 12 Neuaufnahmen verzeichnen, so waren es 1935 nur noch fünf, und 1938 meldete sich kein einziger junger Mann mit dem Ziel, die Ausbildung zum Prediger der Evangelischen Gemeinschaft absolvieren zu wollen. Als 1939 alle Seminaristen – ebenso wie die Prediger der Evangelischen Gemeinschaft – zum Kriegsdienst herangezogen wurden, musste der Seminarbetrieb eingestellt werden. Die Folge war, dass die Dozenten Aufgaben in den

²⁶⁰ Klaiber/Weyer (wie Anm. 105), S. 50.

²⁶¹ J. Schempp: Fünfundsechzig Jahre (wie Anm. 252), S. 19.



Predigtamtskandidaten und Dozenten des Theologischen Seminars 1953.

Gemeinden der Region zugewiesen bekamen und „die Reichswehr [...] in den leergewordenen Räumen [...] ein Wehrmeldeamt ein[richtete], das viel Verlegenheit und Unruhe brachte.“²⁶² In den Jahren des Zweiten Weltkriegs wurden Schulklassen – unter anderem der Frauenarbeitsschule – im Gebäude des Predigerseminars unterrichtet. Von Zerstörungen blieb das Bauwerk weitgehend verschont, so dass im April 1945 nach der Besetzung durch einen französischen Stoßtrupp dort 18 Offiziere einquartiert wurden. Dr. Kücklich, der nach seinem Kriegseinsatz und einem Lazarettaufenthalt 1942 wieder nach Reutlingen zurückgekehrt war, konnte durch „persönliche Kontakte und Gespräche mit diesen französischen Offizieren [...] bewirken, dass die Schulräume wieder freigegeben und der Studienbetrieb im Herbst 1946 [mit vier Seminaristen, Anm. d. V.] wieder aufgenommen werden konnte.“²⁶³

Auf Drängen der Schweizer Jährlichen Konferenz, die während der Kriegsjahre ihre Predigtamtskandidaten in der Bibelschule St. Chrischona hatte ausbilden lassen und nun wieder unter bestimmten Bedingungen bereit war, dies in der eigenen Reutlinger Ausbildungseinrichtung zu tun, gelang die

²⁶² Ebd., S. 20.

²⁶³ U. Schuler (wie Anm. 16), S. 196.

Bewältigung der Vergangenheit und ein Neuanfang.²⁶⁴ Die Ausbildungszeit am Seminar erhöhte man auf vier Jahre, so dass nun verbindliche Inhalte vertieft und der Fächerkanon erweitert werden konnten. Neu war auch, dass ab 1949 mit dem Kirchengeschichtler Paul Wüthrich ein Dozent aus der Schweiz das Kollegium bereicherte und einzelne Lehraufträge an außerordentlich angestellte Dozenten mit fachlicher Expertise vergeben wurden. Ein in den 1960er-Jahren implementierter Studentenaustausch mit kircheneigenen Ausbildungseinrichtungen in den USA führte bei den meisten Teilnehmern zu einer Erweiterung des Erfahrungshorizonts und diente dem Aufbau bzw. der Pflege internationaler Kontakte. So vollzog sich in Reutlingen allmählich ein Wandel von der eher seminaristischen Predigerausbildung zu einem hochschulorientierten Theologiestudium, dessen Abschluss aber nur in Einzelfällen von anderen Hochschulen anerkannt wurde.²⁶⁵ Die Stadt Reutlingen stand der hier beheimateten kirchlichen Bildungsstätte wertschätzend gegenüber. Dies zeigte sich unter anderem in den Grußworten des jeweiligen Oberbürgermeisters sowie in einer Jubiläumsgabe anlässlich besonderer Festtage.²⁶⁶

Reutlingen wird Standort des Theologischen Seminars der Evangelisch-methodistischen Kirche

Als zu Beginn der 1960er-Jahre in den USA, kurz darauf auch in Deutschland Gespräche zwischen Vertretern der Methodistenkirche und der Evangelischen Gemeinschaft mit dem Ziel einer Vereinigung beider Denominationen begannen, wurde auch an eine gemeinsame Ausbildung der Prediger für die gesamte Bundesrepublik Deutschland, Österreich sowie die deutschsprachige Schweiz gedacht. 1964 kam es zur ersten Begegnung der Reutlinger Dozenten mit ihren Kollegen aus dem „Predigerseminar der Bischöflichen Methodistenkirche“, das seit 1932 in Frankfurt a. M. beheimatet war und ab 1939 unter diesem Namen rechtlich eigenständig seine Aufgabe versah; im Jahr darauf trafen sich auch die Studenten beider Ausbildungsstätten zum Gedankenaustausch. Relativ schnell wurde man sich einig, „unbeschadet des Ausgangs der kirchlichen Vereinigungsverhandlungen in Europa auf jeden Fall baldmöglichst ein gemeinsames [Theologisches] Seminar [mit] sechs Dozenturen (3 EG, 3 MK) [einzurichten], sodass für jede der Hauptdisziplinen ein ordentlicher Vertreter

²⁶⁴ Vgl. ebd., S. 196 ff.

²⁶⁵ Seit etwa 1955 wurden zwei Semester des Gesamtstudiums am Reutlinger Predigerseminar staatlich anerkannt.

²⁶⁶ Anlässlich des 75-jährigen Bestehens des Predigerseminars 1952 überreichte OB Kalbfell einen Scheck in Höhe von 1000,- DM für den Ausbau der Bibliothek und zum 50-jährigen Jubiläum des Seminargebäudes auf dem Hag 1955 gewährte die Stadt Reutlingen einen Beitrag von 3000,- DM zur Beschaffung eines Pianos (StadtA Rt., Hauptamt AZ 376-46).

Lehr- und Verwaltungsgebäude des Theologischen Seminars 1972.



berufen werden konnte und sollte.“²⁶⁷ Auch hinsichtlich einer neu zu erstellenden Studienordnung und einer als notwendig erachteten Änderung der traditionellen Lebens- und Lerngemeinschaft im künftigen gemeinsamen Seminar fand man rasch zu einer einheitlichen Position. Dissens gab es jedoch bei der Standortfrage. Kam man in den Gesprächen noch überein, dass das gemeinsame Seminar „in der Nähe einer bedeutenden Universität mit Evangelisch-theologischer Fakultät liegen, außerdem genügend Stille zum Studium bieten, aber auch nicht zu abgelegen in der hintersten Provinz zu finden sein“ sollte,²⁶⁸ so prallten die Meinungen hart aufeinander, wenn es – nachdem diverse Standorte diskutiert und verworfen worden waren – darum ging, sich für Frankfurt a. M. oder Reutlingen zu entscheiden. Noch bei der offiziellen Vereinigungskonferenz beider Kirchen 1968 wurde eine Entscheidung vertagt; lediglich „einem gemeinsamen Studienbeginn in Frankfurt/Main mit dem Studienjahr 1968/69 als Provisorium“ wurde zugestimmt.²⁶⁹ In seinen Erinnerungen schreibt DD Karl Steckel, der 1966 zum Direktor des Reutlinger Predigerseminars und 1968 zum ersten Direktor des Theologischen Seminars der Evangelisch-methodistischen Kirche gewählt worden war, dass letztendlich die Realisierung des Frankfurter Verkehrsprojekts „Nordwestautobahn“ den Ausschlag in der Standortfrage brachte: „Auf Grund eines Schweizer Gutachtens waren die Verkehrslärmprognosen [...] derart ungünstig [...], dass das Grundstück Frankfurt/Ginnheim endgültig als Standort des gemeinsamen Seminars der Evangelisch-methodistischen Kirche ausschied.“ Und nachdem das Frankfurter Areal verkauft worden war, wurde 1970 beschlossen: „Der endgültige Standort des Seminars soll Reutlingen sein.“²⁷⁰

²⁶⁷ Karl Steckel: *Unterwegs zum Unverwechselbaren. Festgabe zum 90. Geburtstag*, Stuttgart 2003, S. 56.

²⁶⁸ Ebd.

²⁶⁹ Ebd.

²⁷⁰ Ebd., S. 57 f.

Das ehemalige Seminargebäude wurde umgebaut – die meisten Studenten erhielten Einzelzimmer, verheiratete Paare Appartements. Im Herbst 1971 erfolgte der Umzug. Das neu errichtete Lehr- und Verwaltungsgebäude an der Friedrich-Ebert-Straße, in dem auch die Bibliothek sowie das Zentralarchiv der Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland Platz fanden, wurde 1972 in Dienst genommen. Bei der entsprechenden Feier, die in Gegenwart von Vertretern der staatlichen, städtischen und kirchlichen Öffentlichkeit erfolgte, sprachen sowohl der Rektor der Pädagogischen Hochschule Reutlingen, Prof. Dr. Karl Weingärtner, als auch der Dekan der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen, Prof. Dr. Eberhard Jüngel, ein Grußwort.

Eine anschließende zweitägige theologische Tagung mit dem Thema „Unsere kirchliche Ausbildung zwischen wissenschaftlicher Theorie und kirchlicher Praxis“ diente vor allem der inhaltlichen Standortbestimmung und verdeutlichte den über 100 Teilnehmenden notwendige Akzentverschiebungen:

Da sich sowohl das Bildungsniveau in den Gemeinden gehoben als auch das Vorwissen der Predigtamtskandidaten verändert hatten, wurden die allgemeinbildenden Fächer Deutsch, Englisch, Weltgeschichte sowie Literaturkunde zugunsten theologischer Disziplinen aufgegeben und Pädagogik sowie Soziologie neu in den Unterrichtskanon aufgenommen. Vorrangiges Ziel der Ausbildung war nunmehr, theologische Bildung theoriegeleitet und praxisbezogen zu vermitteln, so dass sich die künftigen Prediger auf der Basis biblischer Tradition angemessen mit Zeitfragen auseinandersetzen und ihren künftigen Gemeinden als kompetente Prediger, Seelsorger und geistliche Leiter dienen konnten. Im Gegensatz zu den seit Anfang üblichen Jahreskursen wurde nun die Studienzzeit – nach universitärem Vorbild – in Semester sowie in ein Grund- und Hauptstudium gegliedert, an dessen Ende nach acht Semestern ein „Abschlussexamen mit [...] wissenschaftlicher Hausarbeit, drei Klausuren, einem Kolloquium, Predigt und Katechese“²⁷¹ stand.

Da das Theologische Seminar der Evangelisch-methodistischen Kirche 1972 als „höhere Fachschule“ anerkannt wurde, konnten die Studierenden, unter denen sich in diesem Jahr erstmals eine Frau befand, endlich auch in den Genuss staatlicher Ausbildungsförderung kommen.

In den Kirchengemeinden und Konferenzen wurden die Änderungen am Theologischen Seminar bis in die achtziger Jahre teilweise kritisch gesehen. „Die Neugestaltung des Studiums, die vermehrten Freiheiten der Studierenden und die verstärkte Rezeption der wissenschaftlichen Theologie“ irritierten und wurden nach Aussage von Dr. Walter Klaiber, der 1976 bis 1989 als

²⁷¹ Ebd., S. 67.

Direktor amtierte, bisweilen sogar „bekämpft“. ²⁷² Auch die Zusammenarbeit von Studierenden und Dozenten war in dieser Zeit nicht konfliktfrei. Doch gelang es, das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden wieder konstruktiv zu gestalten und das Seminar zu einem bis heute wertgeschätzten „theologischen Kompetenzzentrum“ ²⁷³ weiterzuentwickeln, das vielfältige Aufgaben – nicht nur in der Ausbildung von Predigerinnen und Predigern – wahrnimmt.

Während der Amtszeit von Dr. Manfred Marquardt als Seminardirektor (1989–2001) erhielt der Campus des Theologischen Seminars durch räumliche Ausweitung, Neubauten und Renovierung seine heutige Gestalt. Die Wiedervereinigung Deutschlands bewirkte, dass die seit 1952 in beiden deutschen Staaten getrennt verlaufene methodistische Predigerausbildung wieder zusammengeführt werden konnte und 1990 die ersten Studierenden aus den neuen Bundesländern nach Reutlingen kamen. Da es jedoch an Wohnraum mangelte, war man froh, nach einer Zeit mancher Schwierigkeiten ²⁷⁴ das Nachbargrundstück, auf dem ein von den Franzosen als Offiziersmesse genutztes ehemaliges Wehrmachts-Casino stand, erwerben zu können. Auf diesem Gelände entstand 1996 zum einen das „Haus Sommer“ – ein neues, nach zwei früheren Frankfurter Seminardirektoren benanntes Wohnheim für etwa 40 Studierende. Zum anderen wurden in einem der vier 1999 auf dem erworbenen Areal errichteten Wohnhäuser Dienstwohnungen für Familien der Dozierenden vorgesehen, so dass nun, unter Einbeziehung der 1925 errichteten „Dozenten-Villa“ in der Hagstraße 8, die meisten Lehrenden in räumlicher Nähe untergebracht werden konnten. Der 1905 errichtete Altbau wurde gründlich saniert und 1997 als „Haus Schempp“ – benannt nach den beiden früheren Reutlinger Seminardirektoren – wieder eingeweiht.

Neben den äußeren Veränderungen galt es auch, die Organisation des Seminarbetriebs sowie die Studienangebote weiterzuentwickeln. Neben regelmäßigen Konventen der hauptamtlichen und assistierenden Lehrkräfte wurden institutionalisierte Mitwirkungsmöglichkeiten für Studierende eingerichtet. Eine 1989 novellierte Studien- und Prüfungsordnung sorgte für ein zeitlich aufeinander abgestimmtes Angebot der Inhalte und bot vermehrt Wahlmöglichkeiten und Schwerpunktsetzungen; Hebräisch wurde Pflichtfach und die Stelle des Lehrers für alte Sprachen und Philosophie in eine Dozentur umgewandelt. Neu war auch ein 1992 von der amerikanischen „Foundation for Evangelism“ gestifteter Lehrstuhl für „Kommunikation des

²⁷² U. Schuler (wie Anm. 252), S. 89 f. Ausgangspunkt für die Kritik mancher Kirchenglieder war der Disput über die Rolle von Wissenschaft und Frömmigkeit in der Ausbildung am Theologischen Seminar.

²⁷³ Ebd. S. 91.

²⁷⁴ Eine detaillierte Schilderung der Probleme durch Dr. Manfred Marquardt findet sich in: U. Schuler (wie Anm. 252), S. 94 ff.

Evangeliums in der säkularen Gesellschaft“. Darüber hinaus wurden national und international Verbindungen zu anderen Hochschulen geknüpft, was zu Gastprofessuren Reutlinger Dozenten anderenorts und umgekehrt führte. Zunehmend wurden von Reutlinger Studierenden Auslandssemester absolviert, wobei „der Reutlinger Studienabschluss [dort ausnahmslos, Anm. d. V.] als Äquivalent zu einem Master of Divinity“ anerkannt wurde.²⁷⁵ Am hiesigen Theologischen Seminar studierten zeitweise junge Menschen aus anderen europäischen Ländern, aber auch aus Brasilien, USA, Australien, Indien, Iran, Korea oder Vietnam.

Der Hochschulstandort Reutlingen bekommt Zuwachs

Die genannten Aktivitäten und Verbindungen, wissenschaftliche Publikationen der Reutlinger Dozierenden sowie die vom Theologischen Seminar herausgegebenen Zeitschriften führten dazu, dass die Ausbildungsstätte der Evangelisch-methodistischen Kirche auch in der Ökumene positiv wahrgenommen wurde. Freundschaftliche Beziehungen zwischen Dr. Marquardt und einigen Theologieprofessoren an deutschen Universitäten ebneten manchem Studierenden den Weg zu einem Graduiertenkolleg oder einer Promotion. Dennoch blieb der Reutlinger Bildungseinrichtung trotz intensiver Bemühungen eine staatliche Anerkennung von Studiengängen und Abschlüssen zunächst versagt.

Ende des vergangenen Jahrhunderts wurde deutlich, dass das Theologische Seminar für sich nicht mehr in Anspruch nehmen konnte, einzige Ausbildungsstätte für künftige Pastoren und Pastorinnen der Evangelisch-methodistischen Kirche zu sein.²⁷⁶ Immer häufiger studierten junge Menschen mit diesem Berufsziel auch an Universitäten und traten nach einem Ergänzungssemester in Reutlingen anschließend in den kirchlichen Dienst. Um angesichts konkurrierender Angebote wettbewerbsfähig zu bleiben, aber auch um den Reutlinger Theologie-Studierenden offiziell anerkannte Abschlüsse garantieren zu können, wurde beschlossen, gestufte Bachelor- und Masterstudiengänge, in denen Lehrveranstaltungen und Prüfungen mit einheitlichen ETCS-Punkten bewertet werden, sowie europäische Qualitätsstandards einzuführen. Dies war Voraussetzung für einen erneuten Versuch, die staatliche Anerkennung zu erreichen.

Notwendig hierfür war eine positive Akkreditierung durch den Wissenschaftsrat, die im April 2005 erfolgte, als Dr. Holger Eschmann – von 2001 bis 2007 Direktor – vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg den Bescheid erhielt: „Die Prüfung der bislang erbrachten Leistungen in Forschung und Lehre sowie der eingesetzten und künftig

²⁷⁵ Ebd., S. 100.

²⁷⁶ Die Zahl der weiblichen Studierenden stieg bis 2008 auf ein Drittel aller Studierenden.

vorgesehenen Ressourcen hat [...] gezeigt, dass das Theologische Seminar Reutlingen die wissenschaftlichen Maßstäbe einer Fachhochschule erfüllt.“²⁷⁷ Seitdem besitzt unsere Stadt neben der angesehenen Hochschule Reutlingen (ehemals Fachhochschule für Technik und Wirtschaft) und der Fakultät für Sonderpädagogik als Außenstelle der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, die beide auf dem Hohbuch untergebracht sind, zusätzlich eine „Theologische Hochschule Reutlingen. Staatlich anerkannte Fachhochschule der Evangelisch-methodistischen Kirche“ – wie die Bildungseinrichtung seit 2008 offiziell heißt. Diese steht nicht nur Mitgliedern dieser Kirche, sondern auch Studierenden anderer Kirchen und Konfessionslosen offen, was zunehmend auf Interesse stößt.²⁷⁸ In einem dreijährigen Bachelor-Studiengang erfolgt eine Qualifizierung z. B. für den Dienst als Gemeindeferent/in, Diakon/in oder Jugendreferent/in; der Bachelor of Arts (B.A.) in Theologie ist auch Voraussetzung für den zweijährigen Master-Studiengang, der den Beruf „Pastor/Pastorin der Evangelisch-methodistischen Kirche“ als Ziel hat. Außerdem bietet die von den Direktoren Dr. Jörg Barthel (2007–2013) und Dr. Roland Gebauer (seit 2013) geleitete Hochschule berufsbegleitende Aus- und Fortbildungsgänge an und engagiert sich in der kirchlichen Weiterbildung.

²⁷⁷ U. Schuler (wie Anm. 252), S. 106 f.

²⁷⁸ Im WS 2013/14 konnten 24 neue Studierende begrüßt werden, die Hälfte von ihnen aus der Evangelisch-methodistischen Kirche. Die andere Hälfte gehört der EKD, der reformierten Kirche in der Schweiz, der römisch-katholischen Kirche oder anderen evangelischen Freikirchen an. Neben BA/MA-Studierenden absolvieren einige ein Gastsemester bzw. Austauschstudium.

Quellen

Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg

E 177 I Bü 2134

Beschwerde des Methodistenpredigers Bader in Reutlingen gegen das Verbot zur Abhaltung von Versammlungen in Gönningen

Entlassung der zur Sekte der Methodisten übergetretenen Hebamme Schairer zu Mittelstadt

Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Sigmaringen

Wü 65/27 T 1–2 Nr. 579

Akten des Oberamts betreffs das gerichtliche Erkenntnis über eine Missionsgesellschaft der evangelischen Gemeinschaft in Nordamerika geschenkte Liegenschaft auf Reutlinger Markung

Wü 65/27 T 1–2 Nr. 580

„Umtriebe“ der Methodisten in Gomaringen und Wannweil

Landeskirchliches Archiv Stuttgart

A 29 Nr. 3765: Pfarrberichte Dekanat Reutlingen 1860–1901

A 29 Nr. 3766: Pfarrberichte Dekanat Reutlingen 1907–1926

A 29 Nr. 1188: Pfarrberichte Dekanat Reutlingen 1953–1959

A 129: Pfarrbericht 1932 unter Dekan Immanuel Friz

Stadtarchiv Reutlingen und Stadtbibliothek

Hauptamt, Az. 376–46

Wegweiser für die Königlich-Württembergische Kreishauptstadt Reutlingen (1876)

Adressbücher der Stadt Reutlingen (1884, 1890, 1904, 1905, 1907, 1911, 1920)

Amtsblatt Reutlingen 1865 und 1869

Zentralarchiv der EmK Reutlingen

„Conferenz-Verhandlungen der Deutschland Conference der Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika 1865–1873“ (Transkription aus dem vorhandenen Original-Manuskript), Sign. V 006

- Konferenzverhandlungen der Deutschland-Konferenzen sowie der Süddeutschen Jährlichen Konferenzen der Evangelischen Gemeinschaft 1874–1968 und der Evangelisch-methodistischen Kirche 1968–2013
- Evangelischer Botschafter, Jahrgänge 1865–1915
- Klenert, Jakob: Die Evangelische Gemeinschaft, o. O. ca. 1930 (Manuskript)
- Missionsberichte des Arbeitsfeldes Reutlingen (1915–1937 und 1946–1959)
- Richter, Max: Aus der Geschichte der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen, o. O. 1941 (Manuskript)
- Sackmann, Dieter: Methodistische Diasporaarbeit im Raum Göppingen/Reutlingen zwischen 1948 und 1968, Reutlingen 2010 (Manuskript)

Gemeindearchiv der Erlöserkirche Reutlingen

- Erinnerungen von Superintendent Richard Leger anlässlich der Gemeindefeier am 9. 4. 1956 bei der Einweihung der Erlöserkirche (Manuskript)
- Jahresberichte des Jünglings-Vereins der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen 1884, 1893, 1919 und 1933
- Kaiser-Jubiläumsfeier der Evangelischen Gemeinschaft in Reutlingen am 15. Juni 1913 (Programm)
- Leger, Richard: Bericht über die Zerstörung der Ebenezerkapelle in Reutlingen am 1. März 1945 (Manuskript)
- Leger, Richard: Mitteilungen über die Evangelische Gemeinschaft in Reutlingen für das Archiv der Stadt Reutlingen, 1950 (Manuskript)
- Missionsberichte des Gemeindebezirks Reutlingen I, 1946–1959
- Presseveröffentlichungen (u. a. in „Reutlinger General-Anzeiger“, „Reutlinger Nachrichten“, „Schwäbisches Tagblatt“ und „Reutlinger Wochenblatt“)
- Rempp, Wilhelm: Geschichtlicher Überblick über die Jahre 1937–1950 (Manuskript)
- Satzung des Jünglingsvereins der Evangelischen Gemeinschaft zu Reutlingen, o. J.
- 125 Jahre Evangelisch-methodistische Kirche in Reutlingen, Gemeindebrief Mai 1990

Übersicht über die Prediger der EG bzw. EmK in Reutlingen

Tabelle 1: Prediger der Reutlinger Mission und des Bezirks Reutlingen I (ab 1910) bzw. Reutlingen-Erlöserkirche (ab 1956)

Zeitraum	Prediger/Ltd. Pastor	Weitere Hauptamtliche
1865–1866	Johann Georg Wollpert	1865: Jacob Schmidli (PA)
1866–1868	Gottlieb Füßle	
1868–	Lorenz Eisenhardt	1869: Jacob Maurer (PA) 1870: Conrad Zwingli (PA) 1871/72: Adolf Halmhuber (PA)
1873–1876	Gottlieb Füßle	
1876–1878	Lorenz Eisenhardt	
1878–1885	Albin Herrmann Beck	
1885–1888	Gottlieb Heinmiller	
1888–1891	Jakob Klenert	
1881–1896	Jean Jacques Rohrer	1893: Max Richter (PA) 1895: Franz Winter (PA)
1896–1899	Conrad Schmid	
1899–1903	Karl Friedrich Rieker	
1903–1907	Friedrich Gottfried Becker	
1907–1912	Christian Rapp	1908–1910: Gottlob Herrmann (PA – ab 1910 in RT-Betzingen)
1912–1919	Wilhelm Weisedel	1913–1915: Udo Pleßmann (PA) 1915–1917: Adolf Schwenk (PA)
1919–1923	Albert Berner	1920: Otto Gähr (PA) 1921/22: Ernst Humburger (PA)
1923–1928	Karl Friederich	1925–1927: Hermann Stegmayer (PA)
1928–1930	Georg Dick	1928: Otto Buyer (PA) 1929/30: Emil Fuchs (PA)
1930–1937	Karl Güller	1931/32: Johannes Gähr (PA) 1933/34: Alfred Füßle (PA) 1935: Otto Rieker (PA)

Zeitraum	Prediger/Ltd. Pastor	Weitere Hauptamtliche
1937–1945 1937–1939 und 1945/46	Wilhelm Rempp Dr. Reinhold Kücklich	1939/40: Willy Kurtz (PA) 1940: Friedrich Erhardt (WP)
1945–1947	Vertretung: Seminar- direktor Johannes Schempp d. J.	
1947–1950	Wilhelm Rempp	1947/48: Robert Stehle (PA) 1948–1950: Hermann Weller (PA)
1950–1954	Johannes Gähr	1951/52: Siegfried Mürle (PA) 1953: Wilhelm Kiemle (PA)
1954–1960	Otto Wißt	1954/55: Karl Unrath (PA) 1956: Hans Straub (PA) 1957/58: Manfred Mössinger (PA) 1959: Alfred Herb (PA)
1960–1970	Rudolf Meinicke	1960/61: Gerhard Burck (PA) 1962: Theo Leonhardt (PA) 1963: Albrecht Els (PA) 1964–1966: Martin Henninger (WP) 1965: Dieter Klenk (PA) 1969–71: Joachim Seidel (PA)
1970–1983	Hans Straub	1971–1975: Armin Besserer (PA, WP) 1975–1979: Martin Bürkle (PA, WP) 1979–1984: Helmut Dessecker (PA, WP)
1983–1991	Alwin Neumann	1984–1988: Dr. Lothar Elsner (PA, WP) 1988–1992: Christine Erb-Kanzleiter (PA, WP) 1980–1990: D. min. Armin Besserer (WP)
1991–2001	Dr. Hans Martin Niethammer	1990–1996: Gottfried Liese (P, PA, WP) 1992–1997: Sabine Kolb (G) 1995/96: Dorothea Lorenz (P) 1996–2000: Holger Panteleit (P, PA) 1997–2003: Theodor Burkhardt (G, PA)

Zeitraum	Prediger/Ltd. Pastor	Weitere Hauptamtliche
2001–2010	Johannes Knöller	2000–2009: Stefan Kettner (P, PA, WP) 2008/09: Hanna Lehnert (P) 2009–2012: Claudia Müller (LP) 2009/10: Gerda Eschmann (WP)
seit 2010	Harald Rückert	2010–2015: Rolf Lengerer (WP) 2012/13: Philipp Heinrich (P) 2013/14: Ruben Held (P) 2014/15: Janina Schmückle (P)

Tabelle 2: Prediger des Bezirks Reutlingen II bzw. Reutlingen-Betzingen

Zeitraum	Prediger/Ltd. Pastor	Weitere Hauptamtliche
1910–1911	Gottlob Herrmann	
1911–1915	Karl Klenert	
1915–1918	Vertretung: Dr. Eugen Frick	
1919	Max Schönhaar	
1919–1925	Rudolf Vöhringer	
1925–1928	Heinrich Eisele	
1928–1931	Friedrich Mattes	
1931–1937	Emil Fuchs	1936/37: Otto Rieker (WP)
1937–1954	Karl König	
1941–1945	Vertretung: Rudolf Vöhringer	
1945/46	Vertretung: Friedrich Erhardt	
1954–1960	Otto Veith	
1960–1964	Robert Stehle	1961: Walter Veihelmann (P)
1964–1973	Siegfried Deiß	1965: Armin Besserer (P) 1968/69: Hans Weisenberger (P) 1970–1975: Maria Schweitzer (G) 1971/72: K. O. Hoffmann (P)
1973–1982	Willi Jauch	1976/77: Elke Landenberger (P) 1977–1979: Reinhild Müller-Steiner (P, PA) 1979–1985: Ingrid Felgow, geb. Hinderer (G)

Zeitraum	Prediger/Ltd. Pastor	Weitere Hauptamtliche
1982–1993	Walter Bader	1986: Martin Grauer (Volontär) 1986–1991: Steffen Thomas (WP) 1991–1995: Robert Hoffmann (WP)
1993–2005	Günther Engelhardt	1997–2000: Matthias Föhl (PA) 2000–2006: Margot Fischer (PA, WP) 2001–2004: Chi Mi Nguyen (PA)
2005	Christian Klix	
seit 2006	Stefan Herb	2006–2008: Tanja Lübben (PA) seit 2008: Gerda Eschmann (WP)

WP: Weitere/r Pastor/in

PA: Predigtamtskandidat/„Gehilfe“/Pastor/in auf Probe

LP: Lokalpastor/in

G: Gemeindeglieder/in/
Gemeindefreier/in

P: Praktikant/in

Karl Schumacher

Eine nationalsozialistische Karriere in Reutlingen

Silke Knappenberger-Jans

Inhalt

Einleitung (S. 221) · **I Stuttgarter Anfänge** (S. 222) · **II Die frühen Reutlinger Jahre** (S. 223) · **III Aufstieg in der SA während der sogenannten „Kampfzeit“ in Reutlingen 1930–1933** (S. 226) · 1 Eintritt in die SA und NSDAP im Dezember 1930 (S. 226) · 2 Zunehmende Präsenz in der Öffentlichkeit (Mitte 1931–1932) (S. 231) · 3 Die „heiße Phase“ vor der Machtübernahme (S. 236) · **IV Nach der „Machtergreifung“: Schumacher als Sonderkommissar** (S. 239) · 1 Symbolische Machtdemonstration (S. 241) · 2 Gewaltsame Übergriffe gegen politische Gegner (S. 242) · 3 Boykott jüdischer Geschäfte (S. 247) · **V Konsolidierung und Wendepunkt während des „Dritten Reiches“** (S. 249) · 1 Alltag im „Dritten Reich“ und eine neue Rolle für Karl Schumacher (S. 249) · 2 Höhepunkt und Umschwung 1937: Die Verabschiedung Schumachers aus dem aktiven SA-Dienst (S. 254) · 3 Karrierebruch (S. 256) · **VI Neue Gewaltexzesse** (S. 259) · 1 Sturm auf den Amtssitz des Bischofs von Rottenburg 1938 (S. 259) · 2 Gewaltaktionen in der Reichspogromnacht (S. 261) · 2.1 Angriffe auf zwei jüdische Geschäfte in Reutlingen (S. 264) · 2.2 Die Zerstörung der Hechinger Synagoge (S. 265) · **VII Vorläufiger Rückzug ins Private** (S. 268) · **VIII Volkssturm Rottenburg** (S. 270) · **IX Die Nachkriegszeit: Konfrontation mit den eigenen Taten** (S. 276) · 1 Internierungshaft (S. 276) · 1.1 Politisches Haftlager Reutlingen (S. 276) · 1.2 Internierungslager Balingen (S. 282) · 2 Die strafrechtliche und politische Aufarbeitung (S. 286) · 2.1 Tübinger Prozess wegen der Unruhen gegen Bischof Sproll 1938 (S. 286) · 2.2 Eingestellte Ermittlungen zu Schumachers Rolle bei Kriegsende in Rottenburg (S. 288) · 2.3 Prozess wegen Zerstörung der Hechinger Synagoge (S. 289) · 2.4 Das Spruchkammerverfahren (S. 292) · **X Die letzten Lebensjahre** (S. 301) · **Fazit** (S. 306).

Einleitung

In den Berichten und Darstellungen zur Reutlinger Stadtgeschichte im „Dritten Reich“¹ taucht immer wieder der Name des SA-Standartenführers

¹ Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit, hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1995; Reutlinger Geschichtsblätter NF 34 (1995); Bernd Serger; Karin-Anne Böttcher: Es gab Juden in Reutlingen. Geschichte. Erinnerungen. Schicksale, Reutlingen 2005; Paul Landmesser; Peter Päßler: Wir lernen im Vorwärtsgehen! Dokumente zur Geschichte der Reutlinger Arbeiterbewegung in Reutlingen 1844–1949, Heilbronn 1990.

Karl Schumacher auf. Schon vor 1933 war er im Reutlinger Stadtbild mit seinem SA-Sturm bei Aufmärschen und Kundgebungen präsent und verbreitete als „Nazigeneral“² bei Straßenkämpfen und Prügeleien Angst und Schrecken. Nach der Machtübernahme hatte er als Sonderkommissar polizeiliche Befugnisse, die Verhaftung politischer Gegner, die Zwangsauflösung politisch missliebiger Vereine und den Boykott jüdischer Geschäfte zu organisieren. Später begleitete er als hochrangiger SA-Führer öffentliche Feiern und Kundgebungen und gehörte als Stadtrat zur NS-Stadtgesellschaft. Als „Watschenmann“, der gerne in der Öffentlichkeit Ohrfeigen verteilte, wenn jemand nicht schnell genug den Hitlergruß zeigte, sei er geradezu in die Annalen der Reutlinger Stadtgeschichte eingegangen, schrieb einmal eine Zeitung.³ Sein Name wird auch mit den Tumulten 1938 vor dem Amtssitz des Bischofs von Rottenburg und der Zerstörung der Hechinger Synagoge in der Reichspogromnacht in Verbindung gebracht. Als Bataillonsführer im Rottenburger Volkssturm 1944/45 war er entschlossen, seine kriegsmüden und widerstrebenden Volkssturmmänner eisern für den „Endsieg“ zu trainieren. In der Nachkriegszeit wurde er in Internierungslagern und Gerichtsverfahren unter teilweise großem Interesse der Öffentlichkeit mit seinem Verhalten und seinen Taten im Dritten Reich konfrontiert. All dies ist Grund genug, sich einmal mit der Biographie Karl Schumachers zu beschäftigen.

I Stuttgarter Anfänge

Karl Schumacher wurde am 28. Dezember 1889 in Stuttgart-Degerloch als Sohn des Möhringer Schreiners Christof Heinrich Schumacher und der aus Stuttgart stammenden Marie Wilhelmine (geb. Schar) geboren.⁴ Die Familie war offenbar arm; er habe „in frühester Jugend soziale Not am eigenen Leibe verspüren“ müssen, betonte Karl Schumacher in späteren Jahren immer wieder.⁵ Als er fünf Jahre alt war, starb sein Vater und hinterließ die Familie mit vier Kindern mittellos. Bereits als Neunjähriger habe er sein Brot selbst verdienen müssen, so Schumacher in seiner Selbstdarstellung. Seine Mutter heiratete später in zweiter Ehe einen Straßenbahnangestellten.

² So die sozialdemokratische „Freie Presse“ Anfang der 1930er-Jahre.

³ Schwäbisches Tagblatt vom 16. 9. 1947.

⁴ StadtA Rt., Fürsorgeamt Einzelfallakten Nr. 11136, Standesamt Rt., Familienregister Bd. 53, S. 33.

⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Karl Schumacher (im Folgenden KS), Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948). Selbstaussagen zum Lebenslauf ferner u. a. bei StA Sigmaringen, Ho 400 T2 Nr. 584, Voruntersuchung (im Folgenden VU), Befragung KS, Landeskriminalpolizeiamt Tübingen, 18. 3. 1947; ebd., Gerichtsverhandlung, 26. 11. 1948. Vgl. auch StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karoline Schumacher, Politisches Referat Reutlingen (im Folgenden: Polit. Ref.), 26. 4. 1946, ebd., KS, Bericht über Werdegang, 13. 5. 1945.

In Degerloch besuchte Karl Schumacher bis 1903 die Evangelische Volksschule, dann hätten ihm „gute Schulzeugnisse und Wohltäter“ erlaubt, die Handelsschule und eine dreijährige kaufmännische Lehre bei der Stuttgarter Stempelfabrik Karl Bofinger abzuschließen. Nach seiner Lehrzeit arbeitete Schumacher als Handlungsreisender für Büroartikel weiter für dieses Unternehmen bis Ende 1918.

Unterbrochen wurde sein Berufsleben durch Militärdienste: Vom 12. Oktober 1909 bis 1911 war er aktiver Soldat beim 8. Württembergischen Infanterie-Regiment Nr. 126. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges, gleich am 4. August 1914, wurde Schumacher eingezogen und zog mit dem Württembergischen Grenadier-Regiment Nr. 119 nach Frankreich und Belgien. Allerdings endete sein Kriegsdienst bereits nach vier Monaten am 30. Oktober mit der Einweisung ins Lazarett wegen einer Verwundung.⁶ Am Kriegsgeschehen nahm er dann nicht mehr aktiv teil; Orden und Ehrenzeichen erwarb er nicht. Auch im Zweiten Weltkrieg wurde er nicht eingezogen.

Mit 19 Jahren wurde Karl Schumacher Vater, sein Sohn Erwin kam am 3. August 1908 in Mannheim zur Welt. Im Juli 1912 heiratete er dann in Stuttgart Emma Berta, geb. Lidle, die Tochter eines Wagners aus Schwaikheim.⁷ Im April 1914 kam Sohn Helmut zur Welt, 1919 der dritte Sohn Herbert. Die Ehe wurde im Dezember 1918 geschieden. Emma Berta zog mit den Kindern nach Fellbach, wo sie 1920 den Hilfsarbeiter Emil Schneider heiratete und fünf weitere Kinder bekam. Auch Karl Schumacher hatte zu dieser Zeit im Alter von 29 Jahren bereits einen Neuanfang in Reutlingen geplant.

II Die frühen Reutlinger Jahre

Im November 1918 zog Karl Schumacher von Stuttgart nach Reutlingen um. Er hatte bei seinem bisherigen Arbeitgeber, der Firma Bofinger, gekündigt und gründete nun in Reutlingen einen Verlag, der Formulare für Behörden und Firmen herstellte. Auch den Vertrieb dieser Formulare machte er sich zur Aufgabe. Zunächst mietete er sich für etwa acht Monate in der Leonhard-

⁶ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Soldbuch Karl Schumacher, 4. Aug. 1914. Hier ist Kriegsdienst bis 30. 10. 1914 verzeichnet. Vgl. gleichlautende Angaben bei StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Bl. 41. Während des Prozesses wegen der Zerstörung der Hechinger Synagoge am 16. 11. 1948 behauptete Schumacher auf einmal, er habe bis Juli 1915 gedient, sei einmal verwundet worden und im August 1915 wegen eines Nervenzusammenbruchs entlassen worden.

⁷ Zur ersten Familie vgl. u. a. StadtA Rt., Fürsorgeamt Einzelfallakten Nr. 11136, Standesamt Rt., Familienregister, Bd. 53, S. 33; StadtA Fellbach, Familienbuch Schneider/Lidle, Bd. 7 Bl. 371; ferner StadtA Rt., AdN Nr. 818, Soldbuch KS, 4. 8. 1914; StA Sigmaringen, Ho 400 T2 Nr. 584, VU, Befragung KS, Landeskriminalpolizeiamt Tübingen, 18. 3. 1947; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948.

straße 26 ein. Im August 1919 heiratete er seine zweite Frau Karoline, geb. Weikert, eine Reutlinger Kaufmannstochter, die kaufmännisches Geschick und möglicherweise auch Startkapital mit in die Ehe brachte.⁸ Das Ehepaar wohnte nun in der Christophstraße 10. Der gemeinsame Sohn Egon Karl wurde am 5. Juli 1921 in Reutlingen geboren. Auch Karl Schumachers ältester Sohn Erwin wohnte zumindest zeitweise bei seinem Vater in Reutlingen, bevor er Anfang 1924 nach Fellbach zur geschiedenen ersten Frau Karl Schumachers und seinen Geschwistern umzog.

Der Formularverlag entwickelte sich zunächst positiv. Bereits 1920 firmierte das Geschäft unter „Büroartikel en gros. Kontorartikelgeschäft“.⁹ Zu dieser Zeit waren Wohn- und Geschäftsadresse noch identisch. 1925 präsentierte sich die Firma dann als Papier-, Büro- und Schulartikel-Großhandlung mit eigenen Lagerräumen beim Güterbahnhof in der Sondelfinger Straße 29. Das Ehepaar Schumacher wohnte inzwischen in einer Eigentumswohnung in der Christophstraße 6.

Der rasche Aufschwung erwies sich allerdings in der schwierigen Wirtschaftslage Mitte der zwanziger Jahre als trügerisch. Die Firma Karl Schumacher musste im August 1925 Konkurs anmelden. Die städtische Schulpflege erwarb im September 1925 aus der Konkursmasse 170.000 Schulhefte mit Fließblättern um 4005 Mark und 600 Groß-Schreibfedern um 125 Mark. Als sich bei der Übernahme der Hefte herausstellte, dass nur 127.400 Hefte vorhanden waren, vereinbarte der Schulpfleger mit dem Gerichtsvollzieher, dass die Schulpflege weitere 80.000 Bogen Papier zum Preis von 100 (statt 400) Mark aus der Konkursmasse erhalten solle, um einigermaßen für die fehlenden Schulhefte entschädigt zu sein.¹⁰ Die Familie verlor ihre Eigentumswohnung und wurde im Dezember 1925 von einem Freund der Familie, dem Lehrer Manuel Habelian und seiner Frau, in deren Haus in der Lüftestraße 5 aufgenommen, das sich damals am äußeren Stadtrand von Reutlingen befand.¹¹

Nach Abschluss des gerichtlichen Vergleichs wurde unter dem Namen Karl Schumacher wieder eine Papiergroßhandlung und Schreibwarenhandlung eröffnet, in kleinerem Maßstab mit Geschäftssitz in der Privatwohnung. Alleinige Geschäftsinhaberin war aber von nun an Karoline Schumacher, ihr Mann war Angestellter. Offenbar fungierte Karoline Schumacher dabei nicht nur

⁸ StadtA Rt., Fürsorgeamt Einzelfallakten Nr. 11136, Standesamt Rt., Familienregister Bd. 53, S. 33. Karoline, geb. Weikert, geb. 8. März 1898 in Freudenstadt, evangelisch. Eltern: Georg Weikert, Kaufmann, Reutlingen, und Karoline Friederike, geb. Schneider; vgl. ferner StadtA Rt., Personen- und Adressbogen KS; StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karoline Schumacher, Polit. Ref., 26. 4. 1946; ebd., Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946.

⁹ StadtA Rt., Adressbuch 1920, 1925, 1928, 1933; ebd., Personen- und Adressbogen KS.

¹⁰ StadtA Rt., S 74 Sammlung Serger, Ordner Personen/KS, Protokoll der Verwaltungsabteilung des Gemeinderats, 3.9. und 12. 9. 1925.

¹¹ StadtA Rt., Personen- und Adressbogen KS; ebd., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945; zu Habelian ferner ebd., Brief Habelian an KS, 6. 4. 1936.

pro forma als Leiterin, sondern arbeitete sich in den folgenden Jahren zunehmend in ihre Aufgabe hinein und entwickelte große Geschäftstüchtigkeit. Vermutlich war sie es später, die die Firma am Laufen hielt, während ihr Mann seinen SA-Aktivitäten nachging. Beiden, Karl und Karoline Schumacher, war es später sehr wichtig zu betonen, sie hätten, als sie wieder in bessere Verhältnisse kamen, sämtliche Gläubiger bis zu 80 % befriedigt.¹² Ab 12. Oktober 1931 wohnte die Familie wieder eigenständig in der Schlegelstraße 33, wo sich auch der Firmensitz der „Papier- und Schreibwarenhandlung“ befand.¹³

Das Ehepaar Schumacher hatte seit 1923 Gütertrennung vereinbart, was später half, die tatsächlichen Vermögensverhältnisse zu verschleiern, und die Wiederaufnahme der Firmengeschäfte sicherlich erleichterte. Dass Firma und späterer Besitz allein auf die Ehefrau eingetragen waren, erklärte Karoline Schumacher später damit, „dass aus erster Ehe meines Mannes, die geschieden wurde, immer wieder finanzielle Schwierigkeiten wegen Alimenten entstanden“; man habe „Zugriffen“ entgegen wollen.¹⁴

Tatsächlich scheint Karl Schumacher den Unterhaltsverpflichtungen gegenüber seinen Kindern aus erster Ehe zunehmend unwillig nachgekommen zu sein, was sich mit den durch den Konkurs entstandenen finanziellen Problemen noch verstärkte. Weil Schumacher nicht mehr bezahlt habe, hätten die Söhne seit Dezember 1925 in Fellbach Armenunterstützung von 20 Mark monatlich erhalten, ließ die Fellbacher Ortsfürsorgebehörde das Reutlinger Fürsorgeamt im Mai 1926 wissen.¹⁵ Dieses Geld forderte sie nun von Schumacher zurück. Dieser erklärte, seinem Sohn Helmut seit November wöchentlich mindestens 10 Mark zugesandt zu haben. Mit der Ankündigung, er „werde gelegentlich bei der Ortsbehörde Fellbach selbst vorstellig werden“,¹⁶ konnte er die Behörden offenbar beruhigen. Noch zweimal wurde er in den nächsten Jahren aufgefordert, Fürsorgebehörden Geld zurückzuerstatten, das diese für Schumachers Kinder Helmut und Herbert ausgegeben hatten.¹⁷

Auch wegen seines ältesten Sohnes Erwin, inzwischen 23 Jahre alt und Reisender, wandte sich die Stuttgarter Ortsfürsorgebehörde Stuttgart 1931 nach Reutlingen: Erwin Schumacher sei im Krankenhaus Cannstatt und werde von der Armenfürsorge mit täglich 5,50 RM unterstützt.¹⁸ Obwohl Schumacher

¹² StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karoline Schumacher, Polit. Ref., 26. 4. 1946; ebd., Adressbuch 1928; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948.; ebd., Wü 13 T 2 Nr. 2676/007.

¹³ StadtA Rt., Adressblatt KS; ebd., Adressbuch 1933.

¹⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karoline Schumacher, Polit. Ref., 26. 4. 1946; vgl. ferner StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061.

¹⁵ StadtA Rt., Fürsorgeamt Einzelfallakten Nr. 11136, Briefwechsel Mai–Juli 1926.

¹⁶ Ebd., KS an Städt. Fürsorgeamt Reutlingen, 5. 6. 1926.

¹⁷ Ebd., Jugendamt Waiblingen und Wohlfahrtsamt Fellbach; Korr. 1931, 1934, vgl. auch Fürsorgeamt Rt. an Ortsfürsorge Stuttgart, 17. 8. 1931.

¹⁸ Ebd., Korr. Fürsorgeämter Stuttgart–Rt., 5. und 17. 8. 1931.

zusagte, die Pflegekosten für acht Tage zu übernehmen, musste die Stuttgarter Behörde in den kommenden drei Jahren noch mehrfach nachhaken, um an ihr Geld zu kommen.¹⁹

III Aufstieg in der SA während der sogenannten „Kampfzeit“ in Reutlingen 1930–1933

1 Eintritt in die SA und NSDAP im Dezember 1930

Bis Ende der 1920er-Jahre gibt es keine Hinweise auf eine politische Betätigung Schumachers. Er selbst nannte den Konkurs seiner Firma und die ihn an seine Kindheit erinnernde Armutserfahrung als Auslöser für sein erwachsenes Interesse an der NSDAP. „Im August 1925 wurde über mein Vermögen der Konkurs verhängt, ich war mit meiner Familie mittel- und obdachlos“, erklärte Schumacher später in der Nachkriegszeit in einem Bericht über seinen Werdegang.

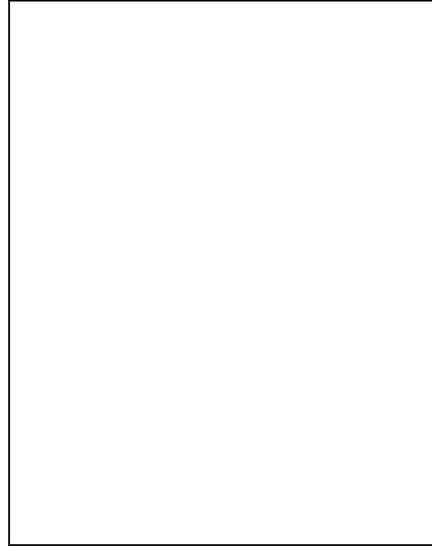
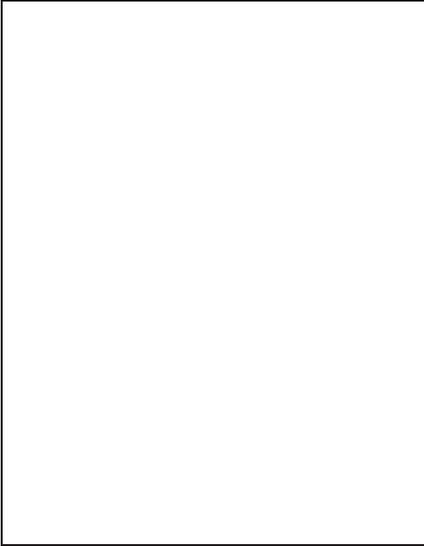
„Hunger, Geldlosigkeit und der Gerichtsvollzieher waren mein täglicher Gast, und nun war ich einmal nach den Reichstagswahlen 1930 in einer Versammlung der Nazis und da hat man meine pol[itische] Seele eingefangen, ich glaubte hier mein Heil zu finden, goldene Zeiten wurden versprochen und wer fiel da in einer geldlichen und existenzlichen Verfassung wie ich nicht herein und nun kam ich vom Naschen ins Fressen.“²⁰

„Weil ich von Jugend auf die Not kennen gelernt habe, war es ja auch gar keine Kunst, mich für die sog. „nat. sozialistische Arbeiterpartei zu gewinnen, ich wollte mehr andern Menschen helfen als mir selbst“, fuhr Schumacher in diesem ersten von zahlreichen Rechtfertigungsberichten fort. Die Berichte sind geprägt von dem Bemühen, Argumente für eine milde gerichtliche Beurteilung zu finden und folgen letztlich auch einem beliebten Erklärungsmuster in den Entnazifizierungsverfahren. Aber das Motiv „Armut“ knüpft ja auch tatsächlich an reale Erfahrungen Schumachers an. Sein Eintritt in die NSDAP am 1. Oktober 1930, so Schumacher, „erfolgte in dem Glauben, hier dem wahren Sozialismus Geltung zu verschaffen“, er habe in seiner „Gut- und Leichtgläubigkeit [...] mit ganzem Herzen an die nat. soz. Idee geglaubt und mich voll und ganz dafür eingesetzt.“²¹

¹⁹ Ebd., Korr. Fürsorgeämter Stuttgart-Rt. 1931–1934.

²⁰ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

²¹ Ebd. Zur NSDAP-Mitgliedschaft vgl. StadtA Rt., NSDAP-Dienststellen, Nr. 23 (Mitgliederbuch, KS Nr. 17); Bundesarchiv, NSDAP-Zentralkartei (KS Mitglieds-Nr. 340553).



Die Reutlinger Ortsgruppe der NSDAP war noch sehr klein, als Schumacher 1930 Mitglied wurde. Hier sein Parteausweis aus der NSDAP-Zentrale, den er erst später erhielt. Mit Schumacher traten mehrere Reutlinger ein, die während des „Dritten Reiches“ hohe Positionen einnehmen sollten, u. a. Kreisleiter Sponer.

Die NSDAP war lange auf wenig Interesse in Reutlingen gestoßen.²² Erst im September 1930 wurde wohl eine selbstständige Ortsgruppe gegründet, lange nach anderen Städten. Gleichzeitig mit Schumacher traten eine ganze Reihe von Reutlingern ein, die später während des Dritten Reiches hohe Positionen einnahmen, darunter Hans Letsche, Kreisleiter Otto Sponer und Kreisschulungsleiter und Parteiredner Christian Wirsching, der für die SA auch ein Marschlied komponierte.²³

Da Schumacher weniger zu theoretischen Konzepten als zu Taten neigte, weckte die SA (Sturmabteilung) mehr noch als die NSDAP selbst sein Interesse. Erst im Sommer 1930, also ebenfalls vergleichsweise spät und im Zusammenhang mit der NSDAP-Ortsgruppengründung, war ein eigener SA-Sturm aufgestellt worden, der aus dem Tübinger Sturm 10 hervorging und die württembergische Nummer 34 trug. Aber reichsweit hatte die SA sich bis 1930 bereits zu einer rasch wachsenden und gefürchteten „Parteiarmee“ für die NSDAP entwickelt, die als Propagandainstrument und für Terrorakte gegen

²² Vgl. zur Reutlinger NSDAP und SA Manfred Maul-Ilg: „Reutlingen war ein harter Boden“ – Anfänge und Aufstieg der NSDAP in Reutlingen, in: *Reutlingen 1930–1950* (wie Anm. 1), S. 11–41, hier S. 24 f.

²³ Zu Wirsching vgl. StadtA Rt., AdN Nr. 921. Hier auch der Text des SA-Marschlieds.

politische Gegner zur Verfügung stand.²⁴ Ein wichtiges Element des Selbstverständnisses der SA war ihr paramilitärischer Charakter und ihr Bestreben „in einer durch Krieg und Bürgerkrieg aufgewühlten Atmosphäre Jugendliche unter militärischen Symbolen zu sammeln und ihnen eine vom ‚Frontgeist‘ hergeleitete kämpferische Gesinnung zu vermitteln, also die Freund-Feind-Situation des Krieges in die innenpolitische Auseinandersetzung hinein zu verlängern.“²⁵

Gerade das Motiv des „alten Kämpfers“ und die darin liegende Verheißung außergewöhnlicher Kameradschaft, die für das Selbstverständnis der SA konstitutiv war, zog Schumacher an. Es gefiel ihm, sich selbst in die Schar der „Frontsoldaten“ einzureihen, obwohl seine eigene militärische Karriere unauffällig verlaufen war. Dies wird in der Beschreibung seines Eintritts in die SA deutlich. Bei einem „Sprechabend“ der NSDAP im Gasthof „Württembergischer Hof“ Anfang Oktober, so Schumacher, hätten er und andere anwesende „alte Frontsoldaten“ den „jungen Kameraden zu verstehen gegeben, dass wir auch noch in der Lage seien, SA-Dienst zu machen, wenn wir auch älteren Semesters wären.“²⁶ Acht Tage später, am 30. Oktober 1930, trat dann Schumacher im Gasthaus „Ritter“ gemeinsam mit weiteren Reutlingern, die sich als „alte Frontsoldaten“ verstanden, „in Reih und Glied bei den jungen“ in die SA ein. „Wir wollten von allem Anfang aber nichts mehr u. nichts weniger sein als wie die jungen Kameraden auch“, betonte er. Da Schumacher mit seinen 40 Jahren eines der ältesten SA-Mitglieder war, wurde ihm gleich damals von Sturmführer Schreiber das Amt eines Scharführers übertragen.

Zusammen mit Schumacher war Hans Letsche, der Sohn eines Reutlinger Schuhhändlers, eingetreten, der ebenfalls eine Konkurerfahrung hinter sich hatte. Fortan traf man sich meistens in einem Hinterzimmer des Schuhgeschäfts. „Die hauptsächlichsten Pläne der SA wurden in dem Schuhladen Letsche, genannt die Verschwörerstube, geschmiedet“, so Schumacher. „Ja, wenn dort die Wände sprechen könnten! Letsche war immer Optimist. Er hat oft die unglaublichsten Entschlüsse gefasst. Da hiess es immer: Schumacher, da gibt es nichts anderes, dieses Ding musst du drehen.“²⁷

²⁴ Bürgerkriegsarmee. Forschungen zur nationalsozialistischen Sturmabteilung (SA), hrsg. von Yves Müller; Reiner Zilkenat, Frankfurt a. M. 2013, S. 14.

²⁵ Peter Longerich: Die braunen Bataillone. Geschichte der SA, München 2003, zitiert nach Müller/Zilkenat, Bürgerkriegsarmee (wie Anm. 24), S. 14.

²⁶ StadtA Rt., AdN Nr. 818; Erinnerungen von Obersturmbannführer Schumacher, Reutlingen, Führer der Standarte R/125 aus der Kampfzeit der SA Reutlingen, undatiert [1935]. Vgl. auch Karl Schumacher: So wurden wir groß!, in: Kreistag 1935 der NSDAP, StadtA Rt., DB 2598K [= verkürzte und „offiziellere“ Version der oben genannten „Erinnerungen“]; StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945; ebd., Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946. Die offizielle Bestätigung der Aufnahme erfolgte am 1. Dezember 1930.

²⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit. Zu Hans Letsche, dem SA-Weggefährten der Anfangsjahre, später Propagandaleiter und Direktor des E-Werks, vgl. StadtA Rt., AdN Nr. 612.

Bereits im Januar 1931 hatte die Reutlinger SA dann ihren ersten gravierenden Zusammenstoß mit einer Gruppe Kommunisten. 20 Reutlinger SA-Männer hatten bei einer Veranstaltung mit dem späteren württembergischen Kultusminister Christian Mergenthaler in Urach den Saalschutz verstärkt. Auf dem Heimweg gerieten sie, als sie in Dettingen das Transportfahrzeug wechselten, in eine Prügelei mit ihren politischen Gegnern, bei der es mehrere Verletzte gab. Für Vertreter beider Seiten gab es gerichtliche Strafen.²⁸ Im Frühjahr 1931 nahm der Reutlinger SA-Sturm dann vor allem an verschiedenen Aufmärschen in der ganzen Region teil, u. a. in Esslingen, Göppingen und Stuttgart.

Am 7. Juli 1931 wurde Karl Schumacher vom damaligen Standartenführer Georg Asmuss mit der Führung des Reutlinger Sturms Nr. 34 beauftragt, der damals 38 Mann zählte. Trotz dieser noch geringen Größe steigerte der SA-Sturm unter Schumacher seinen Bekanntheitsgrad mit seiner zunehmenden Präsenz auf der Straße, bei vielen Veranstaltungen wie der Stahlhelm-Ortsgruppengründung sowie mit Prügeleien in Reutlingen und Umgebung. Es kam nun „der Zeitpunkt, wo auch Reutlingen Tag für Tag unter den schweren Marschstiefeln der SA erdröhnte. Versammlung auf Versammlung stieg in Reutlingen und auf der Alb“,²⁹ berichtete Schumacher. Bis Spätherbst 1931 wuchs sein SA-Sturm bereits auf 110 Mann an. Im Oktober 1931 wurde die SA umstrukturiert und die neue Standarte 126 unter der Führung von Asmuss aufgestellt, Schumacher führte innerhalb dieser Einheit nun den Sturm 22.

Im Oktober 1931 nahm der Reutlinger Sturm unter Führung von Schumacher mit 70 Mann an einem SA-Aufmarsch in Braunschweig teil, der als größter paramilitärischer Aufmarsch der Weimarer Zeit gilt.³⁰ An Schumachers Bericht über diese Aktion wird deutlich, wie sich der Zusammenhalt der Reutlinger SA konstituierte durch die gewalttätige Abgrenzung vom politischen Gegner und durch gemeinsame Erfahrungen, die Schumacher im Stile eines Jugendgruppen-Ausflugs erzählte und damit die dahintersteckende kriminelle Energie und Gewalttätigkeit verharmloste und verschleierte. Schumacher schilderte ausführlich die „Gefahren“, die vom Braunschweiger „roten Gesindel“ ausgingen, das „alle Viertelstunde einen Überfall auf die

²⁸ Vgl. M. Maul-Ilg, *Anfänge NSDAP* (wie Anm. 22), S. 25 f.; KS, *So wurden wir groß!* (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, *Erinnerungen Kampfzeit*. Vgl. auch: *Urach in der Zeit des Nationalsozialismus*, hrsg. von Peter Sindlinger und Stefanie Leisentritt, Nürtingen 2012, S. 18 f.

²⁹ KS, *So wurden wir groß!* (wie Anm. 26); vgl. auch StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, *Erinnerungen Kampfzeit*. Ferner auch M. Maul-Ilg, *Anfänge NSDAP* (wie Anm. 22), S. 25 f.

³⁰ KS, *So wurden wir groß!* (wie Anm. 26), vgl. ferner StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, *Erinnerungen Kampfzeit*. Der Aufmarsch war am 17./18. 10. 1931, die Reutlinger kehrten vermutlich am 20.10. zurück. Vgl. dazu auch den Wikipedia-Artikel „SA-Aufmarsch in Braunschweig“ (http://de.wikipedia.org/wiki/SA-Aufmarsch_in_Braunschweig, Abruf vom 3. 3. 2015).

Der Weg zum Dritten Reich in Reutlingen

sp. Auch in Reutlingen ist die nationalsozialistische Bewegung aus kleinsten Anfängen herausgewachsen. Als im August 1930 im Nebenzimmer des „Altes“ eine Vorbereitungs- in engem Kreise stattfand. Mitte September desselben Jahres die Reutlinger Ortsgruppe mit nur 10 Mitgliedern gegründet wurde — wer hätte damals gedacht, daß schon in dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne das Dritte Reich schon Tatsache sein würde? Auch in Reutlingen war

mehr anzuhalten war und dem Staat der Novemberrevolution früher oder später das Sterbesüßlein schlagen mußte.

Auch die Reutlinger Träger der nationalsozialistischen Bewegung hatten zu ihrem Teil dazu beigetragen, dem Ziel ihres Führers immer näher zu kommen. Die lebhafteste Propaganda erstreckte sich nicht nur auf Reutlingen, sondern auf einen weiteren Umkreis. Besonders in unerer näheren Nachbarschaft hat es an ersten Zwei-



Von links nach rechts: Hermann Kurz, der erste Ortsgruppenleiter — SA-Führer Karl Schumacher — Propagandaleiter Hans Letsche — Der Senior der SA, Obersturmführer Gottlob Wandel.

Karl Schumacher (zweiter von links) 1934 mit weiteren lokalen NS- und SA-Vertretern: Hermann Kurz (ganz links) war der erste Reutlinger Ortsgruppenleiter, Hans Letsche (dritter von links), war später für NS-Propaganda zuständig und wurde Leiter des Reutlinger E-Werks. Gottlob Wandel (ganz rechts), war SA-Obersturmführer und wurde NS-Stadtrat.

SA“ unternahm. Die Reutlinger verließen ihre erste Unterkunft nach einer Prügelei, bei der man sich „gegenseitig mit Pflastersteinen“ bearbeitet hatte. Im neuen Quartier in einer Kegelbahn waren die Reutlinger dann zwar „aus der roten Hölle entfernt“, aber weil sie wegen defekter Busreifen zwei Tage länger bleiben mussten, war Sturm 22/126 wieder in Gefahr. Davon ließ er sich nicht abschrecken, sondern teilte „an jeden Vorwitzigen Schwabenstreiche

aus“ und schaffte sich mit Gummischläuchen und Stuhlbeinen „Respekt“. Mit einem gestohlenen Gartenschlauch und einem abmontierten eisernen Gartenzaun erkämpfte man sich den Weg durch eine „Rotte Zimmerleute mit Aexten“, die sich dann aber als „feige rote Brüder“ erwiesen und die Reutlinger passieren ließen.

Geldmangel prägte alle Aktionen der Reutlinger SA. Wegen des durch die defekten Reifen unfreiwillig verlängerten Aufenthalts in Braunschweig hatten viele SA-Männer kein Geld mehr für Essen. Man legte zusammen, erbettelte sich Brot und Wurst und begnügte sich am Ende mit sauren Kutteln. SA-Mitglied und „Pumptalent“ Letsche hatte es aber immerhin geschafft, während des Aufmarsches Gauleiter Murr höchstpersönlich zu überreden, das Geld für neue Reifen aus Stuttgart telegrafisch überweisen zu lassen.³¹

Viele Reutlinger SA-Mitglieder waren arm und jung.³² Karl Schumacher waren deshalb gemeinschaftsstiftende Erlebnisse wie eine große Weihnachtsfeier 1931 wichtig. 107 Kameraden hätten dank gespendeten Geldes kostenlos ein warmes Nachtessen, Rindsbraten, breite Nudeln und Salat, Kaffee und Kuchen und zwei Glas Bier erhalten, berichtete er stolz. Seine Frau Karoline und Köchin Fanny Bucher hatten gekocht. Letztere, bei den SA-Männern sehr beliebt, weil sie ihnen nach den Einsätzen Butterbrote schmierte, hatte offenbar noch ein weiteres Talent, das die sentimental-harmlos geschilderte Weihnachtsidylle ein weiteres Mal entlarvt: „Wie kaum jemand konnte sie ein Infanteriegewehr hinter einer hölzernen Vorhanggalerie verstecken oder es von einer Stelle der Stadt zur anderen jonglieren, je nachdem das Auge des Gesetzes wachte.“³³

2 Zunehmende Präsenz in der Öffentlichkeit (Mitte 1931–1932)

Das Prinzip der SA, durch physische Präsenz für nationalsozialistische Ideen zu werben und zunehmend auch durch Gewalttätigkeiten ihre Gegner zu provozieren, machte sich Schumacher in wachsendem Maße zu eigen. Die Planung und Durchführung der SA-Aktionen boten Schumacher dabei nicht zuletzt auch ein Ventil für sein cholerasches Temperament, das immer wieder zu heftigen Ausbrüchen führte, die er offenbar nicht steuern konnte.

Die SA sei einst vom Führer geschaffen worden, erklärt er 1935, „als der kämpferisch-geistige Willensträger der nationalsozialistischen Bewegung“.³⁴ Innerhalb der NSDAP habe sie den Zweck, „jeden dieser sich in den Weg

³¹ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

³² Ein typisches Beispiel war Karl Berner, vgl. StadtA Rt., AdN Nr. 297. Berner war 1931 20 Jahre alt, er gibt an, dass es „jugendlicher Enthusiasmus und nicht Drang zur politischen Betätigung“ war, der ihn zum Eintritt in die SA verleitet habe. Sein Freund Gottlob Wandel jun. habe ihn dazu überredet, da würde geschossen und man würde Geländespiele abhalten.

³³ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

³⁴ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26).

stellenden Widerstand zu brechen. In ihr sollten die fanatischen Kämpfer für die nationalsozialistische Weltanschauung ihren Platz finden, die der Idee in rücksichtslosem Vorwärtsdrang den Weg bahnen.“ Während der „Kampfzeit“ sei es Aufgabe der SA gewesen, „Wegbereiterin“ des nationalsozialistischen Deutschland zu sein. Ihre „harten Fäuste sicherten in der Kampfzeit den Parteirednern die Freiheit zur geistigen Vertretung der Idee, ihr fester Marschtritt weckt die Träumer auf, ihre eiserne Disziplin überzeugte manchen Zweifler, ihr gläubiges Kampflied stimmte manchen Gegner um. In der Tradition des Frontsoldatentums wurzelnd, stand sie heldenhaft auf jedem Platz, den ihr der Führer bestimmte.“³⁵ Verletzungen aus banalen Prügeleien wurden zum „Blut“ der „Besten“ hochstilisiert, mit dem die SA ihrem Führer „vielfältig ihren Opfermut, ihre Treue und ihre Manneszucht“ bezeugte.

Harte Fäuste, fester Marschtritt, eiserne Disziplin – konkret also Straßenschlachten und Aufmärsche –, mit diesen Mitteln arbeitete Schumachers SA-Sturm zunehmend, um NSDAP und SA in Zeiten wirtschaftlicher Depression und häufiger Wahlkämpfe in Reutlingen und Umgebung Geltung zu verschaffen. Trotz der wachsenden Mitgliederzahlen der SA galt Reutlingen im Vergleich zu anderen Städten für Schumacher weiterhin als „harter Boden“, die NSDAP im Vergleich mit anderen Städten also noch wenig verbreitet.

„Manchmal musste bei Versammlungen an der Echazbrücke Spießruten gelaufen werden. In den Hauptwahlzeiten war natürlich der Sturm verteilt. Die Siedehitze in den Köpfen und Herzen war aber zeitweilig so groß, dass es dem einzelnen Mann kaum mehr möglich war, allein nach Hause zu gehen“, räumte Schumacher ein.³⁶ Er berichtete auch von durchschnittenen Telefondrähten und dass er, wenn er in dieser Zeit bei Nacht heimging, „mit einer langen Stange die Garten- und Haustüre abtasten“ musste, „ob nicht irgendwelche Sprengmittel angebracht sind“.³⁷

Da war es hilfreich, dass der der SA „sehr freundlich gesinnte Polizeioberleutnant Memminger [...] manchmal gute Dienste geleistet“ hatte, indem er Radfahrerpatrouillen einsetzte: „Diese ermöglichten es den Kameraden, auch in die Außenbezirke heimzukehren.“³⁸ Den Kommentar der sozialdemokratischen Freien Presse, „Nazigeneral“ Schumacher kommandiere jetzt auch noch die Polizei und feuere den Memminger noch an, mit dem Gummiknüppel auf die Arbeiter einschlagen zu lassen, interpretierte Schumacher als

³⁵ Ebd.

³⁶ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

³⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS, Entnazifizierung, [Herbst 1948].

³⁸ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

Nachweis seines zunehmenden Erfolges. Memminger sollte 1934 Reutlinger Polizeidirektor werden.³⁹

1932 verschärften sich die Konflikte zwischen den politischen Gruppen noch einmal. Ende Januar schlossen sich Reichsbanner, SPD, Vereinigte Gewerkschaften und weitere linke Gruppen zur „Eisernen republikanischen Front zur Abwehr des Faschismus“ zusammen, um die Hitlerpartei zu bekämpfen.⁴⁰ Die SA war entschlossen, sich zu behaupten, und es war vor allem die KPD, die noch eine handgreifliche Gegenwehr wagte. „1932 wurde dann auch Reutlingen gewahr, besonders die rote Clique, dass sich mit der SA nicht mehr spaßen lässt“,⁴¹ kommentierte Schumacher und spielte damit auf die Prügeleien und Straßenschlachten an, die inzwischen fast zum Alltag gehörten. In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1932 gab es in Gönningen eine dreistündige Straßenschlacht zwischen SA-Männern und Kommunisten, bei der Messer zum Einsatz kamen und einige Beteiligte schwer verletzt wurden. Wenige Wochen später kam es zu heftigen Auseinandersetzungen in Unterhausen zwischen Reichsbanner-Angehörigen und SA-Leuten aus Reutlingen, Unterhausen und Pfullingen. 40 weitere SA-Leute rückten zur Verstärkung an, sangen „Die Straße frei den braunen Bataillonen“ und belagerten ihre Gegner etwa 1½ Stunden lang, bevor ein Überfallkommando der Reutlinger Polizei die Aktion beendete.⁴² Mehrere Beteiligte wurden vor Gericht zu Geldstrafen verurteilt. Der Tübinger Staatsanwalt hatte seine Anklage, so behauptete zumindest Schumacher, mit den Worten eröffnet: „In Reutlingen sind es scheint immer dieselben Raufbolde, die sich gegen die Strafgesetze vergehen, aber auch sie, mitsamt ihrem Sturmführer werden wir einmal klein kriegen.“ Für Schumacher, der seine Berichte über die Prügeleien wie Helden-erzählungen klingen lässt, waren solche Worte die Bestätigung, dass die von ihm angetriebene Gewaltpolitik öffentliche Wirkung zeigte.

Bereits bei dieser Gerichtsverhandlung mussten sich die Angeklagten auch wegen des seit Ende März 1932 reichsweit geltenden Versammlungs- und Aufmarschverbots verantworten, mit dem die Reichsregierung versuchte, politische Ausschreitungen zu verhindern.⁴³ Hinzu kam im April 1932 für etwa drei Monate ein Uniformverbot für SA und SS. Zu einem weiteren Prozess

³⁹ StadtA Rt., AdN Nr. 654. Vgl. zu Albert Memminger auch Manfred Reicherter: Reutlinger Polizeigeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 32 (1993), S. 119–235, hier S. 182.

⁴⁰ Vgl. u. a. Landmesser/Päßler, Vorwärtsgen (wie Anm. 1), S. 301; M. Maul-Ilg, Anfänge NSDAP (wie Anm. 22), S. 27.

⁴¹ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

⁴² KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit; M. Maul-Ilg, Anfänge NSDAP (wie Anm. 22), S. 26.

⁴³ StA Sigmaringen, Wü 65/27 T 1–2 Bü 1815; vgl. auch ebd. Bü 1795. Bereits früher wurden Notverordnungen zu Versammlungsverböten erlassen.

mit Reutlinger SA-Leuten kam es wegen einer illegalen Fahrt mit dem Lastwagen, denn verboten waren auch Lastwagenfahrten, die Propagandazwecken dienten, also z. B. Fahrten, bei denen Flugblätter abgeworfen wurden oder die nur zu Demonstrationzwecken gemacht wurden.⁴⁴ Die Reutlinger SA versuchte, diese Verbote zu umgehen und ihre Präsenz auf der Straße zu behaupten, indem sie trotzdem in Reih und Glied marschierte und sich, etwa bei einem Marsch durch Holzelfingen, mit Trommeln auch akustisch bemerkbar machte. Der Ortsvorsteher hatte dies erlaubt, behauptete Schumacher, „es wurden aber trotzdem grosse Erhebungen und Untersuchungen angestellt, auch darüber, was ich u. der damalige Standartenführer Berger zu den Leuten gesprochen haben. Das Ergebnis war aber gleich Null. Ein SA-Mann lässt sich eben lieber tot schlagen, als etwas aussagen.“⁴⁵

Die politischen Gruppen waren während der Wahlkämpfe 1932 mit Plakaten und Aufklebern auch optisch im Stadtbild präsent. Mit Wandparolen warnte die Eiserne Front vor den Zielen der NSDAP. Karl Schumacher stellte deshalb innerhalb seines SA-Sturms ein „Kommando zur besonderen Verwendung“ mit „verwegenen jungen Burschen“ zusammen, das die Aufgabe hatte, nachts heimlich „die Pfeilchenfahnen u. die Moskowiter-Sterne“ – gemeint waren die drei Pfeile der Eisernen Front und die von der KPD verwendeten Sowjetsterne – zu entfernen. Jedenfalls, so Schumacher, habe „die rote Presse“ immer wieder in großer Überschrift bringen müssen: „Der Fuchs geht um.“ Dies sei tatsächlich so gewesen und „Jawohl: Als Siegesbeute liess sich dann der Fuchs gelegentlich ein schmackhaftes Vesper spendieren – von einem gut situierten Nazi.“⁴⁶

Gut situierte Nazis, insbesondere SA-Unterstützer, gab es in dieser Zeit allerdings nur wenige und so blieb Geldmangel ein dauerhaftes Problem in der SA. Vor allem Transportkosten für die häufigen Fahrten in die Region, sei es für Saalschutzaufgaben, Aufmärsche oder illegale Aktionen, mussten bezahlt werden, und so war man gezwungen zu improvisieren oder Geldgeber zu finden. Hans Letsche habe immer wieder einen Ausweg gefunden, so Schumacher: „Wenn ich meine Reisespesen vollständig in Benzin umgesetzt hatte, wenn mein Wagen zusammengefahren war, wenn ich all mein Bargeld geopfert hatte, dann verkaufte Freund Letsche gelegentlich wieder ein Paar Stiefel hinter dem Rücken seines Vaters u. so war die nächste Rednerreise bzw. der nächste Saalschutz wieder finanziert.“⁴⁷ Auch NSDAP-Ortsgruppenleiter Christian Fiechtner sei der SA oft zu Hilfe gekommen, wie Schumacher berichtete: „Wenn man keine Privatschulden hatte, so musste man doch wenigstens den Omnibusbesitzern aus dem Weg gehen. Zuletzt war es sogar

⁴⁴ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26)

⁴⁵ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

⁴⁶ Ebd. Zum Kommando gehörten die Brüder Weiss, vgl. auch Kap. VI.2.2 und IX.2.3.

⁴⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

so weit, dass man vor dem Aufstieg auf den Wagen bezahlen musste. Und da sprang wiederum unser alter Fiechtner in die Bresche. Er holte seinen letzten Pfennig von der Sparkasse, damit man wenigstens am hiesigen Platz die Schulden bezahlen u. die Bewegung u. die SA weiter bestehen konnte.“⁴⁸ SA-Mitglied Fritz Depperich habe ebenfalls „hinter dem Rücken seiner Frau und seines Vaters“ viel gespendet.

Auch Schumacher selbst verwendete große Mühe darauf, seine SA-Truppe mit dem Notwendigsten zu versorgen. Für die SA-Übungen mit nächtlichen Notquartieren, die er zwischen all den Prügeleien auch noch organisierte, suchte er den Kreis Herrenberg als SA-freundliches Gebiet aus, weil es dort „mildtätige Bauern“ gab, „die unsere ausgehungerten arbeitslosen SA-Männer durchfütterten.“⁴⁹ Im Herbst 1932 fuhr er, so zumindest seine eigenen Angaben, mit dem SA-Spielmann und einigen SA-Männern im Lastwagen erneut dorthin, um rund 200 Zentner Lebensmittel „für meine bedürftigen Kameraden“ nach Reutlingen zu bringen, die dank der Vermittlung seiner dortigen SA-Unterrührer gespendet wurden.

Schumacher selbst hatte immer bestritten, aus seinen SA-Aufgaben finanzielle Vorteile gezogen zu haben. „Meine Tätigkeit in der SA war ehrenamtlich, kaum dass ich meine Benzin-Kosten, die ich im Dienste der SA verfahren habe, ersetzt bekommen habe und das auch erst vom Ende 1933 ab“, behauptete er etwa.⁵⁰ Bei allen Vorbehalten gegenüber seinen Selbstdarstellungen, klingen die Angaben in diesem Punkt plausibel. Er sei auch in „einfacher und bescheidener Lebensweise“ in seinem alten Beruf geblieben. So „arm ich in die SA gekommen bin, so arm bin ich von der SA geschieden“, betonte Schumacher mehrfach.⁵¹

In seinen sentimental-verklärenden Erinnerungen an die „Kampfzeit“ der SA, in denen er auch die unverbrüchliche Kameradschaft innerhalb der SA beschwor, verschwieg Schumacher, dass es auch innerhalb der SA schon Spannungen gab und er seine eigene unberechenbare Aggressivität offenbar nicht nur nach außen, sondern auch intern auslebte. SA-Mann Willi Buchert beispielsweise, später berüchtigter Aufseher im Schutzhaftlager Heuberg, wurde von Schumacher als einer der treuen alten SA-Kameraden charakterisiert. Buchert selbst berichtete nach dem Krieg, dass er im Dezember 1932 Schumacher seine Sterne „zur Verfügung gestellt“ hatte und als einfacher SA-Mann weiteragierte, „nachdem er mir vor versammelter Mannschaft eine Ohrfeige gab und zwar ohne jeden Grund.“⁵² Aus der SA sei er dann im August 1935 ausgeschieden.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

⁵¹ Ebd.

⁵² StadtA Rt., Bestand Oskar Kalbfell Bü 541, Brief Willi Buchert an Kalbfell, 31. 8. 1947.

3 Die „heiße Phase“ vor der Machtübernahme

Parallel zur wachsenden öffentlichen Präsenz und Wahrnehmung des Reutlinger SA-Sturms gelang auch Karl Schumacher ein weiterer Karriereschritt in der SA: Am 9. Juli 1932 wurde die Standarte 125 aufgestellt und Schumacher zum Führer des Sturmbanns I ernannt. Damit vergrößerte sich sein Einflussbereich.⁵³ Der bisherige Sturmbannführer Berger stand nun der Standarte 127 vor, Führer der neuen Standarte 125 und damit Schumachers Vorgesetzter wurde ab Ende August Viktor Weiss aus Metzingen.⁵⁴

Im Vorfeld der Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932 häuften sich auf Reutlingens Straßen und Plätzen die Demonstrationen und Kundgebungen in hitziger, gewalttätiger Atmosphäre ein weiteres Mal. Am Sonntag, den 3. Juli, marschierten die regionalen SS- und SA-Verbände – also auch Schumachers Sturmbann – auf, wieder ganz legal in Uniform nach der Aufhebung des Verbots. Am folgenden Freitag, den 8. Juli, fand als Gegenaktion eine erste große Kundgebung der Eisernen Front mit 3000 Teilnehmern statt, in deren Verlauf es zu Auseinandersetzungen und Polizeieinsätzen kam.⁵⁵ Eine Woche später, am 13. Juli, organisierte die KPD eine Demonstration mit 300 Teilnehmern, die ohne Zwischenfälle verlief, am 18. Juli veranstaltete wieder die Eiserner Front eine Wahlkundgebung.

Mit dem Auftritt Adolf Hitlers in Reutlingen am 29. Juli 1932 stand ein Großereignis bevor.⁵⁶ Hitlers Wahlkampfreise 1932 sollte ihn in 15 Tagen durch 50 Städte führen und Reutlingen war die einzige württembergische Stadt, die ausgewählt worden war. Aus dem ganzen Land kamen zwischen 15.000 und 30.000 Teilnehmer und Besucher auf der Rennwiese zusammen. SS und SA waren als Paraden und Begleitschutz wichtige Bestandteile der Veranstaltungschoreographie, doch für die Inszenierung waren höherrangige Nationalsozialisten verantwortlich. Schumachers Reutlinger SA agierte am Rande der Veranstaltung auf ihrem gewohnten Terrain, wie Schumacher selbst beschrieb: „Von mittags bis spät in die Nacht hinein war Keilerei und Rauferei an jeder Ecke. Die SA-Reutlingen stellte selbstverständlich auch bei dieser Gelegenheit ihren Mann voll und ganz“.⁵⁷ In der Tat war die Reutlinger Poli-

⁵³ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

⁵⁴ Vgl. zu Viktor Weiss: Metzingen in der Zeit des Nationalsozialismus, hrsg. von Rolf Bidlingmaier, Metzingen 2000, S. 55 f., 70.

⁵⁵ Landmesser/Päßler, Vorwärtsgen (wie Anm. 1), S. 301 f.; ebd. S. 375 abgedruckt: Reutlinger General-Anzeiger (GEA) vom 9. Juli 1932.

⁵⁶ Vgl. zum Folgenden GEA vom 30.7. und 2. 8. 1932; Schwarzwälder Kreiszeitung (SKZ) vom 30. 7. 1932; Landmesser/Päßler, Vorwärtsgen (wie Anm. 1), S. 301 f., 380 f.; StadtA Rt., S 60 Nr. 75, Freie Presse vom 30.7.1932; M. Reicherter, Polizeigeschichte (wie Anm. 39), S. 182–184.

⁵⁷ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

zei sehr stark damit beschäftigt, Nationalsozialisten und Kommunisten voneinander zu trennen und sich in dem den ganzen Tag andauernden Kleinkrieg zu behaupten. Es gab zahlreiche Verwundete, auch unter den Polizisten. Bereits nach Hitlers Rede kam es zu Ausschreitungen. Am Abend gab es in der Nähe der Sickenhäuser Straße, einer KPD-Hochburg, eine heftige Schlägerei, als ein Trupp ortsfremder Nationalsozialisten einem dort wohnenden Gesinnungsfreund bei seinem Heimweg Begleitschutz gab. SS-Leute versuchten außerdem, das Reutlinger Gewerkschaftshaus und die sozialdemokratische Freie Presse zu stürmen. Der Redakteur der Freien Presse, Georg Bayer, erinnerte sich später: Der „Hitlertag“ verursachte in Reutlingen ein riesiges Aufsehen. „Das Vorgehen der Nazis hat natürlich bewirkt, dass die Leute Angst bekommen haben. Viele haben sich gesagt: ‚Na, wenn die so stark sind, dann paßt man sich am besten an.‘ Also uns wurde im Juli 1932 klar: Von nun an gehts bergab. Von da an wurde es zappenduster, wie man so sagt.“⁵⁸ Bei der Reichstagswahl vom Juli konnte die NSDAP ihren Stimmenanteil in Reutlingen auf 25,3 % steigern und verzeichnete Mitgliederzuwächse.

In der Nachkriegszeit tauchte das Gerücht, Schumacher habe mit einer Vorsprache in München 1932 bewirkt, dass Hitler ausgerechnet Reutlingen für einen Besuch ausgewählt habe, im Zusammenhang mit Schumachers Entnazifizierungsverfahren wieder auf.⁵⁹ Schumacher selbst hat eine Mitwirkung an diesem Termin stets bestritten. Es wäre in der Tat auch eher zu erwarten gewesen, dass Schumacher während des Dritten Reiches mit einem solchen „Erfolg“ geprahlt hätte.

Der Rest des Jahres 1932 war aus Schumachers Sicht geprägt von „allabendlichen Kämpfen, Saalschutz, Propaganda und was sonst noch zum SA-Dienst gehörte“. Die NSDAP hatte bei der Reichstagswahl vom 6. November 1932 dann erstmals wieder seit langer Zeit reichsweit wie auch in Reutlingen Rückschläge zu verzeichnen und kämpfte mit Parteiaustritten.

Mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 durch Reichspräsident Hindenburg wurde der Weg zur nationalsozialistischen Diktatur bereitet. Karl Schumacher und seine SA waren in dieser Zeit der politischen Hochspannung, wie er es formulierte, „in altgewohnter kämpferischer Weise auf der Straße und im Saal“ im Einsatz.⁶⁰ Die Eiserne Front und die KPD, organisierten am 3. Februar 1933 in Reutlingen eine große Protestdemonstration gegen die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Es sollte die letzte sein, bevor der Marktplatz und die Stadt den Nationalsozialisten gehörten, denn am 4. Februar schränkte eine Verordnung des Reichspräsidenten

⁵⁸ Georg Bayer: Ich galt als Drahtzieher, in: Bettina Wenke (Hrsg.): Interviews mit Überlebenden: Verfolgung und Widerstand in Südwestdeutschland, Stuttgart 1980, S. 72–82, hier: 74.

⁵⁹ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 72/88.

⁶⁰ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26).

die Versammlungs- und Pressefreiheit erheblich ein. Zwischen Teilnehmern der Demonstration in der Wilhelmstraße und auf dem Marktplatz stehenden NSDAP-Anhängern gab es Beschimpfungen und Tumulte, die in Panik ausarteten, als ein SA-Mann einen Schuss aus einer Schreckschusspistole abgab. Die Polizei beendete dann die folgenden „kurzen tätlichen Auseinandersetzungen“.⁶¹

Zwei Tage später, am 5. Februar, feierte die SA Reutlingen, unterstützt von angereisten Tübinger und Pfullinger SA-Leuten, auf dem Marktplatz den neuen Führer Hitler, der das Heft nun in die Hand genommen habe.⁶² Als die SA-Leute begannen, das Horst-Wessel-Lied zu singen, versuchten Gegendemonstranten, die SA durch lautes Singen der Internationale zu überstimmen. Schutzpolizisten trieben dann die Gegendemonstranten mit Gummiknüppeln auseinander. Nach dem Aufmarsch gab es weitere Zusammenstöße, als die Tübinger SA-Leute mit fünf Lastwagen heimfahren wollten und von Kommunisten mit lauten „Hitler verrecke“-Rufen verabschiedet wurden. Gleichzeitig prügelten sich in der Lindachstraße und später bei der Marienkirche Kommunisten und SA-Leute aus Pfullingen. In derselben Nacht wurde außerdem der Gönninger Kommunist Ernst Bader, der ein Jahr zuvor in Gönningen einen SA-Mann schwer verletzt hatte, von einem Angehörigen des nationalsozialistischen Hilfsdienstes erschossen.⁶³

Nach dem Reichstagsbrand erließ Reichspräsident Hindenburg am 28. Februar 1933 die ihm von Hitler vorgelegte Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat, die entscheidende Verfassungsrechte außer Kraft setzte. Sie bot unter anderem eine Grundlage für das sofortige Verbot aller kommunistischen Aufzüge, Versammlungen und Druckschriften oder ermächtigte die Polizei, ohne Kontrolle durch die Justiz Schutzhaft zu verhängen.⁶⁴ Die Folge war auch in Reutlingen, dass bereits in der Woche vor der Reichstagswahl vom 5. März 1933 die Wohnungen kommunistischer Funktionäre durchsucht und Druckschriften beschlagnahmt wurden.

Eine letzte Wahlkampfveranstaltung der Eisernen Front fand am 4. März in der Bundeshalle statt, während gleichzeitig auf dem Georgenberg und auf der

⁶¹ StadtA Rt., Württ. Polizeidirektion Rt. Nr. 87 (Franz Denzler); SKZ vom 4. 2. 1933; Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 388; Manfred Maul-Ilg: Machtübernahme und Gleichschaltung auf lokaler Ebene, in: Reutlingen 1930–1950 (wie Anm. 1), S. 42–72, hier: S. 43 f.; Freie Presse vom 4. 2. 1933; GEA vom 4. 2. 1933. Franz Denzler, der sog. „Rostbratennazi“ und Schütze des Schreckschusses, hatte 1932 die Schlägerei in Unterhausen ausgelöst.

⁶² Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 388; M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 44; Metzinger Volksblatt vom 7. 2. 1933; Metzinger Anzeiger vom 7. 2. 1933.

⁶³ SKZ vom 6. 2. 1933, zitiert nach Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 389.

⁶⁴ Paul Sauer: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Ulm 1975, S. 22. Zu Reutlingen M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 44.

Achalm Höhenfeuer der SA und der SS brannten.⁶⁵ NSDAP-Anhänger bevölkerten auf Anweisung der Ortsgruppe bis in die Nacht hinein Reutlingens Straßen. Und Schumachers SA ging in dieser Nacht, so die Freie Presse, noch einer speziellen Beschäftigung nach:

„Als die Nazis ihre Feuerchen auf den Bergen abgebrannt hatten, zogen sie voller Tatendrang wieder in die Stadt zurück. Wie es sich für eine Arbeiterpartei gehört, haben sie dann, wie schon in den letzten Nächten wieder ihre Personenwagen durch alle Straßen flitzen lassen, um auf Menschen Jagd zu machen. Sie markierten den verlängerten Arm der Reichsregierung und fühlten sich sehr wichtig mit ihrer Kommunistensuche. Diese, denen man jede Wahlbetätigung unmöglich gemacht hatte, wollten mit kleinen vervielfältigten Handzetteln der Wählerschaft doch auch noch zeigen, dass sie da sind. Die Nazis unter persönlicher Führung ihres Generals Schumacher [...] haben u. a. im Außenviertel Heinstraße, Alteburgstraße, Hindenburgstraße, Ringelbachstraße eine Aktion gegen kommunistische Flugblattverteiler durchgeführt und sich dabei benommen, als ob sie schon Polizeibefugnisse hätten. Mehrere Stunden dauerte die Jagd und das Suchen in dieser Gegend und die dortigen Bewohner konnten sich so ein gutes Bild machen, wie es werden würde, wenn die Nazis nun auch in Württemberg preußische Verhältnisse durchführen könnten.“⁶⁶

Nur wenige Tage später war es soweit.

IV Nach der „Machtergreifung“: Schumacher als Sonderkommissar

Nach den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 übernahmen die Nationalsozialisten auch in Württemberg unter dem Vorwand, Sicherheit und Ordnung seien unter der bisherigen Regierung nicht mehr gewährleistet, die Macht, auch wenn sie keine regierungsfähigen Mehrheiten erreichten. Als Reichskommissar sicherte sich der bisherige Pfullinger SA-Mann Dietrich von Jagow die Polizeigewalt und stellte innerhalb weniger Tage eine Befehlskette zu den regionalen und lokalen Ebenen auf. Zunächst fungierte Kreisleiter Huber als Unterkommissar, der die Befehle des württembergischen Innenministeriums weitergab. Karl Schumacher wurde am 8. März 1933 als standortältester Reutlinger SA-Mann mit Polizeigewalt innerhalb der NSDAP ausgestattet.⁶⁷ Ab 5. April 1933 wurden Huber und Schumacher zu Sonderkommissaren ernannt, wobei Huber der politische Bereich zugeordnet wurde. Schumacher war in den Monaten März und April 1933 faktisch dafür

⁶⁵ GEA vom 6. 3. 1933; M. Reicherter, *Polizeigeschichte* (wie Anm. 39), S. 185.

⁶⁶ Freie Presse vom 6. 3. 1933, zitiert nach M. Maul-Ilg, *Machtübernahme* (wie Anm. 61), S. 44 f.



Karl Schumacher wurde 1933 mit der Polizeigewalt innerhalb der NSDAP ausgestattet. Er war im März und April faktisch dafür zuständig, die NS-Machtsicherung auf lokaler Ebene umzusetzen, also u. a. politische Gegner in Schutzhaft zu stecken.

zuständig, die Aktionen und Maßnahmen der Nationalsozialisten zur Machtsicherung auf lokaler Ebene umzusetzen. Dies reichte vom symbolischen Hissen der Hakenkreuzfahne auf öffentlichen Gebäuden über die Festnahme politischer Gegner unter dem Vorwand der Schutzhaft und der Zwangsauflösung politisch missliebiger Vereine bis hin zu Kampagnen für den Boykott jüdischer Geschäfte. Schumacher fiel dadurch auf, dass er den Befehlen höherer Nazis nicht nur äußerst schnell und konsequent Folge leistete, sondern dabei auch häufig mit besonderer Gewalttätigkeit vorging. Seine unberechenbaren Wutanfälle scheinen sein spezielles Merkmal gewesen zu sein. Sie blieben in der Wahrnehmung der Opfer und Zeugen haften, auch wenn Schumacher manchmal besonnen handelte oder Leute vor Strafen verschonte.⁶⁷ Schumachers Amt als Sonderkommissar bestand bis zur Auflösung der Kommissariate auf den 1. Mai 1933.

⁶⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Anweisung Standartenführer Viktor Weiss, S. A. Gruppe Südwest Stuttgart, 8. 3. 1933. Vgl. auch StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 16. 11. 1948.

⁶⁸ Vgl. Kap. IX. 2.4.



Spalier zur Amtseinsetzung des NS-Oberbürgermeisters Dr. Richard Dederer im Oktober 1933. Vorne NS-Gauleiter Wilhelm Murr links dahinter OB Dederer, rechts Karl Schumacher.

1 Symbolische Machtdemonstration

Mit der Reichstagswahl vom 5. März 1933 wurde die NSDAP in Reutlingen zwar mit 32,2 % stärkste Partei, was sie vor allem der stark gestiegenen Wahlbeteiligung verdankte, lag aber nur knapp vor der SPD und war weit von den erhofften Mehrheiten entfernt.⁶⁹ Umso entschlossener demonstrierten die neuen Machthaber auch in Reutlingen, inszeniert von Karl Schumacher, ihren Machtwillen. „Unter dem Trommelwirbel des Spielmannszuges der SA und des Stahlhelms“ zog bereits am Montagabend ein riesiger NSDAP-Zug durch Tübinger Vorstadt, Wilhelmstraße, Kaiserstraße, Gartenstraße und Altvorstadt, berichtete das Schwäbische Tagblatt. Der Zug sei „überall freudig begrüßt“ worden und auch „in unserer Stadt herrscht nun ein neuer Geist.“⁷⁰

Am 8. März demonstrierte Schumacher mit seiner SA dann durch eine unmissverständliche symbolische Handlung, wer in Reutlingen nun das Sagen hatte. Am Vormittag wurde das Dach der Polizeikaserne mit der Hakenkreuzfahne beflaggt, am Nachmittag ließ Schumacher auf dem Reutlinger Rathaus

⁶⁹ Thomas Schnabel: *Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928–1945*, Stuttgart 1986, S. 167 ff.

⁷⁰ Schwäbisches Tagblatt vom 9. 3. 1933 [StadtA Rt., S 60 Nr. 5].

genau dort, wo am 9. November 1918 die rote Fahne geweht hatte, die Hakenkreuzflagge hissen. Er ließ sich auch vom Einspruch des Stadtrats Emil Roth, der den abwesenden Oberbürgermeister vertrat, nicht abhalten. SA und SS nahmen, begleitet von einem Spielmannszug, wie das Schwäbische Tagblatt berichtete, „unter lebhafter Theilnahme des Publikums“ vor dem Rathaus Aufstellung. Sturmbannführer Schumacher hielt vom Rathausbalkon an die SA und SS und an die „deutschen Volksgenossen“ eine kurze Ansprache, bei der er verkündete, „dass nun das Reich unseres Führers Adolf Hitler anbrechen werde und dass der Wunsch Horst Wessels in Erfüllung gegangen sei: dass über allen Straßen Hitlerfahnen wehen.“⁷¹ Vom Rathaus zogen „die Truppen Adolf Hitlers“ dann zu weiteren öffentlichen Gebäuden, nämlich zum Finanzamt und Postamt, zur Flaggenhissung, wo ebenfalls die Amtsvorstände vergeblich protestierten, während das Oberamt vom Innenministerium bereits die Weisung erhalten hatte, keinen Widerstand zu leisten. „Bei jeder Handlung wurde das Horst-Wessel-Lied und das Deutschlandlied gesungen, in die die Menge begeistert einstimmt“, so das Schwäbische Tagblatt.

2 Gewaltsame Übergriffe gegen politische Gegner

Nach der Märzwahl begannen die Nationalsozialisten, in mehreren Verbots- und Verhaftungswellen ihre politischen Gegner gezielt auszuschalten. Karl Schumacher spielte bei diesen Aktionen in Reutlingen und der Region eine wichtige Rolle. Er war Schaltstelle zwischen den höheren Instanzen und den lokalen Kräften. „Seine“ SA war ein wichtiger Bestandteil bei der praktischen Durchführung der Aktionen. Bereits im März teilte das Innenministerium Reutlingen noch 50 zusätzliche Hilfspolizisten zu, die sich zur Hälfte aus SA-Leuten rekrutierten (neben Mitgliedern der SS, Stahlhelm und „Organisation F“).⁷² In den folgenden Wochen wurden noch weitere Hilfspolizisten für Reutlingen ausgebildet, die eine Art Reserve-Polizei bildeten und geeignet waren, die reguläre Polizei zu kontrollieren. Sie hatten den Ruf, viel rigoros vorzugehen und wurden vor allem bei den zwischen Mitte März und Juni 1933 organisierten Verhaftungen eingesetzt.

Eine erste Verhaftungs- und Verbotswelle richtete sich gegen die linken Parteien, vor allem die KPD. Am 11. März wurden 15 führende Kommunisten

⁷¹ Schwäbisches Tagblatt vom 9. 3. 1933 [StadtA Rt., S 60 Nr. 5]. Vgl. auch GEA vom 9. 3. 1933, SKZ vom 9. und 11. 3. 1933 (zitiert nach Heinz Dieter Schmid: Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kreisstadt, Frankfurt a. M. 1981, S. 14); M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 45 f.; Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 393. Vgl. auch KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26).

⁷² Die Organisation F war ein Kampfverband, der dem Bauernbund nahestand. Vgl. StA Sigmaringen, Wü 65/27(a) Bü 1762; ferner M. Maul-Ilg, Machtergreifung (wie Anm. 61), S. 46 und 51; Friedrich Wilhelm: Die Polizei im NS-Staat. Die Geschichte ihrer Organisation im Überblick, Paderborn 1997, S. 47 ff.; M. Reicherter, Polizeigeschichte (wie Anm. 39), S. 185 f.

verhaftet, darunter Stadtrat Fritz Wandel, der wegen seiner Beteiligung am Mössinger Streik im Reutlinger Amtsgerichtsgefängnis inhaftiert blieb.⁷³ In Eningen, das den Nazis als „Kommunistennest“ galt, wurde die erste von mehreren Großrazzien durchgeführt. Einer der Betroffenen, der Mechanikermeister Karl Henes, berichtete später über „das gemeine Verhalten Schumachers“ bei seiner Verhaftung:

„Es war im März 1933, als die SA mein Haus umstellte und mich durch Eningen hindurch auf das Rathaus führte. Auf dem Rathaus in Eningen empfing mich Schumacher und versetzte aufs Erste gleich einige Backenstreiche. Darauf wurde ich ins Hinterzimmer geführt, wo mich Schumacher mit dem Griff seiner Pistole auf den Kopf schlug und mich mit den Fäusten bearbeitete. Ich wurde von ihm so zugerichtet, dass ich kaum in der Lage war, auf meinen Füßen zu stehen. Ich wurde dann zunächst auf der Polizeiwache in Eningen und später im Amtsgerichtsgefängnis in Reutlingen festgehalten, von wo ich dann mit dem Auto auf den Heuberg verbracht wurde.“⁷⁴

Nach dem Verbot der Herstellung und Verbreitung von Druckschriften der SPD und verwandten Organisationen durchsuchte und besetzte die SA in Reutlingen am 12. März zum ersten Mal die Redaktion der sozialdemokratischen „Freien Presse“. Die Eiserne Front, das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und verschiedene kommunistische Vereine wurden gleichzeitig verboten.⁷⁵

Eine zweite Verhaftungswelle in der zweiten Märzhälfte traf vor allem Sozialdemokraten und Gewerkschaften. Am Vormittag des 24. März wurde das Reutlinger Gewerkschaftshaus auf Anordnung des Kreisleiters Ernst Huber durch die Schutz- und Kriminalpolizei durchsucht und anschließend von SA und SS besetzt.⁷⁶ Am selben Tag wurde die Redaktion der Freien Presse erneut von der SA besetzt und Redakteur Georg Bayer verhaftet.⁷⁷ In beiden Fällen wurde anschließend als äußeres Zeichen der Entmachtung die Hakenkreuzfahne auf den besetzten Gebäuden gehisst. Die im Gewerkschaftshaus gefundenen roten Fahnen wurden später im Hof der Reutlinger Polizei-

⁷³ Landmesser/Päßler, *Vorwärtsgen* (wie Anm. 1), S. 390 f.

⁷⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karl Henes, 22. 11. 1945. Henes war 1948 Zeuge im Spruchkammerverfahren von Schumacher. Vgl. dazu StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 16. 11. 1948.

⁷⁵ Vgl. dazu Landmesser/Päßler, *Vorwärtsgen* (wie Anm. 1), S. 393 ff.; M. Maul-Ilg, *Machtübernahme* (wie Anm. 61), S. 46.

⁷⁶ Landmesser/Päßler, *Vorwärtsgen* (wie Anm. 1), S. 394, M. Maul-Ilg, *Machtübernahme* (wie Anm. 61), S. 48 f.

⁷⁷ Dazu Georg Bayer (wie Anm. 58), S. 75 ff.; M. Maul-Ilg, *Machtübernahme* (wie Anm. 61), S. 39 f.

kaserne verbrannt. Noch zweimal, am 11. April und am 2. Mai, besetzten SA-Leute das Gewerkschaftshaus und beschlagnahmten Gewerkschaftsvermögen, bis dann die DAF an die Stelle der freien Gewerkschaften trat.⁷⁸

Um missliebige politische Gegner ungestört von der Justiz möglichst rasch verhaften zu können, bedienten sich die Nationalsozialisten inzwischen des Vorwands der sogenannten „Schutzhaft“, einer schon in der Weimarer Republik (selten) praktizierten Möglichkeit, Personen ohne Haftbefehl in „polizeilichen Schutz“ zu nehmen, wenn ihre eigene Sicherheit aus politischen oder rassischen Gründen gefährdet war. Ab Mitte März wurde das ehemalige Barackenlager des Badischen Armeekorps auf dem Truppenübungsplatz Heuberg in ein sogenanntes „Schutzhaftlager“ umgewandelt, in dem schon nach zwei Wochen 2000 Häftlinge, überwiegend KPD- und SPD-Anhänger, einsaßen.⁷⁹ Hier landeten nun auch die Reutlinger Verhafteten der zweiten und auch der ersten Verhaftungswelle, die man zunächst auf Polizeiwachen und in das Amtsgerichtsgefängnis gebracht hatte. Es war Karl Schumacher, der für die Durchführung der Verhaftungen und den Transport zum Heuberg zuständig war. Listen mit den Namen der zu verhaftenden Personen, die aus der ganzen Region stammten, und der Anordnung, sie „bei nächster Gelegenheit in das Schutzhaftlager Heuberg zu verbringen“, erhielt er direkt aus dem Polizeipräsidium Stuttgart oder von der Kreisleitung.⁸⁰

Über das Schutzhaftlager Heuberg wurde in der zeitgenössischen Presse, auch der nationalsozialistischen, häufig berichtet.⁸¹ Die Nationalsozialisten bemühten sich, in der Öffentlichkeit ein positives Bild von den Haftbedingungen zu erzeugen, die zwar unangenehm, aber nicht grausam seien. Umso störender für sie waren Zeugen wie der Maurer Jakob Stückle, der bereits kurze Zeit auf dem Heuberg inhaftiert gewesen war und nach seiner Freilassung erzählte, dass dort Häftlinge geschlagen würden. Karl Schumacher, der nach eigenen Angaben vom Pliezhäuser Bürgermeister telefonisch informiert wurde, „dass Stückle eine verkommene Person ist und sich ungebührlich aufführe“, machte sich sofort auf den Weg nach Pliezhäusern. Wie Stückle nach 1945 berichtete, wurde er in seiner Wohnung abgeholt und musste ins Schulhaus kommen, wo ihn Unangenehmes erwartete: „In dem Hof war der ganze [SA-]Sturm versammelt. Auf der Treppe kam mir Sch[umacher] entgegen und

⁷⁸ Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 402 f.

⁷⁹ Vgl. zum Schutzhaftlager Heuberg: P. Sauer, Württemberg (wie Anm. 64), S. 163 ff.; Georg Bayer (wie Anm. 58), S. 78 ff.; Klaus Hörter; Manfred Hensel: Chronik des Truppenübungsplatzes und der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt, Tübingen 1980, S. 146–150; M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 46 f.; H. D. Schmid, Machtergreifung (wie Anm. 71), S. 30–32; F. Wilhelm, Polizei (wie Anm. 72), S. 53–60.

⁸⁰ Vgl. z. B. Haftliste in: StadtA Rt., AdN Nr. 818, Polizeipräsidium Stuttgart an KS, 21. 4. 1933. Vgl. ferner aus Schumachers Sicht: StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bericht KS Entnazifizierung (Herbst 1948).

⁸¹ Vgl. die Beispiele bei H. D. Schmid, Machtergreifung (wie Anm. 71), S. 30 f.

schlug mir, da ich nicht sofort grüßte, die Mütze vom Kopf.“⁸² Dann, so heißt es in einem späteren Bericht, wurde dem Zeugen in einem kleinen Zimmer des Schulhauses die Beschuldigung vorgehalten, wobei Schumacher „ihn immer wieder am Kragen packte und schüttelte und schliesslich auch auf ihn einschlug.“⁸³ Seine Begleiter, ein Sturmbannführer und der Chauffeur, „haben den Zeugen dann vollends zu Boden geschlagen und mit Füßen getreten, wobei der Betroffene [= Schumacher] das Zimmer verliess.“ Stückle kam dann für drei Wochen Einzelhaft ins Tübinger Gefängnis und anschließend ins Schutzhaftlager Heuberg, aus dem er nach etwa einem halben Jahr wieder entlassen wurde.

Auch in anderen Fällen drangen Berichte über Schikanen und Demütigungen an die Öffentlichkeit. Anfang April begann eine dritte Verhaftungswelle in Reutlingen, die u. a. auch den Reutlinger SPD-Gemeinderat und späteren Nachkriegs-Oberbürgermeister Oskar Kalbfell, den Arzt Dr. Emil Salter und wichtige Gewerkschaftsmitarbeiter traf.⁸⁴ Eine größere Aktion, die Schumacher organisierte, war am 13. April 1933 die Besetzung der Allgemeinen Ortskrankenkasse, an der 100 Mann Schutzpolizei, SA und SS beteiligt waren.⁸⁵ Die SA hisste dabei die Hakenkreuzfahne und durchsuchte die Wohnungen der leitenden Angestellten. Es sei überall „mit brutaler Gewalt vorgegangen worden“, berichtete der damalige Kassensekretär der AOK Ernst Hipp später. Mehrere Mitarbeiter kamen in Schutzhaft, darunter Direktor Mangold, der dann wegen Herzkrämpfen ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Hier beging er später Selbstmord. Es gab nun immer wieder Gerüchte, dass es das rüde Verhalten Schumachers bei der Verhaftung gewesen sei, das Mangold in den Tod getrieben habe.⁸⁶ Auch im Fall Georg Zischers, dem Geschäftsführer der AOK und Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes, der sich nach schikanöser Behandlung im Lager Heuberg das Leben nahm, gab es Gerüchte um eine Mitverantwortung Schumachers an dessen Tod.

Karl Schumacher sah insbesondere die Verfolgung der Kommunisten als seine Aufgabe an, zumal diese von allen politischen Gegnern noch am meisten Gegenwehr entwickelten. Unerbittlich ging er gegen Flugblattverteiler vor und organisierte in diesem Zusammenhang am 20. Mai 1933 eine Großrazzia in der Sickenhäuser Straße, dem Reutlinger Arbeiterviertel. „Heute früh um 5 Uhr fiel in der Stadt der Durchmarsch einer langen Kolonne der Schutzpolizei der SA und SS auf“, berichtete der GEA. „Es werden etwa 350 Mann gewesen sein. Es ging in die Sickenhäuser Straße, wo eine große Durch-

⁸² StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 16. 11. 1948, Zeuge Jakob Stückle.

⁸³ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948.

⁸⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Polizeipräsidium Stuttgart an KS, 21. 4. 1933.

⁸⁵ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948; GEA vom 15. 4. 1933; StA Sigmaringen, Wü 15 T 1 Bü 270.

⁸⁶ Vgl. auch Kap. IX.2.4. Zu Zischer auch Landmesser/Päffler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 403 f.; H. D. Schmid, Machtergreifung (wie Anm. 71), S. 32.

suchungsaktion stattfinden sollte. Nach dem Anmarsch vor dem dortigen Häuserviertel wurde der ganze Wohnblock vollständig abgeriegelt und die Durchsuchung der einzelnen Wohnräume setzte durch zwölf Durchsuchungskommandos schlagartig ein. [...] Die Bewohner der Häuser waren vollkommen überrascht und befanden sich teilweise noch im Bett.“⁸⁷ Einer der Betroffenen, der Arbeitsamtsangestellte Otto Nädele, schilderte später seine Erlebnisse: Er habe seine Wohnung verlassen wollen, nachdem die Hausdurchsuchung bei ihm kein Ergebnis gebracht hatte. Dabei sei er jedoch verhaftet und Schumacher vorgeführt worden, der sich am Konsumgebäude aufgehalten habe: „Dieser schimpfte mich ‚Roter Hund‘! Hierauf musste ich auf einen Wagen, dann wieder herunter.“ Schumacher habe dann angeordnet, dass die vorgefundenen Bilder von Engels und Marx sowie Bücher und Fahnen verbrannt würden. Nädele „musste ein Bild von Rosa Luxemburg mit erhobenen Händen etwa 100 m weit tragen und ins Feuer werfen.“⁸⁸ Außerdem habe er gesehen, so Nädele weiter, wie Schumacher „einem 15–16-jährigen Jungen, der einen roten Pullover an hatte, den Pullover heruntergezogen hat und einen anderen 16–17-jährigen Jungen geschlagen hat.“ Er selbst sei dann von drei SA-Leuten auf die Polizeiwache gebracht worden und Schumacher „zeigte mir eine [dort aufgefundene, Anm. d. Verf.] Reitpeitsche und sagte, ich soll sie mal betrachten, mit solchen Instrumenten geht ihr um. Sodann schlug mich der Betroffene mit der Reitpeitsche an den Arm. Ich hatte von dem Schläge einige Tage ein blaues Mal. An der Reitpeitsche war ein Bleiknoten.“ Nädele wurde 18 Tage in Polizeihaft festgehalten.

Zu Karl Schumachers Aufgaben als Sonderkommissar gehörte es auch, die Auflösung von politisch missliebigen Vereinen zu überwachen und deren Vermögen zugunsten des Landes Württemberg zu beschlagnahmen.⁸⁹ Auch dabei kam es immer wieder zu Übergriffen. So berichtete der Gomaringer Schmied Karl Rösch, der 1933 Schriftführer des Arbeiter-Radfahrer-Vereins in Gomaringen war, über dessen Auflösung: Er sei vom Ortsgruppenleiter im April 1933 verhaftet und in die Wirtschaft „Germania“ zu Schumacher und mehreren SA- und SS-Leuten gebracht worden. Schumacher habe ihm gesagt, dass der Verein aufgelöst sei und fragte nach dem Vereinsvermögen. Die Diplome seien von den Wänden heruntergerissen und die im Kasten befindlichen Gegenstände herausgeworfen worden. Als Rösch ihm mitgeteilt habe, dass der Kassierer das Geld habe, habe Schumacher ihn angeschrien, sei auf ihn zugesprungen und sei ihm absichtlich auf die Füße getreten. Zwei Fußnägel seien blau geworden und später abgefallen. Außerdem habe ihm

⁸⁷ GEA vom 20. 5. 1933, zitiert nach M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 51; P. Sauer, Württemberg (wie Anm. 64), S. 165 f.

⁸⁸ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948, Aussage Otto Nädele.

⁸⁹ Landmesser/Päfler, Vorwärtsgen (wie Anm. 1), S. 394, vgl. zu Württemberg allgemein T. Schnabel, Württemberg (wie Anm. 69), S. 186.

Schumacher ins Gesicht geschlagen und geschrien: „Ich werde das rote Nest ausheben, rote Bestien“. Rösch wurde ins Grundbuchzimmer eingesperrt und später vom Amtsdienner entlassen. Am folgenden Tag wurde das Geld von der Spar- und Darlehenskasse geholt.⁹⁰ Nach eigenen Aussagen war Schumacher bei der Auflösung von Vereinen in der Region persönlich dabei, nicht aber in Reutlingen selbst, wo dies die Reutlinger Ortspolizei übernommen habe.

3 Boykott jüdischer Geschäfte

Reutlingen war vor der NS-Machtübernahme nicht durch judenfeindliche Aktionen aufgefallen, doch bereits im März 1933 gerieten auch die Reutlinger Geschäfte mit jüdischen Inhabern ins Visier der neuen Machthaber. Karl Schumacher organisierte mit seinen „Truppen“ auch diese Aktionen. Schon am 11. März 1933 stellten SA und SS in der Wilhelmstraße Posten vor den Geschäften Kahn, Lederer und Kadep auf. Sie trugen Tafeln, auf denen die Bevölkerung aufgerufen wurde, nur in „deutschen Geschäften“ zu kaufen und inszenierten Sprechchöre „Kauft nicht bei Juden!“, ohne jedoch die Käufer am Betreten der Läden zu hindern.⁹¹ War dies noch eher eine spontane Handlung gewesen, organisierte Schumacher für den 1. April 1933 eine umfassendere Boykottaktion im Rahmen eines reichsweiten, mit großem Werbeaufwand betriebenen Aufrufs zum Boykott jüdischer Geschäfte, Waren, Ärzte und Rechtsanwälte.⁹² Punkt zehn Uhr zogen vor etwa 15 Kaufläden bewaffnete Wachen der SA und SS in einer Stärke von je vier Mann auf, teilweise auch mit Karabinern und Gummiknüppeln ausgestattet.⁹³ An den Ladentüren hatte die SA große Plakate mit einem gelben Punkt auf schwarzem Grund angebracht. Eine Kommission, bestehend aus Führern der SA und SS – hier war Karl Schumacher dabei –, forderte die Geschäftsinhaber auf, die Läden zu schließen, soweit diese nicht schon freiwillig geschlossen hatten. Das Kontrollgremium informierte sich laufend über alle Vorkommnisse vor den überwachten Geschäften. Wer die jüdischen Läden betreten wollte, wurde aufgefordert, in deutschen Geschäften einzukaufen. Die abschreckenden

⁹⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Protokoll der Sitzung 16.11.1948, Aussage Rösch. Vgl. aus Schumachers Sicht u. a. StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an Rechtsanwalt Leibssle, 6.2.1946.

⁹¹ Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 196 f., 385; Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1) S. 397. Vgl. auch allg. StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27.4.1946.

⁹² Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1) S. 198 ff.; Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 397.

⁹³ Metzinger Anzeiger vom 3.4.1933, zitiert nach Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 397; vgl. zum Folgenden auch SKZ vom 1.4.1933, GEA vom 1. und 3.4.1933 sowie Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 199 f. Vgl. auch den betroffenen Schuhhändler Heinrich Rosenrauch bei B. Wenke, Interviews (wie Anm. 58), S. 166.

Maßnahmen erregten natürlich Aufsehen. In der Wilhelmstraße, so der GEA, sei der Menschaufmarsch so groß gewesen, dass sich der ganze Wagenverkehr vor dem Geschäft Kadep staute, bis SA- und SS-Leute die Wagenkolonne durch die Menschenmenge hindurch die Wilhelmstraße hinauf leiteten.

Eine weitere Boykottaktion gegen jüdische Geschäfte im Mai 1933 beschrieb Walter Törber, seit 1931 Geschäftsführer des Reutlinger Kadep. Das „Kaufhaus der Einheitspreise“ war die Filiale einer Stuttgarter Firma mit jüdischen Besitzern osteuropäischer Herkunft, das Massenartikel zu einem günstigen einheitlichen Preis verkaufte.⁹⁴ „Ich befand mich in den unteren Geschäftsräumen, als ein Trupp SA-Angehöriger unter Führung des Standartenführer Schumacher den Laden betrat“, so Törber. „Vor die Eingangstür wurde ein SA-Posten gestellt. Schumacher sowie die übrigen Parteiführer kannte ich bis dahin gar nicht oder nur vom Sehen. Schumacher befahl dann, den Schallplatten-Übertragungsapparat abzustellen und sagte gleichzeitig zu mir, Sie sind der Geschäftsführer! Ich bejahte dies, und erhielt von ihm nun den Auftrag das Scherengitter zum Ladeneingang zu schliessen. Ich habe dies abgelehnt mit der Begründung, dass hierzu eine gesetzliche Verordnung nicht bestünde und ich deswegen die Schließung des Geschäfts nicht verantworten könne. Schumacher befahl hierauf einem SA Mann die Schließung vorzunehmen, gleichzeitig mussten alle Kunden beschleunigt das Geschäft verlassen. Schumacher hat dann das Personal zusammengerufen und erklärt, ihr geht jetzt nach Hause, die Gehälter werden von den Juden weiterbezahlt.“⁹⁵ Nach 24 Stunden durfte das Geschäft wieder geöffnet werden, die Hetze habe sich aber fortgesetzt. Über die Straße wurde ein Transparent mit dem Text: „Wer beim Juden kauft ist ein Landesverräter!“ gespannt und in gewissen Zeitabständen von der anderen Straßenseite aus fotografiert – wohl um die abzuschrecken, die gleichwohl das Geschäft betreten.

⁹⁴ Vgl. dazu Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 382–392. Durch das aus Amerika importierte Geschäftskonzept des Kadep sahen sich traditionelle mittelständische Geschäfte bedroht, die die Konkurrenz nur allzu gern loswerden wollten.

⁹⁵ StadtA Rt., AdN Nr. 851, Prot. 22. 8. 1945. Vgl. auch ebd., Schlussbericht OB, 6. 9. 1945; Christine Glauning: Vom politischen Haftlager zum „Spruchhammer“. Entnazifizierung im französisch besetzten Reutlingen, in: Reutlingen 1930–1950 (wie Anm. 1), S. 316–334, hier S. 321. Törber war, obwohl er jüdische Arbeitgeber hatte, im Stahlhelm führend aktiv und wurde im Mai 1934 Adjutant in Schumachers Reserve-Standarte. Der in Reutlingen kursierende Vorwurf, er habe den Boykott des Kadep selbst inszeniert, konnte in der Nachkriegszeit nicht erhärtet werden. Törber erhielt eines der höchsten Spruchkammerurteile in Reutlingen, weil er sich später das Kaufhaus Kahn aneignete.

V Konsolidierung und Wende während des „Dritten Reiches“

1 Alltag im „Dritten Reich“ und eine neue Rolle für Karl Schumacher

Zur Konsolidierung der NS-Herrschaft gehörte die zunehmende Erfassung der Gesellschaft in ihren öffentlichen und privaten Bereichen und die Durchdringung mit NS-Gedankengut. Es entstanden zahlreiche Untergliederungen der NSDAP sowie daran angeschlossene Verbände und Einrichtungen. Eine wichtige Funktion hatte aber auch die Inszenierung zahlreicher Feiern und öffentlicher Rituale, mit denen der Nationalsozialismus in den Alltag integriert werden sollte. In diesem Bereich lagen nun die neuen Hauptaufgaben der SA. Damit war für Karl Schumacher, dessen Amt als Sonderkommissar mit der Auflösung der Kommissariate am 1. 5. 1933 beendet war, wieder ein Rollenwechsel verbunden: Aus dem „Straßenkämpfer“ und hart durchgreifenden Sonderkommissar wurde nun ein SA-Repräsentant des öffentlichen Lebens, Reutlinger NS-Gemeinderat und politischer Festredner. „Die SA sollte bleiben, was sie war: Ein stahlharter Block von Kämpfern, die jederzeit allüberall für die große Sache des Führers eingesetzt werden können“, betonte Schumacher selbst in Bezug auf diese Veränderung. Seine Formulierungen deuten darauf hin, dass er selbst nicht ganz überzeugt war, diesen Rollenwechsel positiv zu sehen: Der Einsatz für den Führer, fuhr er fort, „erfolgte in zunächst nebensächlich erscheinenden, aber vom Ganzen aus gesehen doch wichtigen Dingen: Maifeier, Sonnwendfeier, Erntefeier, Gefallenenehrung, Bettlerrazzia, Verkehrskontrollen.“⁹⁶

Bei der Organisation und Durchführung sowie als Akteur bei Aufmärschen und Feiern kam der SA eine wichtige Rolle zu. SA, SS, HJ und Arbeitsdienst marschierten beispielsweise Mitte März bei den von NS-Kultusminister Mergenthaler angeordneten Schulfeiern hinter dem städtischen Orchester durch die Reutlinger Straßen und stellten sich dann im großen Viereck auf dem Marktplatz vor dem Rathaus auf. Karl Schumacher eröffnete die Kundgebung und appellierte an die Jugend, sich der nationalsozialistischen Bewegung anzuschließen. Seine Rede verband er mit heftigen Drohungen gegen Kommunisten, die Flugblätter verteilten, und gegen Hans Freytag, der beim Reichsbanner aktiv und Mitbesitzer des zu dieser Zeit immer noch privaten GEA war. Es sei erstaunlich, drohte Schumacher unverhohlen, dass dieser und andere aus gewissen Kreisen im Bürgertum, „die diesem roten Treiben schon jahrelang Vorschub geleistet“ hätten, es noch wagten, „unter einem anständigen Deutschland herumzulaufen“.⁹⁷

⁹⁶ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26).

⁹⁷ SKZ vom 20. 3. 1933; vgl. auch H. D. Schmid, Machtergreifung (wie Anm. 71), S. 33; M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 47.

Mit dem „Tag der nationalen Arbeit“ am 1. Mai luden die Nationalsozialisten das eigentlich in der Arbeiterbewegung entstandene Fest mit neuer Bedeutung auf. In Reutlingen gab es nach strengen reichsweiten Vorgaben eine riesige Demonstration mit 15.000 Menschen. Weitere Feiern wie Führers Geburtstag, Muttertag oder Gefallenengedenktage folgten im Jahresverlauf. Der alljährliche Parteitag der NSDAP Ende September war ein weiterer Anlass zur Selbstinszenierung. Parteigenossen und SA-Leute aus Reutlingen reisten, begleitet von Journalisten des Reutlinger Tagblatts, jedes Jahr dorthin nach Nürnberg. 80 Reutlinger SA-Männer seien im Verbund der Gruppe Süd-West mitmarschiert, berichtete Schumacher für 1933.⁹⁸

Die SA wurde weiter bei Straßensammlungen eingesetzt, die häufig und zu verschiedenen Anlässen durchgeführt wurden und eine wichtige Einnahmequelle der Partei waren.⁹⁹ Hinzu kamen Einsätze bei wichtigen Wahlen und Volksabstimmungen. Da die Nationalsozialisten mit den Wahlergebnissen die breite Zustimmung des Volkes zu ihrer Politik demonstrieren wollten, schreckte man nicht davor zurück, SA-Leute in den Wahllokalen zu postieren, die die Wähler kontrollierten und Kranke zum Wählen nötigten.¹⁰⁰

Nächtliche Kundgebungen und Fackelzüge wurden von den Nationalsozialisten wirkungsvoll inszeniert. Die SA war dabei Bestandteil der Veranstaltungschoreographie, beispielsweise bei einer Sudetenkundgebung im September 1938:

„Von dem Reutlinger Rathaus leuchten auf den weiten Marktplatz hinaus die Worte ‚Führer befehl, wir folgen!‘ Die Fahnen des neuen Reiches wehen um den Marktplatz, vor dem Rathaus lodern auf hohen Pilonen Feuerflammen, auf dem Platz selbst sind in weitem Viereck die Verbände und Gliederungen der NSDAP sowie die Werkscharen angetreten, an der Front ihre Fahnen, flankiert von Spruchbändern [...] Der Musikzug der SA-Standarte spielt zur Einleitung den Schwedischen Kriegsmarsch.“¹⁰¹

Wegen ihrer starken Präsenz während der Machtübernahme verzeichnete die SA im Frühjahr 1933 einen großen Zuwachs an Mitgliedern, der zu einer Neuorganisation führte. Anfang Juli wurden ältere SA-Männer der neu aufgestellten Reserve-Standarte 413 zugewiesen.¹⁰² Karl Schumacher machte innerhalb der SA weiter Karriere: Er wurde zum Führer des Sturmbanns V ernannt, der

⁹⁸ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26).

⁹⁹ Dazu Manfred Maul-Ilg: Unter dem Hakenkreuz – Die Parteiorganisation und ihr Einfluss auf Bereiche des öffentlichen Lebens in Reutlingen, in: Reutlingen 1930–1950 (wie Anm. 1), S. 73–129, hier S. 103 ff.

¹⁰⁰ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 412; M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 113 f.

¹⁰¹ Reutlinger Tagblatt, zitiert nach M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 111.

¹⁰² Vgl. auch zum Folgenden KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); KS, Erinnerungen Kampfzeit; StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

die Oberämter Nürtingen, Urach, Reutlingen und Tübingen umfasste. Gleichzeitig wurde er Standortführer der SA in Reutlingen.¹⁰³ Für die neu eingetretenen Kameraden, die laut Schumacher „so schnell als möglich zu hieb- und stichfesten Nationalsozialisten erzogen“ werden sollten, gab es weltanschauliche Schulungen und Sport, auch größere Geländeübungen und mehrtägige Märsche, schließlich im Juli 1933 eine große Fahrt an den Bodensee. Ende September 1933 wurde Schumacher Obersturmbannführer.

Zu Beginn des Jahres 1934 wurde die SA erneut umorganisiert: Reutlingen wurde unter der SA-Standortführung von Schumacher Sitz einer aktiven und einer Reserve-Standarte. Am 11. März 1934 erhielt Karl Schumacher den Auftrag, die SA Reserve-Standarte 1 Reutlingen aufzustellen und zu leiten. Die Standarte erhielt später die Bezeichnung R 125. Im April 1934 wurde der bisherige Stahlhelm dieser Reserve-Standarte eingegliedert, die sich dann auf dem Reutlinger Marktplatz bei einer Feier mit 2200 Mann präsentierte.¹⁰⁴

In dieser Zeit gab es noch weitere effektvolle Selbstinszenierungen der SA, die Schumachers Führungsposition betonten. So berichtete der GEA Anfang Juni 1934 in markigen, den militärischen Charakter betonenden Worten über eine Ehrendolch-Verleihung bei der SAR-Standarte: „Mit klingendem Spiel marschiert ein Sturm der SAR in den Hof hinter der großen Turnhalle ein, voraus ein Spielmannszug und die Musikkapelle. Ein paar scharfe Kommandos. Der Sturm steht. Vor ihm sind die alten Kämpfer der SAR Standarte angetreten. Nun kommt Obersturmbannführer Schumacher zu Pferd, begleitet von seinem Adjutanten. Der Sturmführer meldet. Dann erklingt der Präsentiermarsch. Obersturmbannführer Schumacher reitet die Front ab. Dann begrüßt er die alten Kämpfer. Für die ist der langersehnte Tag nun gekommen, wo sie für ihre treu geleisteten Dienste den ehrlich verdienten Ehrendolch erhalten [...] Das Deutschlandlied erklingt. Einzeln überreicht der Obersturmbannführer den alten Kameraden den Dolch mit einem festen Händedruck und einigen mahnenden und anerkennenden Worten.“¹⁰⁵ Wurde hier den SA-Männern noch ausdrücklich dafür gedankt, dass sie mit großer Opferbereitschaft „unter dem verflorenen System noch in der Drecklinie standen, nicht nur im politischen Kampfe, sondern oft auch im Kampfe um die wirtschaftliche Existenz“, ¹⁰⁶ änderte sich nach dem Röhm-Putsch am 30. Juni 1934, der reichsweit zu einem Bedeutungsverlust der SA führte, allmählich auch in Reutlingen das Ansehen der SA. Die auch von der Stadt finanziell unterstützte SS und andere Organisationen gewannen nach und nach an Wichtigkeit.¹⁰⁷

¹⁰³ Schumacher behielt diese Position, die immer der Standortälteste einnahm, mit kurzer Unterbrechung durch SS-Standartenführer Reinhardt, bis 1938.

¹⁰⁴ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26)

¹⁰⁵ GEA vom 4. 6. 1934.

¹⁰⁶ Reutlinger Tagblatt vom 4. 6. 1934, zitiert nach M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 99.

¹⁰⁷ Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 99.

Ab August 1934 wurde die SA wieder verkleinert. Es sei, versuchte Schumacher die Veränderung positiv darzustellen, all denen der Austritt aus der SA nahegelegt worden, „die gezeigt hatten, dass sie den seelischen Anforderungen des SA-Dienstes nicht gewachsen sind. Umso fester aber schlossen sich die übrigen zusammen.“¹⁰⁸ Intern häuften sich aber trotz dieser Beteuerungen die Animositäten und Streitereien. SA und Stahlhelm-Mitglieder verstanden sich nicht besonders gut.¹⁰⁹ Man stritt in der SA auch immer wieder über anonyme Briefe oder angeblich fehlende Ehrbezeugungen. Empfindlich reagierte Schumacher zum Beispiel, als seiner vom Nürnberger Parteitag zurückkehrenden Reserve-Standarte die Abholung vom Reutlinger Bahnhof durch den Musikzug II/125 verweigert wurde.¹¹⁰

Anlässlich von Hitlers Geburtstag am 20. April 1936 wurde Karl Schumacher vom Obersturmbannführer zum Standartenführer befördert und hatte damit die oberste regionale Stufe in der SA-Hierarchie erreicht.¹¹¹ In der Reutlinger Öffentlichkeit war Schumacher nun der führende SA-Repräsentant in der Stadt. Seit der Gleichschaltung des Gemeinderats zwischen März und Mai 1933 war er außerdem Ratsmitglied.¹¹² Er spielte in dem zu keinen echten Entscheidungen mehr legitimierten Gremium allerdings keine markante Rolle.¹¹³ Seit 1935 war Schumacher auch Mitglied der NSV, von 1935 bis 1940 Mitglied des Aufsichtsrats der Konsumgenossenschaft Reutlingen, seit 1936 Mitglied der DAF und von 1935 bis 1937 Vorsitzender der Reutlinger Kriegsgräberfürsorge.¹¹⁴ Als Mitglied des städtischen Fürsorge-Ausschusses scheint er tatsächlich eine hilfsbereite Seite seiner Persönlichkeit gezeigt zu haben. Jedenfalls sagte in der Nachkriegszeit Stadtoberinspektor Hermann aus, Schumacher sei in den Sitzungen immer sehr aufmerksam gewesen, er habe sich stets für die unverschuldet Armen und eine Erhöhung ihrer Unterstützung eingesetzt. Er habe „nicht darauf gesehen, ob sie in der Partei waren oder nicht.“¹¹⁵

Bei wichtigen Anlässen wie der Amtseinsetzung des NS-Oberbürgermeisters Dr. Richard Dederer im Oktober 1933 war Schumacher bei der öffentlichen Präsentation im Ratssaal und auf dem Marktplatz direkt hinter Dederer

¹⁰⁸ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26).

¹⁰⁹ Vgl. dazu z. B. StadtA Rt., AdN, Nr. 851, Walter Törber an OB Kalbfell, 22. 8. 1945.

¹¹⁰ StadtA Rt., AdN, KS an SA-Brigade Württ. Nord, Stuttgart, 22. 9. 1933.

¹¹¹ StadtA Rt., S 74 Sammlung Serger, Kopie Zeitungsartikel 20. 4. 1936; vgl. auch StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

¹¹² Dazu M. Maul-Ilg, Machtübernahme (wie Anm. 61), S. 54–59.

¹¹³ Vgl. z. B. StadtA Rt., S 74 Sammlung Serger, Ordner Personen/KS, Gemeinderatsbeschluss vom 7. 2. 1935 (Antrag von Schumacher, die NS-Zeitschrift „Der Stürmer“ zu abonnieren und öffentlich auszuhängen).

¹¹⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Kreisuntersuchungsausschuss (im Folgenden KUA), 21. 9. 1948; ebd., Fragebogen Entnazifizierung KS.

¹¹⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

und Gauleiter Murr platziert.¹¹⁶ Im Januar 1937 überreichte Schumacher (als Standartenführer war er dazu in der Lage) Oberbürgermeister Dederer einen SA-Ehrendolch und ernannte ihn zum Ehren-Sturmbannführer. Dederer hatte bisher Parteiuniform getragen, was nun verboten wurde, ohne ein entsprechendes Parteiamt auszuüben. Die SA-Ehrung ermöglichte ihm, weiterhin bei offiziellen Anlässen eine Uniform zu tragen.¹¹⁷

Gute Beziehungen hatte Schumacher auch zum Reutlinger Hauptmann der Landespolizei Albert Memminger, der Schumacher ja bereits vor der Machtübernahme unterstützt hatte und ihm nun gerne öffentlich bescheinigte, er führe „einen sehr soliden und nüchternen Lebenswandel“, zeige als Stadtrat „stets große Rührigkeit zum Segen der Bevölkerung“, genieße als SA-Führer „allgemeines Ansehen“ und sei bei seinen untergebenen Kameraden „geschätzt und beliebt“.¹¹⁸ Allerdings passten Schumachers weiterhin auch öffentlich in Erscheinung tretendes cholerasches und rüdes Verhalten und seine unberechenbaren Wutanfälle nicht in dieses Bild. Er hatte die Angewohnheit, Leuten, welche die Hakenkreuzfahnen bei Kundgebungen nicht zackig genug grüßten, rauchten oder beim Spielen der Hymnen keinen ehrenvollen Knicks machten, auf offener Straße den Hut vom Kopf zu schlagen oder sie zu ohrfeigen. „Als ‚Watschenmann‘ ist er geradezu in die Reutlinger Stadtchronik eingegangen“, schrieb das Schwäbische Tagblatt in der Nachkriegszeit. „Er war der richtige ‚Schläger‘ und wenn er die seinerzeit ausgeteilten Ohrfeigen dereinst von seinen Opfern mit Zinsen zurückerhalten sollte, würde ihm das viele, sehr viele bange Stunden einbringen.“¹¹⁹

Karl Schumacher war ebenso wie seine Frau Karoline evangelisch und sah zunächst keinen Widerspruch zwischen seiner Konfession und seinem SA-Engagement, integrierte vielmehr sogar kirchliche Elemente in seine SA-Übungen.¹²⁰ Stadtpfarrer Baur begleitete anfangs SA-Ausmärsche, auch Feldgottesdienste und Kirchenbesuche gehörten dazu. Zum großen Konfirmationsfest seines Sohnes im April 1936 gratulierten auch Kameraden aus der

¹¹⁶ StadtA Rt., S 102 Nr. 4, Fotoalbum mit führenden Reutlinger Nazigrößen.

¹¹⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 341, Richard Dederer an den Direktor des Internierungslagers, 5. 7. 1946. Sturmbannführer seit 30. 1. 1937, Obersturmbannführer 1938.

¹¹⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Leumunds-Auskunft KS, Polizei Reutlingen, 5. 1. 1935.

¹¹⁹ Schwäbisches Tagblatt vom 16. 9. 1947, Reutlingen zum Rottenburger Urteil. Dieses Verhalten wurde Schumacher auch beim Spruchkammerverfahren vorgeworfen, vgl. StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2676/005. Ähnlich auch StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948, Aussage Strobel; ferner StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946. Vgl. auch StadtA Rt., Württ. Polizeidirektion Reutlingen Nr. 90, Meldung Schutzpolizei 4. 8. 1935.

¹²⁰ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Karl Schumacher, Bericht über den Vorgang beim bischöflichen Palais in Rottenburg, 4. Januar 1946. Vgl. zur Kirche in Reutlingen M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 84–87.

SA-Standarte R 125 dem „jungen Mitstreiter Egon Schumacher“. ¹²¹ Als die Kluft zwischen den Kirchen und den Nationalsozialisten wuchs, wurden NSDAP-Mitglieder unter Druck gesetzt, aus der Kirche auszutreten, was zu einer Austrittswelle führte. Auch Karl Schumacher wollte sich diesem Druck offenbar nicht entziehen und trat bereits 1936, also kurz nach der großen Konfirmationsfeier des Sohnes, aus der evangelischen Kirche aus. 1946 sollte er wieder eintreten. ¹²²

2 Höhepunkt und Umschwung 1937: Die Verabschiedung Schumachers aus dem aktiven SA-Dienst

Auf den 15. März 1937 wurde die SA reichsweit ein weiteres Mal umstrukturiert. Die Reservestürme wurden aufgehoben und in die aktive SA eingegliedert. Davon war auch Schumachers Reservestandarte 125 betroffen, deren beide Stürme nun im SA-Sturm 4/125 zusammengefasst wurden. ¹²³ Die Mitglieder im Alter von 35 bis 45 Jahren wurden in die SA II überführt, die über 45 Jahre alten Kameraden verblieben in der Reserve. Da alle Standartenführer künftig hauptamtlich arbeiten sollten, nicht mehr ehrenamtlich wie Karl Schumacher, trat dieser von seinen Führungsansprüchen zurück und wurde Standartenführer zur besonderen Verwendung (z. B. V.). Schumacher selbst stellte seine Entscheidung als eine freiwillige dar, Gesundheit und Zivilberuf zwängen ihn dazu. „Die Führung einer Standarte“, erklärte er in der Rede bei seiner Verabschiedung, „erfordert jetzt soviel Zeitaufwand, dass es selbst beim besten Willen für die Zukunft unmöglich ist, eine Standarte ehrenamtlich zu führen, und meinen Beruf, an dem ich mit Leib und Seele hänge, kann und werde ich nie aufgeben, auch habe ich eine Familie an die ich denken muß und das können Sie mir meine Kameraden ebenfalls nicht verübeln, denn es wird kaum einen S. A. Führer geben, der schon soviel an Gut und an Gesundheit geopfert hat und wenn es einfach nicht mehr sein kann, dann muß man den richtigen Schneid aufbringen und einfach sagen ‚Es geht einfach nicht mehr‘“ ¹²⁴

Es liegt aber nahe, dass man für Schumacher mit seinen 48 Jahren keine Verwendung im aktiven Dienst mehr hatte. Bereits vorher hatte er sich, wie er später zugab, bei seiner Beförderung zum Führer der Reservestandarte ein wenig aus dem aktiven Dienst „abgedrängt“ gefühlt, und nun gab es keine

¹²¹ StadtA Rt., AdN Nr. 818; StadtA Rt., Mappe KS 362–50–1, Brief M. Habelian an Familie Schumacher, 6. 4. 1936. Vgl. eine Abbildung der Glückwunschkarte an Egon Schumacher bei M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 122.

¹²² StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Fragebogen Entnazifizierung KS; ebd., Sitzung 16. 11. 1948.

¹²³ StadtA Rt., Sammlung Serger, Mappe KS, Reutlinger Tagblatt vom 11. 3. 1937.

¹²⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, hs. Redemanuskript, o. D. [März 1937]; vgl. auch StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Teil 1, Bericht Landespolizei-Direktion Tübingen, 11. 6. 1946.

Reserveformation mehr. Außerdem spielte es sicher eine Rolle, dass Schumachers Person trotz des Rollenwechsels der vergangenen Jahre immer noch eng mit dem SA-Verhaltenskodex der „Kampfzeit“ und der Machtübernahme verbunden war. Straßenkämpfe, offene Gewalt und Disziplinlosigkeit waren aber in der SA, deren Stellung in der NSDAP ohnehin geschwächt war, nicht mehr opportun.¹²⁵

Die Verabschiedung Karl Schumachers aus dem aktiven Dienst wurde jedenfalls prächtig gefeiert. Noch vor der eigentlichen Feier am 10. März 1937 wurde Schumacher mit einem Fackelzug seiner SAR-Kameraden „überrascht“, die damit ihren „Dank für alles, was er ihnen in den Kampfzeiten und nach der Machtergreifung war, zu lebendigem Ausdruck“ bringen wollten, wie das Reutlinger Tagblatt formulierte.¹²⁶ Aus dem ganzen Standartenbereich seien Kameraden versammelt gewesen, sogar aus Ebingen und aus dem Hohenzollerischen. „Ein schier endloser Zug bewegte sich abends 9 Uhr unter Marschklingen die Lederstraße hinauf, die Steinenbergstraße hinaus vor die Wohnung des Standartenführers in der Schlegelstraße.“ Im „hellen Schein“ der Fackeln marschierte die SA „in breiter und tiefer Kolonne“ vor dem Wohnhaus auf, Sturmbannführer Meyer richtete kurze Worte des Dankes und der Verehrung an den auf dem Balkon des Hauses stehenden Standartenführer. Schumacher habe „in ebenso kurzen, markanten Worten“ gedankt „für all die Liebe, die ihm von seinen Kameraden immer entgegengebracht wurde und die ihm Inhalt seines Lebens geworden ist.“ In der Bundeshalle folgte um 20 Uhr mit der gesamten SA die offizielle Abschlussfeier, auf der Adjutant Törber noch einmal den „Geist der Kameradschaft“ beschwor, „wie er gerade Kamerad Schumacher zu eigen war, und wie diese Kameradschaft in diesen vier Jahren allen Vorbild wurde und Vorbild bleiben wird auch in der neuen Formation.“¹²⁷ Der Musikzug der SAR 125 spielte, und Schumacher selbst hielt eine emotionale Rede, in der er sein Selbstverständnis als SA-Führer noch einmal offenlegte.¹²⁸ Die „stolze und schöne Standarte R 125“ ziehe „in Ehre und stolzem Bewusstsein“ ihre Fahnen ein, so Schumacher, weil selbst der kleinste SA-Mann sich durch „seine Treue und Pflichterfüllung“ ihm gegenüber ausgezeichnet habe. „Einfach und bescheiden“, so sah dies Schumacher, sei er selbst zur SA gekommen, und gegen sich selbst hart in jeder Beziehung sei er Standartenführer gewesen. Er werde auch in Zukunft keinen Stolz kennen, denn die starken Grundpfeiler des SA-Führers seien Kameradschaft, Einfachheit, Bescheidenheit und Nüchternheit, alles andere werde keinen Bestand haben. Nicht materiellen Reichtum nehme er mit, sei aber in

¹²⁵ Müller/Zilkenat, Bürgerkriegsarmee (wie Anm. 24), S. 16 ff.; StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

¹²⁶ StadtA Rt., Sammlung Serger, Mappe KS, Reutlinger Tagblatt vom 11. 3. 1937.

¹²⁷ Ebd.

¹²⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, hs. Redemanuskript, o. D. [März 1937].

der SA reich geworden, weil „seine“ SA-Männer ihm ihr gutes Herz und ihr Vertrauen geschenkt hätten und er dies nie missbraucht habe. Schumacher versprach, „ich werde in meiner ganzen Lebenseinstellung S. A. Mann sein, bis in mein hohes Alter, ich werde immer Euer Schumacher bleiben.“¹²⁹

Führer der neu organisierten Standarte wurde Georg Asmuss, der ursprünglich aus Offenburg stammte und ein „alter Kämpfer“ mit goldenem Parteiabzeichen war. Er hatte Anfang der 1930er-Jahre einen der frühen SA-Stürme in Tübingen geführt, aus dem dann auch der erste Reutlinger Sturm hervorgegangen war.¹³⁰ Dass der Übergang nicht ganz so harmonisch war, geht aus späteren Aussagen von Asmuss hervor: Er habe seinerzeit Schumacher auf dienstlichen Befehl hin als Standartenführer abgelöst, berichtete Asmuss, und „Schumacher hat mir, wie ich aus seinem Benehmen mir gegenüber entnommen habe, diese Ablösung persönlich nachgetragen. Etwas Direktes kann ich nicht angeben, aber jedenfalls hatte ich immer das Gefühl davon. Wir haben hauptsächlich wohl deshalb auch keinen näheren persönlichen Konnex miteinander gehabt.“¹³¹ Sturmbannführer Meyer übernahm den neu gebildeten Reutlinger Sturm. Schumacher blieb noch bis 1938 Standortältester und stand der Brigade als Inspekteur zur Verfügung.

3 Karrierebruch

„In den Herzen aller seiner Kameraden, seiner ihm näher stehenden Volksgenossen“ habe sich Karl Schumacher durch seine Taten und Eigenschaften „ein bleibendes Denkmal gesetzt“, hatte das Reutlinger Tagblatt bei Schumachers Verabschiedung erklärt, um eilig hinterherzuschieben, das sei aber nicht etwa als „Nachruf“ zu verstehen, „denn Standartenführer Schumacher bleibt ja nach seiner eigenen Versicherung SA-Kamerad; er gehört nach wie vor dem Leben, und ohne die SA wäre ein solches für Kamerad Schumacher ja nicht denkbar.“¹³² Trotz dieser Beteuerungen war die Verabschiedung eine Zäsur für Schumacher.

Zur weiteren Distanzierung von der SA kam es durch einen Vorfall im Sommer 1937 bei der nächtlichen Begrüßungszeremonie für die vom Nürnberger Parteitag heimkehrenden SA-Aktiven, die auf dem Reutlinger Marktplatz vor 2000 Uniformträgern eine neue geweihte Standarte präsentierten.¹³³ Auch Karl Schumacher war bei der Feier als Standortältester anwesend und trug bei dieser Gelegenheit an seiner SA-Uniform ein Eisernes Kreuz Erster Klasse.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ KS, So wurden wir groß! (wie Anm. 26); StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Erinnerungen Kampfzeit.

¹³¹ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Aussage Georg Asmuss, 9. 9. 1947.

¹³² StadtA Rt., Sammlung Serger, Mappe KS, Reutlinger Tagblatt vom 11. 3. 1937.

¹³³ Vgl. dazu M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 98.

Zwar besaß Schumacher seit 1935 ein Ehrenkreuz für Frontkämpfer,¹³⁴ ein EK I, eine der höchsten deutschen Kriegsauszeichnungen und weitaus seltener, war ihm im Ersten Weltkrieg aber nie verliehen worden. Diese Anmaßung sorgte für Verärgerung und Kopfschütteln. Ein Parteigenosse versuchte wohl auch, eine Spottanzeige aufzugeben mit dem Inhalt „Christus trug das große Kreuz, so wie Du das Kleine. Er trug es aber unverdient, so wie Du das Deine.“¹³⁵ Das Reutlinger Tagblatt verweigerte die Veröffentlichung „wegen Unverständlichkeit“. Karl Schumacher war aber offenbar inzwischen in einer Position, die ihn angreifbar machte. Kreisleiter Otto Sponer, mit dem Schumacher noch nie gut ausgekommen war und im Lauf der Jahre immer wieder Streitigkeiten ausgetragen hatte, beantragte nun ein Parteigerichtsverfahren gegen Schumacher.¹³⁶ Schumacher selbst erklärte später dazu, das Verfahren sei durchgeführt worden „mit dem Zweck mich von der Partei loszubekommen“.¹³⁷ Er habe aber bereits im Vorfeld aus eigenen Stücken heraus seiner damaligen vorgesetzten Dienststelle der SA-Gruppe gemeldet, dass er eine Auszeichnung ohne ordnungsmäßigen Ausweis getragen habe und dieselbe ablege. Vor dem Gaugericht habe er dann um Amnestie gebeten, die ihm auch zugebilligt worden sei.

Obwohl er straffrei blieb und auch sein Amt als Stadtrat behalten konnte, verlor Schumacher durch diesen Vorfall an öffentlichem Ansehen. In einem Bericht von 1945 hieß es, er sei durch das SA-Gericht zum Teil kaltgestellt worden; man spottete über seine „Eitelkeit als Ordensträger“.¹³⁸ Er selbst gab später an, unter dem Vorfall „viele Jahre moralisch gelitten“ zu haben.¹³⁹

Zu den Streitigkeiten mit Kreisleiter Sponer kamen, so Schumacher selbst, Differenzen mit seiner vorgesetzten SA-Dienststelle, der Brigade 56 in Ulm, insbesondere dem Brigadeführer Erich Hagenmeyer. In der Nachkriegszeit sollte sich Schumacher seine schlechten Beziehungen nach Ulm dadurch schönreden, dass er sich zum Fürsprecher des kleinen SA-Mannes hoch-

¹³⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Verleihungsurkunde für Schumacher vom 19. 1. 1935, ausgestellt von Memminger. Vgl. allg. Reichsgesetzblatt Nr. 81 vom 15. 7. 1934, S. 619 f. Das Ehrenkreuz, eine von Hindenburg 1934 zum 20. Jahrestag des Ersten Weltkriegs gestiftete, nach dessen Tod im Namen Adolf Hitlers verliehene Auszeichnung für Weltkriegsteilnehmer und ihre Hinterbliebenen, wurde etwa zehn Millionen Mal verliehen und war damit weit verbreitet.

¹³⁵ Vgl. dazu M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 98. Ob KS das Eiserne Kreuz hier zum ersten Mal getragen hat oder bereits vorher, ist unklar.

¹³⁶ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945. Vgl. auch ebd., Aussage Karoline Schumacher, 26. 4. 1946. Vgl. zum Streit mit Sponer auch StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Bericht über meine Tätigkeit im Volkssturm Rottenburg, 3. 1. 1946. Vgl. zu Sponer StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2678/179; StadtA Rt., AdN Nr. 761; auch M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 93.

¹³⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

¹³⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946.

¹³⁹ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell, 16. 9. 1947.

stilisierte, was den hohen „Herren der S.A.Führung“, die sich mehr für Jagden mit ihresgleichen interessierten, nicht gepasst habe. Dadurch sei er „von einer Ungnade in die andere“ gefallen und „dann hatte ich es verspielt, ich musste bei der Brigade in Ulm vorreiten und dann wurde mir bedeutet, dass ich keinen Corps Geist besitze“. ¹⁴⁰ Aus Schumachers Weltsicht wurde in der SA nur befördert, wer Geld hatte. Deshalb habe man, erklärte er in einer Mischung aus Selbstmitleid und Selbsterkenntnis, „an den *alten Schumacher* [...] längst nicht mehr gedacht, er war recht, mit der Straße zu marschieren, als Kläffer zum Wau-Wau machen vorgetrieben“, danach habe man ihn abgeschrieben.

In der Folgezeit zog sich Karl Schumacher aus der SA und aus dem öffentlichen Leben in Reutlingen völlig zurück, besuchte keine Versammlungen mehr. Sogar seine SA-Uniform habe er „ab 1937 nur noch 2–3 Mal und ab 1939 überhaupt nicht mehr getragen.“ ¹⁴¹ Im März 1940 sollte Karl Schumacher nach eigenen Angaben „ganz und freiwillig“ aus der SA austreten. ¹⁴² Sein Rückzug beinhaltete auch, dass er fortan keine Gemeinderats- und Kreisrats-sitzungen mehr besuchte. ¹⁴³ Als Stadtrat war Schumacher ohnehin wenig aufgefallen. Der Ratssaal war nie sein bevorzugter Agitationsraum gewesen, für das politische Handeln, Argumentieren und Taktieren hatte er keine Begabung. Den begrenzten Handlungsspielraum im gleichgeschalteten Gremium sollte er später in der Nachkriegszeit als Vorwand nehmen, seinen Misserfolg und sein siebenjähriges Fernbleiben von den Sitzungen zu rechtfertigen. Was hätte er dort auch tun sollen, erklärte er beschönigend im Rückblick, „den Kopf nicken wie das Magermännle im Spital, das war immer mein Ausdruck.“ Er habe keine „Stroh puppe“ sein wollen und auch „kein Dackel, dem der Kreisleiter alles befiehlt“. ¹⁴⁴

Das Jahr 1937 leitete also eine bedeutende Umorientierung in Schumachers Biographie ein. Durch seine Gewaltpolitik hatte er der regionalen SA Anfang der 1930er Jahre Geltung verschafft und sich damit gleichzeitig einen wichtigen Platz innerhalb der SA-Gemeinschaft gesichert. Nach der Machtübernahme baute er durch besonders konsequentes und gewalttätiges Befolgen von Befehlen seine Position innerhalb der SA und darüber hinaus in der Stadtöffentlichkeit weiter aus. Sein Bedürfnis, einer Gemeinschaft anzugehören, die aus seiner Sicht Werte wie Kameradschaft, Treue und Pflichterfüllung

¹⁴⁰ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

¹⁴¹ StA Sigmaringen, Ho 400 T2 Nr. 584, VU, Bericht Landespolizei-Direktion Tübingen, 11. 6. 1946; vgl. auch StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 16. 11. 1948; StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karoline Schumacher, 26. 4. 1946.

¹⁴² StadtA Rt., AdN Nr. 818, Befragung KS, 13. 6. 1947. Die Angaben 15. 3. 1939 oder 15. 3. 1940 für das Austrittsdatum, die Schumacher an anderen Stellen macht, sind falsch.

¹⁴³ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 16. 11. 1948. Schumacher war Kreis-Kommissionsmitglied beim Landratsamt.

¹⁴⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

verkörperte, und darin eine bedeutende Stellung einzunehmen, dürfte die Hauptmotivation für sein Handeln gewesen sein. Auch Hans Kern, Reutlinger Landrat der frühen Nachkriegszeit, urteilte 1948, er nehme an, dass für Schumacher seine Position als Sturmbannführer und späterer Standartenführer „eine Prestigefrage“ war und Schumacher „in dem Bestreben, eine Rolle zu spielen, der NSDAP beitrug und dieselbe unterstützte.“¹⁴⁵ Ende 1937 hatte Schumacher nun also seine wichtige Position in der SA-Gemeinschaft verloren und sein Prestige hatte massiv gelitten. Doch vor seinem kompletten Rückzug aus dem SA-geprägten Leben sollte Schumacher 1938 durch einzelne gewaltsame Aktionen von sich reden machen. Ob er sich durch übereifriges Befolgen von Befehlen wieder für weitere Aufgaben innerhalb der SA empfehlen wollte oder ein Ventil für angestaute Aggressionen benötigte, bleibt unklar.

VI Neue Gewaltexzesse

1 Sturm auf den Amtssitz des Bischofs von Rottenburg 1938

Die Nationalsozialisten hatten sich vor 1933 kirchenfreundlich gegeben und bei der Machtübernahme verhielten sich die Reutlinger Christen in der Mehrheit neutral bis wohlwollend. Die Kluft zwischen Kirche und Nationalsozialisten wuchs in den folgenden Jahren, als die Nazis begannen, von den Kirchen eine Unterordnung unter ihre Weltanschauung zu fordern. Die Gegensätze spitzten sich zu, als sich 1937 auch in Reutlingen die Mehrheit der Geistlichen beider Konfessionen weigerte, ein für den Religionsunterricht gefordertes Treuegelöbnis auf den Führer abzulegen. Ihr Vorbehalt, dass Gott die letzte Gewissensinstanz sein sollte, wurde nicht akzeptiert. Kreisleiter Sponer ging in Reutlingen besonders massiv gegen die Eidverweigerer vor, ließ in sechs Sälen Protestveranstaltungen mit herbeigetrommelten SA- und SS-Leuten abhalten, auf denen die Pfarrer beschimpft wurden. Sein Plan, auch vor den Pfarrhäusern Demonstrationen zu organisieren, wurde offenbar von Karl Schumacher verhindert, der immer noch Standortältester war und Sponer ausrichten ließ, wenn Unruhen vor den Pfarrhäusern entstünden, würde das Militär eingreifen.¹⁴⁶

Während in Reutlingen diese Streitigkeiten vor allem zwischen der evangelischen Kirche und den Nazis ausgetragen wurden, gehörten die Konflikte

¹⁴⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 20 Aussage Hans Kern, 21. 10. 1948.

¹⁴⁶ Lebenserinnerungen von Hermann Streitberger (Typoskript in Privatbesitz), S. 66, zitiert nach M. Maul-Ilg, Hakenkreuz (wie Anm. 99), S. 86. Streitberger war einer der Reutlinger Pfarrer, die den Eid verweigert hatten. Vgl. allg. zum Vorfall auch Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 465–468.

zwischen der katholischen Kirche und dem NS-Staat, regional sichtbar in den Auseinandersetzungen mit dem Rottenburger Bischof Sproll, in einen anderen Kontext. Die Gegensätze steigerten sich 1938 zu offenen Angriffen gegen das katholische Kirchenoberhaupt. Als bei der Reichstagswahl vom 10. April 1938 Hitlers Politik und gleichzeitig auch der Anschluss Österreichs mit der auf dem Wahlzettel bereits vorgegebenen Zustimmung legitimiert werden sollten, blieb Bischof Sproll der Wahl fern, obwohl großer Druck ausgeübt wurde, wählen zu gehen.¹⁴⁷ Gleich am Montag nach der Wahl setzten zum ersten Mal organisierte gewalttätige Demonstrationen in Rottenburg ein. Ein Zug von 500 Personen zog nach der Wahlfeier vor das Palais des Bischofs, intonierte Sprechchöre mit „Lump“ und „Volksverräter“ und warf Fenster ein.

Bei weiteren Protestveranstaltungen im Juli 1938 wurden Teilnehmer aus der ganzen Region zusammengetrommelt. In Reutlingen war erneut Kreisleiter Sponer sehr aktiv, möglichst viele Parteigenossen aufzustacheln. Er gab später an, den Befehl dazu von der Gauleitung per Telefon erhalten zu haben.¹⁴⁸ Am 23. Juli 1938, bei der dritten Veranstaltung, waren 2500 bis 3000 Demonstranten anwesend, laut Sponer davon 150 bis 200 aus Reutlingen. Unter ihnen war auch Karl Schumacher. Die Aktion, so heißt es in einem Bericht der Berliner Gestapo, „glitt den von der Partei bestellten verantwortlichen Parteigenossen vollständig aus der Hand. Ungefähr 150 bis 200 Menschen drangen in das Palais ein, durchsuchten die Zimmer, warfen Akten aus den Fenstern und durchwühlten die Betten in den Zimmern des Palais. Ein Bett wurde angezündet. Bevor das Feuer auf die übrigen Einrichtungsgegenstände des Zimmers und des Palais selbst übergriff, konnte das lichterloh brennende Bett aus dem Fenster geworfen und das Feuer gelöscht werden.“¹⁴⁹ Bischof Sproll und der Freiburger Erzbischof Groeber wurden in der Kapelle belästigt.

Karl Schumacher berichtete später, er sei von der Kreisleitung aufgefordert worden, an diesem Abend in Rottenburg in Zivil ohne Parteiabzeichen zu erscheinen, um an einer Protestkundgebung teilzunehmen.¹⁵⁰ In diesem Fall scheint sich Schumacher also Sponers Wünschen nicht widersetzt zu haben. In einem ausführlichen Rechtfertigungsbericht von 1946 betonte Schumacher

¹⁴⁷ Dazu: P. Sauer, *Württemberg* (wie Anm. 64), S. 100–204, bes. S. 203 f.; Dominik Burkard: *Joannes Baptista Sproll: Bischof im Widerstand* (Mensch – Zeit – Geschichte), Stuttgart 2013, S. 95 ff.

¹⁴⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 761, Aussage Otto Sponer, 21. 1. 1946. Sponers extrem kirchenfeindliche Aktionen wurden später im Spruchkammerverfahren besonders negativ vermerkt, vgl. StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2678/179.

¹⁴⁹ Fernschreiben Gestapo Berlin an Gestapo Nürnberg, 24. 7. 1938, zitiert nach: *Rottenburg im Nationalsozialismus. Von der Machtergreifung zum Kriegsbeginn 1933–1939*, hrsg. von Karlheinz Geppert, Rottenburg 2009, S. 2. Allgemein zur Aktion vom 23. 7. 1938 mit Dokumenten vgl. *Die Vertreibung von Bischof Joannes Baptista Sproll von Rottenburg 1938–1945*, hrsg. von Paul Kopf und Max Miller, Mainz 1971, S. 154 ff., 181–203.

¹⁵⁰ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Vorgang Rottenburg, 4.1.1946.

allerdings, er habe keine aktive Rolle bei der Veranstaltung gehabt, sondern vielmehr versucht, schlimmere Ausschreitungen zu verhindern. „In Verbindung mit geschäftlichen Angelegenheiten“ sei er mit seinem Geschäftswagen in Rottenburg angekommen und habe dort bereits größere Menschenansammlungen vorgefunden, die dann in Richtung Bischofspalais marschiert seien.¹⁵¹ Dort hätten Jugendliche durch Sprechchöre und Radaugerät großen Lärm verursacht, dessen Grund von den Umstehenden nicht zu ersehen war. Bereits in das Palais eingedrungene junge Burschen seien aufgefordert worden, dasselbe sofort zu verlassen, andernfalls würde Gewalt gegen sie angewendet. Schumacher sah sich nun „gezwungen, gegen die vor dem Palais lärmende und tobende Jugend einzuschreiten“, unterstützt durch „mehrere lebenserfahrene Männer meines Bekanntenkreises.“ Den zufällig anwesenden und ihm bekannten Pfullinger NS-Mann Wilhelm Bernhard habe er aufgefordert, jeden weiteren Zutritt zum Palais unter Umständen unter Anwendung der Waffe zu verhindern. Bernhard bestätigte, dass Schumacher ihm befohlen habe, die Eingangstür zu bewachen.¹⁵²

Dass Schumacher selbst auch im – später schwer verwüsteten – Palais gesehen wurde, rechtfertigte er damit, dass zwei Männer in einem Kraftwagen im Auftrag des Gauleiters Murr befohlen hätten, die Demonstration aufzulösen. Deshalb habe er sich verpflichtet gefühlt, „nun auch das Innere des Palais von Eindringlingen zu säubern, was auch restlos durchgeführt wurde.“¹⁵³ Was dabei an Schäden verursacht wurde, habe er „infolge der herrschenden Dunkelheit und der Kürze der Zeit nicht feststellen“ können. Wegen des Gerüchts, dass Jugendliche die Reifen seines Autos durchschnitten hätten, sei er außerdem zweimal zu dessen Abstellplatz in der Nähe des Bahnhofs gegangen, „so daß ich über die Vorgänge während dieser Zeit nicht genau unterrichtet bin.“

Was genau Schumacher in Rottenburg letztlich getan hat und welche Motive ihn dazu trieben, muss im Unklaren bleiben. Auch das Tübinger Landgericht konnte 1947 Schumachers Selbstdarstellung in wesentlichen Teilen nicht widerlegen.¹⁵⁴

2 Gewaltaktionen in der Reichspogromnacht

Während Schumachers Rolle bei der Rottenburger Aktion nicht ganz geklärt werden konnte, gibt es keinen Zweifel daran, dass Schumacher in der Reichspogromnacht am 9./10. November 1938 die Verwüstung zweier jüdischer Geschäfte in Reutlingen und die Zerstörungsaktion gegen die Hechinger Synagoge geleitet hat. Es bleiben aber auch hier viele Details im Dunkeln.

¹⁵¹ Ebd.

¹⁵² StadtA Rt., AdN Nr. 298, Bericht Wilhelm Bernhard, 16. 4. 1946.

¹⁵³ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Vorgang Rottenburg, 4. 1. 1946.

¹⁵⁴ Vgl. Kap. IX.2.1.

In der Nacht vom 9. auf 10. November 1938 gab es reichsweit eine Welle von jüdenfeindlichen Ausschreitungen, Brandstiftungen, Plünderungen und Zerstörungen. Die Nationalsozialisten stellten diese planmäßig vorbereiteten Taten als spontane Aktionen des Volkzorns dar. Die ansonsten allgemein gegenüber SS und anderen Gliederungen vom Bedeutungsverlust bedrohte SA fand bei diesen Taten wieder einmal Verwendung. Allein in Württemberg wurden neben zahlreichen Zerstörungen 18 Synagogen niedergebrannt und zwölf weitere verwüstet, zu denen auch die Hechinger Synagoge gehörte.¹⁵⁵

In Reutlingen begann der frühe Abend des 9. November zunächst mit der alljährlichen pompös begangenen Gedenkfeier der Nationalsozialisten für die beim Hitlerputsch 1923 getöteten „Helden der Bewegung“. Schumacher hatte zu diesem Zeitpunkt als Standortältester in der Öffentlichkeit durchaus immer noch eine herausgehobene Rolle, auch wenn er nicht mehr Standartenführer war. Die Fahnenabordnungen der Formationen marschierten, wie das Reutlinger Tagblatt schrieb, mit Schumacher an der Spitze mit Fanfarenstößen und Trommelwirbel in die neu gebaute und voll besetzte Friedrich-List-Halle ein. Dort trat Schumacher „vor das Mikrofon, die Fahnen senken sich, die Trommler rühren ihre Felle, der SA-Musikzug intoniert gedämpft das Lied vom guten Kameraden, und über diese packend-untermalende Begleitung hinweg werden sie gerufen, die Namen derer, die auf dem Felde stehen, werden sie gerufen gleich wie am Vormittag vor dem Kriegerehrenmal. Kommandos [...] Fahnen hoch, Fahnen ab, rührt Euch! – und der Sprecher der SA spricht Worte von Gerhard Schumann aus der heldischen Feier, spricht, dass wir von diesen stummen Toten sind zum atemlosen, harten Werk entboten.“¹⁵⁶

Nach der Feier wieder zu Hause, erhielt Karl Schumacher in derselben Nacht nach Mitternacht einen Telefonanruf des amtierenden Reutlinger SA-Obersturmbannführers Albert Marion.¹⁵⁷ Dieser hatte den Auftrag, einen geheimen Befehl des Ulmer SA-Brigadeführers Erich Hagenmeyer an Schumacher weiterzugeben mit dem Inhalt: „Judenaktion ist sofort durchzuführen, in bürgerlicher Kleidung ohne Parteiabzeichen.“ Schumacher ließ sich

¹⁵⁵ P. Sauer, Württemberg (wie Anm. 64), S. 159.

¹⁵⁶ Reutlinger Tagblatt vom 10. 11. 1938, zitiert nach Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 345. Vgl. auch ebd., GEA vom 10. 11. 1938.

¹⁵⁷ Zu Marion vgl. StadtA Rt., AdN Nr. 640. Zur folgenden Darstellung der Hechinger Aktion vgl. die Prozessakten 1946–1948, StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584. Das Folgende richtet sich im Wesentlichen nach der Darstellung des Geschehens in der Urteilsbegründung vom 3. 12. 1948 unter Berücksichtigung des Revisionsverfahrens betr. den Hechinger SA-Mann Max Musiol. Ergänzungen aus den Zeugenaussagen der Voruntersuchung, soweit sie plausibel erscheinen, sind extra vermerkt. Sehr widersprüchliche Zeugenaussagen erschweren die Darstellung des Sachverhalts und ließen viele Punkte ungeklärt, deshalb hat bereits das Gericht diese Zeugenaussagen außer Acht gelassen. Rechtfertigungsaussagen von Schumacher auch bei StadtA Rt., AdN Nr. 818, Bericht Synagoge Hechingen vom 5. 1. 1946 und Befragung KS durch Polit. Ref., 13. 6. 1947. Vgl. auch Kap. IX.2.3.

die Bedeutung dieses Befehls bei einem Anruf in Ulm präzisieren und erhielt die Antwort, er solle die Synagoge Hechingen in Brand stecken, jüdische Geschäftshäuser zerstören, männliche Juden festnehmen. Die Hechinger Synagoge gehörte zum Bereich der früher von ihm geführten Standarte. Zwar hätte die Befehlskette von der Ulmer Brigade an den amtierenden Standartenführer Asmuss laufen müssen, ging jedoch, da dieser wegen einer Dienstreise nicht erreichbar war, über den nächstrangigen aktiven SA-Mann Marion. Schumacher wurde vermutlich bewusst für die Aktion ausgesucht, obwohl er nur „z.b.V.“ war und keine offizielle SA-Funktion mehr hatte. Ein Beteiligter vermutete später, „dass die ganze Angelegenheit nicht korrekt dienstlich behandelt worden ist, sondern dass einzelne Heißsporne sich an den verschiedenen Orten gerade die Leute herausgesucht haben, die ihnen geeignet erschienen, die Zerstörung der Synagogen durchzuführen, gleichgültig ob die Beteiligten der SA, der Parteileitung, der SS oder einer der anderen Gliederungen angehört haben.“¹⁵⁸ Auch die Reutlinger Stadtverwaltung urteilte später, es sei allgemein bekannt gewesen, dass Schumacher zu damaliger Zeit der geeignete Mann war, der mit Leib und Seele mitwirkte und dass er überall führend war, wo solche Untaten auszuführen waren.¹⁵⁹ Im Nachhinein widersprachen sich die Auffassungen Hagenmeyers und Schumachers über die Befehlskette erheblich. Hagenmeyer, der für etliche Schandtatens in der Pogromnacht verantwortlich war, bestritt am Ende, überhaupt mit Schumacher gesprochen zu haben. Schumacher dagegen behauptete, dass sich Hagenmeyers Befehl nicht nur auf Hechingen, sondern auch auf Zerstörungsaktionen in Reutlingen erstreckt habe.¹⁶⁰

Zwischen 1 und 2 Uhr nachts telefonierte Schumacher dann mit Kreisleiter Sponer, um ihm mitzuteilen, „dass die SA von ihrer vorgesetzten Dienststelle den Befehl zu einer schlagartigen Aktion gegen die Juden bekommen habe.“¹⁶¹ Sponer (der mit der Hechinger Aktion nichts zu tun hatte, weil Hechingen nicht im Kreis Reutlingen lag) entgegnete nach eigener Darstellung, dass er von der Gauleitung nichts Derartiges gehört habe und dass er für den Kreis Reutlingen „keinerlei Ausschreitungen der geplanten Art billigen noch verantworten könne“ und bat Schumacher angeblich, dafür zu sorgen, dass nichts passiert.¹⁶² Sponer behauptete in der Nachkriegszeit wider besseres Wissen sogar, dass seine maßvolle Haltung Grundlage dafür gewesen sei, dass im Kreis Reutlingen alle Ausschreitungen gegen Juden und deren Besitz

¹⁵⁸ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Prot. Max Musiol, 7.7.1947, Bl. 94.

¹⁵⁹ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Polit. Ref. an Untersuchungsrichter, 8.10.1947.

¹⁶⁰ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Bl. 115, Aussage Erich Hagenmeyer, 24.6.1947, auch Bl. 215; Aussage KS, 5.8.1947, Bl. 137 f. Zu Hagenmeyer vgl. auch: Ulm im Zweiten Weltkrieg, hrsg. von Hans Eugen Specker, Ulm 1995, S. 473–476.

¹⁶¹ StadtA Rt., AdN Nr. 761, Aussage Sponer 1946. Vgl. auch StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Aussage Sponer, 1.5.1948 und Aussage Karoline Schumacher, Bl. 122.

¹⁶² StadtA Rt., AdN Nr. 761.

unterblieben seien.¹⁶³ Schumacher jedenfalls machte sich offenbar gleich nach dem Telefongespräch mit Sponer auf in die Reutlinger Innenstadt in die Wilhelmstraße. Sein Ziel waren die beiden einzigen noch bekannten jüdischen Geschäfte.¹⁶⁴

2.1 Angriffe auf zwei jüdische Geschäfte in Reutlingen

Gegen zwei Uhr nachts wurden die Inhaber des Reutlinger Schuhgeschäfts Gold-Rosenrauch in der Wilhelmstraße 31 aus dem Schlaf gerissen. Vor dem Haus hatten sich Karl Schumacher und etwa sechs weitere Personen versammelt.¹⁶⁵ Mitbewohner Karl Harrer öffnete und da „stand der Schumacher, der gleich seinen Stiefel reinstellte – die waren alle in Zivil, der Schumacher auch. Der hat bloß die Reitstiefel angehabt und die Uniformhose. Das sehe ich noch heute vor mir.“¹⁶⁶ Heinrich Rosenrauch, einer der Inhaber, erinnerte sich: „Und dann kamen zu mir herauf: der Herr Schumacher, ein Obersturmbannführer des SA, und lauter Geschäftsleute. Das hat mich außerordentlich verwundert, dass sich Reutlinger Geschäftsherren dazu hergeben haben, mich unter Druck zu setzen und mein Geschäft zu zerstören.“¹⁶⁷ Schumacher habe zu ihm und seiner Mutter Frime gesagt: „Ziehen Sie sich an, machen Sie Ihr Geschäft auf und schmeißen Sie alles, was im Laden ist, auf die Straße.“ Sie seien dann hinuntergegangen. Zeuge Harrer erinnerte sich, dass Schumachers Gruppe anfangen wollte, Scheiben einzuschlagen, als der Hausbesitzer zu Schumacher sagte, das Gebäude und die Scheiben gehörten ihm, nur der Ladeninhalt gehörte den Rosenrauchs. Daraufhin seien sie hinten vom Gang

¹⁶³ StadtA Rt., AdN Nr. 761; vgl. auch StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Aussage Sponer 1.5.1948.

¹⁶⁴ Die zeitlichen Abläufe sind schwer zu klären, da die Zeitangaben für die Hechinger Gewaltaktion sehr unpräzise sind und die einzelnen Zeugenaussagen sich stark widersprechen. Da jedoch die Zeit des Anrufs bei Sponer vermutlich stimmt und es keinen Grund gibt, warum die Inhaber des Reutlinger Schuhgeschäfts sich in der Uhrzeit des Angriffs auf sie – 2 Uhr – geirrt haben sollten, muss die Reutlinger Aktion noch vor den Taten in Hechingen stattgefunden haben. Diese müssten dann ungefähr zwischen 3 und 6 Uhr nachts stattgefunden haben.

¹⁶⁵ Vgl. zum Folgenden: Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 364 ff.; StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Heinrich Rosenrauch bei OB Reutlingen, 30.7.1945; B. Wenke, Interviews (wie Anm. 58), S. 169 f. Vgl. auch die spätere Rechtfertigung von Schumacher, die seinem üblichen Verteidigungsschema entspricht und durch die Aussagen von Frime und Heinrich Rosenrauch sowie Karl Harrer widerlegt ist: Er sei „im guten Sinne“ zu den Rosenrauchs mitgegangen, um sie vom „Bevorstehenden“ zu unterrichten und um Schlimmeres zu verhindern. Ein paar Schuhe seien unter die Ladentüre geworfen worden, weil einer seiner Begleiter mit Rosenrauch Streit angefangen hätte, er habe aber Schlimmeres verhindert; vgl. StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Aussage KS, Bl. 69/85 [Okt.1948].

¹⁶⁶ Interview Karl Harrer mit Bernd Serger, zitiert nach Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 365.

¹⁶⁷ B. Wenke, Interviews (wie Anm. 58), S. 169 f.

her in den Laden. Dann, so berichtete Heinrich Rosenrauch nach dem Krieg, habe Schumacher gesagt: Jetzt werfen Sie alle Schuhe auf die Straße. Dies hätten seine Mutter und er getan und dann wurde ein Teil der Ladeneinrichtung mit Brechstangen und Beilen demoliert. Rosenrauch wurde ins Gefängnis im Rathaus mitgenommen. Schumacher habe, wie Harrer berichtete, rundherum Posten aufgestellt, die verhindern sollten, dass jemand der Frau Rosenrauch hilft, die Schuhe und Schachteln wieder in den Laden zurückzutragen. „Und dann ist diese Frau auf dem Schuhhaufen in der Wilhelmstraße gesessen – und hat geheult. Erst als dann die Straßenbahn von Eningen her kam, um fünf Uhr morgens, und nicht durchkonnte, wegen der Schuhhaufen, dann sind wir runter, der Hut-Zimmer von gegenüber und ich, und haben den Leuten von der Straßenbahn geholfen, die Schuhe wieder in den Laden reinzuschmeißen, damit die Straße wieder freigeworden ist.“¹⁶⁸

Auch das Elektrogeschäft von Willy Salmon in der Unteren Wilhelmstraße bekam in der Nacht unerwünschten Besuch von Schumacher und Begleitern. Diese zertrümmerten die Scheiben des Ladengeschäfts, während Schumacher Salmon ins Reutlinger Polizeigefängnis abführte.¹⁶⁹

2.2 Die Zerstörung der Hechinger Synagoge

Nach der Aktion in der Reutlinger Innenstadt alarmierte Schumacher telefonisch den Hechinger SA-Sturmführer Max Musiol, der seine Männer in „Räuberzivil“ zusammentrommeln sollte. Dann traf er sich mitten in der Nacht mit Obersturmbannführer Marion, einem weiteren Reutlinger SA-Mann namens August Kreuling und seinen alten SA-Kameraden aus „Kampfzeit“-Tagen Willi und Adolf Weiss an einer Tankstelle.¹⁷⁰ In seinem Auto fuhr er dann mit seinen Begleitern nach Hechingen, was eine gute halbe Stunde gedauert haben dürfte.¹⁷¹ Die Reutlinger trafen sich auf dem Hechinger Bahnhofsvorplatz mit 10 bis 20 inzwischen von Musiol und dem Truppführer Musolf alarmierten Hechinger SA-Männern. Musiol, der mit dem Fahrrad unterwegs war, kam etwas später hinzu. Schumacher behauptete nun, dass er

¹⁶⁸ Interview Karl Harrer mit Bernd Serger, zitiert nach Serger/Böttcher, *Juden* (wie Anm. 1), S. 366.

¹⁶⁹ Vgl. dazu Serger/Böttcher, *Juden* (wie Anm. 1), S. 357; StA Sigmaringen, Wü 33 T 1 Bü 2318.

¹⁷⁰ Die Brüder Weiss gehörten Anfang der 30er-Jahre zu Schumachers „Kommando zur besonderen Verwendung“, vgl. Kap. IV.2. Adolf Weiss war derzeit Buchhalter in Schumachers Firma, er starb im Krieg. Willi Weiss war Hausmeister in der höheren Handelsschule, nach dem Krieg arbeitete er auch in Schumachers Firma.

¹⁷¹ S. Anm. 157. Zur Hechinger Synagoge vgl. Otto Werner: *Synagoge und jüdischer Friedhof in Hechingen*, Hechingen 1996; Derselbe: *Alte Synagoge Hechingen: Orte jüdischer Geschichte und Kultur*, Haigerloch 2007; Waldemar Luckscheiter; Manfred Stützle: *Die Rettung der Alten Synagoge in Hechingen*, Hechingen 2009.



Schumacher war für die Verwüstungen in der Hechinger Synagoge in der Reichspogromnacht 1938 verantwortlich. Hier ein Foto der zerstörten Inneneinrichtung der Synagoge.

Musiol bereits am Telefon über den Zweck der Aktion – die Zerstörung der Synagoge – informiert habe, Musiol hielt dem entgegen, er habe gedacht, es ginge um eine Alarmübung und habe, als er nun hörte, dass die Zerstörung der Synagoge geplant war, den Befehl verweigert und mit Schumacher eine Auseinandersetzung gehabt.¹⁷² Schumacher habe ihm sogar befohlen, fünf Liter Benzin zum Anzünden zu besorgen. Er habe erst von dem Plan, ein Feuer zu legen, abgesehen, als er vor Ort eingesehen habe, dass das Feuer auch auf umliegende Gebäude übergreifen und die halbe Stadt in Gefahr bringen würde. Schumacher selbst behauptete, er habe bereits in Reutlingen vorgehabt, die Synagoge nicht anzuzünden, und sei vor allem deshalb nach Hechingen gefahren, um schlimme Auswirkungen des Befehls zu verhindern. Das Gericht sollte später diese Behauptung als vorgeschoben beurteilen, weil Schumacher die Ereigniskette ja selbst erst in Gang gesetzt und in Hechingen weitergetrie-

¹⁷² Zu Musiol vgl. StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Wiederaufnahmeantrag Musiol, 26. 4. 1949, Revisionsverfahren 26. 9. 1949. Vgl. auch Zeugenaussagen Musiol, ebd., VU, u. a. Bl. 12 ff.

ben hatte, indem er den dort versammelten SA-Männern weitere Instruktionen gab.

Jedenfalls befahl Schumacher den auf dem Bahnhofsvorplatz stehenden SA-Männern dann, darunter dem Hechinger Truppführer Mussolf, sich mit geeignetem Werkzeug auszurüsten und zur Synagoge zu marschieren. Einer der Hechinger SA-Männer besaß ein Geschäft in der Nähe, in dem es geeignete Werkzeuge gab. Vor Ort wurden dann die Türen mit Äxten und Beilen zertrümmert, die Fenster eingeschlagen, die Inneneinrichtung zerstört und auf die Straße geworfen. Ein eiserner Ofen wurde von der Galerie herabgeworfen.

Einzig der Reutlinger Willi Weiss sollte später vor Gericht zugeben, in der Synagoge gewesen zu sein und etwa eine halbe Stunde lang von mehreren Sitzbänken die Lehnen losgerissen zu haben.¹⁷³ Alle anderen Verdächtigen und Angeklagten behaupteten, für die Zerstörungen nicht verantwortlich zu sein und schoben die Schuld auf inzwischen verstorbene oder im Krieg gefallene SA-Männer.¹⁷⁴ Schumacher selbst war nicht mit den SA-Männern zur Synagoge mitmarschiert, sondern machte sich direkt vom Bahnhof mit drei Männern zur Hechinger Polizeiwache auf, angeblich um zu erfahren, welche Weisungen die Polizei für die Nacht erhalten hatte, und den Ulmer Brigadeführer Hagenmeyer zu erwarten. Er hielt sich dann zwischen vier und fünf Uhr morgens für einige Zeit auf der Polizeiwache auf, während die drei SA-Männer die Eingänge bewachten. Das Gericht sah sein Motiv später darin, dass er dadurch verhindern wollte, dass die Polizei bei der Zerstörung der Synagoge eingriff.¹⁷⁵ Erst später machte sich Schumacher ebenfalls auf den Weg zur Synagoge. Hier, so behauptete er, sei die Demolierung schon sehr fortgeschritten gewesen. Weiss sagte später zunächst aus, Schumacher habe zuerst noch in der Synagoge Anweisungen gegeben, was demoliert werden sollte und den „Altar“ (gemeint war wohl das Vorlesepult (Almemor) oder der Thoraschrein) genannt. Diese Aussage zog er wieder zurück, als ihm gesagt wurde, dass Schumacher selbst behauptet hätte, er sei an der Zerstörung gar nicht beteiligt gewesen. Alle Zeugen stimmten überein, dass Schumacher auf den Ruf „Jetzt zünden wir die Synagoge an“ dies verboten hätte. Gemeinsam mit Musiol gab Schumacher dann den Befehl aufzuhören. An der Zerstörung waren etwa zehn Hechinger SA-Männer und die beiden Reutlinger Brüder Weiss

¹⁷³ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Protokoll Willi Weiss, Bl. 29 und 53 f.

¹⁷⁴ Vgl. StA Sigmaringen Ho 400 T 2 Nr. 584, VU und Anklageschrift 4. 6. 1948. Vgl. auch Kap. IX.2.3.

¹⁷⁵ Vgl. dazu auch StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Bericht Schutzpolizei Hechingen, 16. 2. 1946, in dem bestätigt wird, dass die Polizei durch SA-Männer, die den Eingang bewachten, am Verlassen der Polizeiwache gehindert wurde. Ferner ebd., Bürgermeister Hechingen an Landrat Hechingen, 11. 11. 1938: Schumacher „erschien mit 3 Mann zwischen 4 und 5 Uhr auf der Polizeiwache und kündigte an, dass die Tat in Paris auch hier gerächt wird.“

beteiligt. Schumacher fuhr dann, nachdem alle SA-Männer verschwunden waren, mit seinen Begleitern wieder nach Reutlingen zurück, vermutlich zwischen 5 und 6 Uhr.¹⁷⁶

Nach diesen nächtlichen Taten hatte Schumacher immer noch nicht genug: Gegen sieben Uhr morgens ging er ins Reutlinger Polizeigefängnis im Rathaus und setzte die beiden jüdischen Geschäftsinhaber Rosenrauch und Salmon unter Druck. Dem Schuhladenbesitzer Rosenrauch, so erzählte dieser später, hielt er „die Pistole vor die Brust und sagte wörtlich zu mir: Sie gehen jetzt auf den Reutlinger Generalanzeiger und geben folgende Annonce auf: ‚Hiermit schließe ich mein Geschäft für alle Zeiten‘. Und wenn Sie das nicht tun, werden Sie erschossen und Ihre Mutter kommt ins Konzentrationslager.“¹⁷⁷ Rosenrauch gab die Anzeige in Auftrag, welche aber nie erschien. Noch am selben Tag wurde Rosenrauch ins Tübinger Gefängnis und dann ins KZ Dachau abtransportiert. Auch der Elektrogeschäftsinhaber Willy Salmon erklärte später, dass Schumacher ihm seinen Revolver auf die Brust gesetzt habe und drohte, ihn zu erschießen, wenn er sein Geschäft nicht schließe.¹⁷⁸ Auch er landete in Dachau. Die beiden letzten jüdischen Geschäfte in der Reutlinger Innenstadt wurden aufgrund der Ereignisse in dieser Nacht geschlossen.

VII Vorläufiger Rückzug ins Private

„Nach meinem freiwilligen Austritt aus der SA im Frühjahr 1940 habe ich mich ausschliesslich meinem Beruf gewidmet, um mir für mein Alter eine kleine Reserve zu schaffen“, beschrieb Schumacher seine neuen Prioritäten. Tatsächlich scheinen sich das Geschäftsvolumen der Familienfirma seit Ende der 30er-Jahre vergrößert und die Geschäftsbereiche erweitert zu haben. Im Reutlinger Adressbuch von 1937 firmierte das Unternehmen unter „Formular-Verlag, Papier-, Büro- und Schulartikelgroßhandlung“ und hatte seinen Sitz immer noch in der Privatwohnung der Schumachers in der Schlegelstraße 33.¹⁷⁹ Offenbar spielte dabei auch ein für die Firma Schumacher ungünstiger Vertrag eine Rolle, der sie bis 1939 an die Firma Fischbach band, ein anderes Reutlinger Unternehmen mit vergleichbaren Geschäftsfeldern. Der IHK-

¹⁷⁶ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Befragung KS 6. 6. 1946. Schumacher legte den Zeitpunkt der Rückfahrt fälschlicherweise auf 3 bis 4 Uhr. Marion gab an, gegen 5 Uhr morgens mit Schumacher im Auto nach Reutlingen zurückgefahren zu sein, vgl. StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Bl. 141.

¹⁷⁷ B. Wenke, Interviews (wie Anm. 58), S. 169 f.; vgl. auch StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 63, Heinrich Rosenrauch, 30. 7. 1945.

¹⁷⁸ Vgl. dazu Serger/Böttcher, Juden (wie Anm. 1), S. 352–359; StA Sigmaringen, Wü 33 T 1 Bü 2318 (früher Wü 33 Akte ET 3434); ebd. Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 47 (Schreiben i. V. Willy Salmon, 4. 8. 1948).

¹⁷⁹ StadtA Rt., Adressbuch 1937.

Die Firma Karl Schumacher warb auf einem Messestand um 1937 damit, ihre Formulare und Vordrucke an viele Rathäuser und Schulen zu liefern.



Buchprüfer Jacob, in den 30er-Jahren Berater der Firma Schumacher, präzierte in der Nachkriegszeit als Zeuge im Spruchkammerverfahren von Schumacher: „Heute kann ich sagen, dass er in seiner Geschäfts-Tätigkeit bis Herbst 1939 nicht einmal über sein Bank-Konto verfügen konnte. Die Verfügungs-Gewalt hierüber hatte sich die Firma Fischbach als alleiniger Lieferant vertraglich gesichert, sodass man von einem Knebelungs-Verhältnis sprechen konnte. Als diese Fessel gesprengt werden konnte, war er erst frei in seinen Entschlüssen [...]. Die Aussenstehenden konnten eben nicht ahnen, wie sich hinter den Kulissen der Kampf um die Befreiung aus einer kapitalistischen Fessel abspielte.“¹⁸⁰

Die Firma Karl Schumacher lieferte zwischen 1937 und 1939 immer wieder im Auftrag der Stadt Reutlingen Schreib- und Rechenmaschinen und Büromöbel an verschiedene städtische Ämter. 1937 und 1938 sind jeweils zwei, 1939 sechs Aufträge dokumentiert, beispielsweise eine Addiermaschine für die Stadtkasse oder drei Aktenschränke für die Verwaltungsratschreiberei.¹⁸¹ In der Nachkriegszeit wurde im Zusammenhang mit dem Spruchkammerverfahren von Karl und von Karoline Schumacher der Vorwurf untersucht, Schumacher habe mit seiner hohen SA-Stellung auch Firmengeschäfte gemacht, was das Ehepaar bestritt.¹⁸² Da die hier dokumentierten städtischen

¹⁸⁰ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Aussage Jacob, 11. 6. 1947.

¹⁸¹ StadtA Rt., S 74, Sammlung Serger, Ordner Personen/KS, Protokoll OB-Verwaltungsrat vom 4.2. und 3. 3. 1937; 27.1. und 11. 11. 1938; 20.2., 8.3., 9.3., 29.3., 25.5. und 6. 6. 1939.

¹⁸² StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27.4. 1946; StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Aussage Jacob, 11. 6. 1947. Vgl. zu Karoline Schumacher: StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2676/007.

Aufträge alle in die Zeit nach Schumachers aktiver SA-Tätigkeit fielen, er also mit seiner SA-Stellung ohnehin niemand mehr beeindrucken konnte, erscheint diese Aussage in Bezug auf die Stadtverwaltung Reutlingen glaubhaft. Das heißt aber nicht, dass es nicht auch andere Fälle gab.

Die Firma Schumacher hat jedenfalls ab Ende der 1930er-Jahre floriert, denn 1940 kaufte Karoline Schumacher ein Wohnhaus in der Behringstraße 5, in das die Familie im Oktober 1940 einzog. Karl Schumacher gab an, mit seiner Lebensversicherung als Sicherheit ein Darlehen aufgenommen und die Firma verkleinert zu haben, um den Kaufpreis von 53.500 RM bezahlen zu können.¹⁸³ Umso erstaunlicher, dass Karoline Schumacher weiterhin alleinige Besitzerin von Firma, Wohnhaus und Vermögen blieb. Wenn Karl Schumacher erklärte, dass „meine Bescheidenheit und mein Verzicht auf materielle Güter“ ihn nie eine Mit-Teilhaberschaft hätten missen lassen, überzeugt das jedenfalls nicht ganz.¹⁸⁴ Dass sich die Gütertrennung in der Nachkriegszeit wieder als vorteilhaft erweisen sollte, konnte das Ehepaar Schumacher zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen. Generell scheint Karl Schumacher in seinem Beruf seine problematische, gewalttätige Seite besser unter Kontrolle gehabt zu haben als bei seinen SA-Aktionen. Mehrere Angestellte schilderten ihn als fairen Firmenchef, der sie politisch nie unter Druck gesetzt habe und soziale Vergünstigungen wie Urlaube und Weihnachtsgeschenke gewährt habe, die über das allgemein Übliche hinausgingen.¹⁸⁵

VIII Volkssturm Rottenburg

Zu den Reutlinger NS- und SA-Repräsentanten hatte Karl Schumacher wohl nach 1938 immer weniger Kontakt, was sich nach seinem Austritt aus der SA 1940 noch verstärkte. Offenbar stand er nicht nur mit Kreisleiter Sponer, sondern einer ganzen Reihe von Kommunalpolitikern in Streit, darunter auch früheren Weggefährten und Stadtratskollegen wie Hans Letsche, Eugen Buck und Gottlob Wandel.¹⁸⁶

Ende 1944, in der Schlussphase des Krieges, trat er noch einmal an die Öffentlichkeit. Als letztes militärisches Aufgebot zur „Verteidigung der Heimat“ wurde laut Führererlass vom 25. September 1944 der Volkssturm eingerichtet,

¹⁸³ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung 21. 9. 1948.

¹⁸⁴ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS, Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

¹⁸⁵ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, u. a. Aussagen der Sekretärin, des Versandleiters und eines Handelsvertreters, alle Juni 1947. Es handelt sich zwar hier um Entlastungsaussagen für Schumachers Spruchkammerverfahren, sie sind aber wohl nicht nur aus Gefälligkeit gegenüber dem Chef entstanden. Dass kein politischer Druck ausgeübt wurde, erscheint plausibel und passt zu anderen Aussagen, z. B. aus dem Fürsorgeausschuss.

¹⁸⁶ Vgl. u. a. StadtA Rt., AdN Nr. 818, Bericht KS über Tätigkeit beim Volkssturm Rottenburg, 3. 1. 1946.

in den alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren verpflichtet wurden.¹⁸⁷ Der 55-jährige Schumacher gab selbst an, dass er bei einem Besuch in Tübingen vom dortigen Kreisleiter Rauschnabel gebeten wurde, den Rottenburger Volkssturm als Bataillonskommandant zu übernehmen. Irgendwo musste er antreten, so Schumacher, und er wollte keinesfalls unter Kreisleiter Sponer und seiner Umgebung Dienst machen. Sponer selbst habe ihm dann auch erklärt, dass Schumacher in Reutlingen nur als einfacher Volkssturmmann Dienst machen und nicht in höherem Rang verwendet werden könne, weil „die Bevölkerung in Reutlingen bestimmt daran Anstoß nehmen würde.“¹⁸⁸ Also nahm Schumacher das Rottenburger Angebot gerne an.

Um die Jahreswende 1944/45 zeichnete sich für weite Teile der Bevölkerung im Südwesten der Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ bereits ab. Angst vor Bombardierungen, Versorgungsprobleme und der Wunsch nach einem Ende des Krieges prägten den Alltag und standen zunehmend im Widerspruch zu den NS-Propagandaphrasen. Häufig lief angesichts ihrer schlechten Ausrüstung, der vielfachen Überlegenheit des Gegners und des Bewusstseins, dass Gegenwehr nur zu noch mehr Zerstörungen führen würde, der Volkssturm nur schleppend an.

Schumacher allerdings stürzte sich „im festen Glauben an den Endsieg“ mit Übereifer in seine neue Aufgabe.¹⁸⁹ Zuerst machte er sich daran, das bereits vereidigte Rottenburger Volkssturmbataillon neu zu gliedern und Art und Umfang der Verwendung festzulegen. Er habe eine „nicht ganz korrekte Handlungsweise“ festgestellt, behauptete er, und wollte nun den Volkssturm „unparteiisch“ nach „Grundsätzen der Wehrpflicht“ einteilen und Einflüsse der Partei, der Konfessionen, der verwandtschaftlichen Beziehungen und der Landbevölkerung sowie Bestechung ausschließen. Auch die Führungspositionen besetzte er neu; sie sollten nicht nur an „alte Kämpfer“ gehen, sondern sich nach Leistung richten. Den Bataillonsarzt stellte er kalt, weil er ihm „Mogeleien“ bei der Stufeneinteilung und den Krankenschreibungen unterstellte.¹⁹⁰ Bei der Einberufung schlug ihm deshalb „großer Widerwille“ entgegen. Zum Dienst antreten musste der Volkssturm jeden Sonntagvormittag im Gelände und manchmal Mittwochabends im Saal zu Unterricht, Waffenlehre und Geländespielen am Sandkasten. Schumacher wollte noch einen weiteren

¹⁸⁷ Vgl. dazu allgemein P. Sauer, *Württemberg* (wie Anm. 64), S. 475 ff.; zu Reutlingen Ute Ströbele: *Das Ende des Krieges – Zerstörung und Besetzung*, in: *Reutlingen 1930–1950* (wie Anm. 1), S. 265–291, bes. S. 274 f.

¹⁸⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Bericht KS über Tätigkeit beim Volkssturm Rottenburg, 3. 1. 1946; vgl. zum Folgenden auch: StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, Bericht KS Volkssturm-Rottenburg vom 10. 9. 1947.

¹⁸⁹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

¹⁹⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, KS, Volkssturm-Rottenburg, 10. 9. 1947.

Dienstmittag einrichten; dies scheiterte am Widerstand der Betriebe, bei denen die Volkssturmänner arbeiteten.

Zu den Aufgaben des Volkssturms gehörte es, entlang den Straßen Deckungsgräben auszuheben, außerdem war Schnee zu räumen und ein Güterzug zu entladen. Ab Januar 1945 musste der Volkssturm zusammen mit Häftlingen der Strafanstalt Rottenburg auf Anordnung eines Erkundungsstabes der Wehrmacht, der Verteidigungslinien in der Region festgelegt hatte, entlang dieser Linien Hindernisse erstellen und Panzersperren bauen. „Der Eifer im Dienst wurde immer geringer, der Widerstand von Tag zu Tag fühlbarer“, beklagte sich Schumacher. „Ich aber in meinem guten *Glauben* und Pflichtbewusstsein klammerte mich an die Erfüllung meiner Pflichten.“¹⁹¹ Dies bedeutete, dass Schumacher in Übererfüllung seiner Befehle die kriegsmüden, oft älteren oder kranken Volkssturmänner in den Dienst zwang und zur Leistung antrieb. Immer wieder mussten diese unter seinen cholerischen Anfällen leiden, Beschimpfungen, Drohungen und körperliche Angriffe ertragen. So berichtete der Landwirt Wilhelm Maier aus Wolfenhausen später:

„Ich war Volkssturmmann. Eines Sonntags im Dezember 44 waren wir mit Ausheben von Schützenlöchern beschäftigt. Als wir bereits fertig waren, kam Sch. vorbei und sagte, dass weiter unten noch ein paar Löcher ausgehoben werden müssten. Ich sagte ihm: Ich bin 60 Jahre alt, habe heute morgen schon 7 Stück Vieh versorgt, ich bin zu müde, ich kann die Arbeit nicht mehr machen. Sch. sprang auf mich zu, packte mich am Kragen und schrie: ‚Verrecken Sie doch, so sind schon viele verreckt‘. Ich bin daraufhin in den Graben gefallen und erhielt eine Herzschwäche. Ob mich Sch. in den Graben gestossen hat, kann ich nicht mehr sagen. Sch. schrie ferner: Das Auto vor, der muss nach Rottenburg.“¹⁹²

Ein anderer Zeuge, der derzeit im Bataillons-Geschäftszimmer eingesetzte Rektor Ludwig Kuhn, schilderte Ähnliches: Bei den geringfügigsten Anlässen seien Wutanfälle von Schumacher an der Tagesordnung gewesen. Ein besonders heftiger und lauter Auftritt sei ihm noch gut in Erinnerung, weil er etwa ein Meter von seinem eigenen Schreibtisch entfernt sich abspielte:

„Schumacher pflanzte sich vor dem Volkssturmmann [...] aus Weiler auf, den er im Geschäftszimmer längere Zeit beschimpft und beleidigt hatte, und bedrohte ihn mit Fäusten. Volksverräter, Drückeberger, Feigling, Scheusal und ähnliche Schimpfwörter hagelten auf den ehrenwerten, einfachen, bescheidenen Volkssturmmann nieder. Drohungen mit Erschiessen, Aufknüpfen, an die Front befördern mischten sich mit den Beschimpfun-

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948. Vgl. auch StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

gen. Der Abschluss war: der herbeigerufene Polizist musste den *Verbrecher* in Verwahrung nehmen.“¹⁹³

Als der Volkssturmmann Stemmler sich wegen eines Furunkels am Kopf krank meldete, erwiderte Schumacher, „an der Front laufen Tausende herum mit verbundenen Schädeln.“ Stemmler müsse am Sonntag ausrücken. Als Stemmler antwortete, er komme nur, wenn er sich besser fühle, drohte ihm Schumacher mit der Gestapo und Erschießen, zerrte ihn in das Dienstzimmer, packte ihn an der Jacke in Brusthöhe und schüttelte ihn mit der Äusserung: „Sie elender miserabler Drückeberger!“¹⁹⁴

Der Rottenburger Wäschereibesitzer Karl Diebold berichtete, dass er Ende März 1945 auf die Polizeiwache Rottenburg vorgeladen wurde, weil er geäußert hatte, der Krieg sei in allen Fugen verloren. Der zufällig anwesende Schumacher habe sofort angefangen zu toben, nannte ihn einen Lumpen und Landesverräter und drohte ihm mit Erschießen.¹⁹⁵ „Einen radikaleren Menschen wie ihn habe ich nie gesehen“, urteilte Zeuge Schneider. Seinen ersten Zusammenstoß mit Schumacher habe er gehabt, als er den deutschen Gruß nicht erwidert hatte. Schumacher habe ihn angepöbelt und von da an immer verfolgt. Vor versammelter Mannschaft habe er geäußert: Morgen wird der Schneider gehängt.¹⁹⁶

Der Maurer und Volkssturmmann Josef Holzmann aus Remmingsheim wurde auf das Bataillons-Geschäftszimmer bestellt, weil er in einer Wirtschaft gesagt hatte, man könne auch nach hinten schießen. Schumacher habe ihn „nach allen Regeln der Kunst abgekanzelt. Er nannte mich einen Lumpen und Kommunisten u. s. w. und frug mich, was ich in der Wirtschaft gesagt habe. Ich sagte ihm, das ich damals betrunken war und es nicht mehr weiss. Daraufhin wurde ich in den Ortsarrest gesperrt. Abends wurde ich wieder heraufgeholt und von neuem angeschrien. Er liess mich ‚Heil Hitler‘ rufen und stillstehen.“¹⁹⁷ Bei einer zweiten Vernehmung beschimpfte Schumacher ihn erneut und versetzte ihm „einen heftigen Schlag in Gesicht, sodass mir ein paar Zähne gewackelt haben. Später habe ich sie ziehen lassen müssen.“¹⁹⁸

Der Hirrlinger Landwirt und Volkssturmmann Wilhelm Glatz berichtete, dass Schumacher bei der ersten Besichtigung des Volkssturms in Hirrlingen

¹⁹³ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Aussage Ludwig Kuhn, 3. 9. 1947. Vgl. auch ebd., Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

¹⁹⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

¹⁹⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948; vgl. auch ebd., KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

¹⁹⁶ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

¹⁹⁷ Ebd.

¹⁹⁸ Ebd.

gesagt habe: Es gibt keine kranken Volkssturmmänner, es gibt nur Gesunde und Tote. Er selbst sei krank geworden und habe von Stabsarzt Sauer ein ärztliches Attest erhalten, aber Schumacher, der bei der Untersuchung anwesend war, habe gesagt: Das geht mich gar nichts an, Glatz macht Dienst. Als Glatz dann beim nächsten Dienst fehlte, habe Schumacher seine Verhaftung angedroht.¹⁹⁹

Der Volkssturmmann Albert Holzherr sollte am 8. Februar 1945 um 19.45 Uhr zum Volkssturm-Dienst antreten, hatte aber am selben Abend von 20 bis 24 Uhr Luftschutzdienst im Elektrischen Werk Kiebingen und anschließend von 24 bis 12 Uhr Maschinendienst. Als er Schumacher diese Entschuldigung aus dienstlichen Gründen überbrachte, schrie dieser sofort los, er anerkenne überhaupt keine Entschuldigung, die von den Elektrischen Werken seien überhaupt Drückeberger. Schumacher „schlug mit der Faust auf den Tisch, dass der ganze Schreibtisch wackelt(e), und brüllte, ich werde euch Idioten noch Dienst beibringen; er hatte noch sonst einige hässliche Ausdrücke gegen mich gebraucht, die ich in der Aufgeregtheit leider vergessen habe; er schrie, Sie sind heute Abend beim Dienst, oder Sie werden sehen, was kommt, ich werde besonders auf Sie obacht geben. So werden nicht einmal Schwerverbrecher behandelt, wie der mich angebrüllt hatte. [...] Als ich herauskam, stand ein Mann draussen und fragte mich, ob hier drinnen ein Verrückter sei. Er ging mit mir die Treppe herunter und sagte, zu so einem Narren gehe ich nicht hinein. Leute fragten mich, die auf dem Gehweg standen, was denn da oben los gewesen sei.“²⁰⁰

Schumacher habe sich, so wurde später geurteilt, durch diese „Fälle körperlicher oder moralischer Misshandlungen von Volkssturmmännern“ [...] „im Kreis Rottenburg ausserordentlich gefürchtet und verhasst gemacht“.²⁰¹ Einige wenige Zeugen gab es allerdings auch, die Schumachers bessere Seiten kennenlernten. Schumacher habe ihn immer gut behandelt, urteilte etwa der Rottenburger Gärtnermeister Hermann Knapp, obwohl er gewusst habe, dass Knapp im KZ gesessen hatte: Schumacher sei „zweifellos ein etwas derber Mensch, der manchmal etwas erregt war. Sicherlich hat er in der nächsten Minute bereut, wenn er einen etwas zu heftig angefasst hat.“²⁰²

Als die Front näherrückte, erhielt Karl Schumacher von der Wehrmacht den Befehl, Ortswachen aufzustellen.²⁰³ In der Rottenburger Bevölkerung

¹⁹⁹ Ebd.

²⁰⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Aussage Albert Holzherr vom 9. 2. 1945 [!].

²⁰¹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²⁰² StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

²⁰³ Zum Folgenden StadtA Rt., AdN Nr. 818, Bericht KS Volkssturm Rottenburg, 3. 1. 1946; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, KS, Volkssturm-Rottenburg, 10. 9. 1947.

kursierten Gerüchte, dieses Wachkommando sei ein „Rollkommando“ zur persönlichen Verfügung von Schumacher. Dieser selbst verteidigte sich, die Mitglieder des Kommandos habe der ihm zugeteilte Polizeibeamte Schäfer ausgesucht. Er selbst habe sie vorher nicht persönlich gekannt und nicht gewusst, dass darunter Männer waren, die die Rottenburger Bevölkerung bereits 1938 terrorisiert hätten. Für ein sogenanntes „Fliegendes Panzerfaust-Kommando“, das mit Fahrrädern nach Panzern zu spähen und die Sperren bei Bedarf zu schließen hatte, rekrutierte er auf höheren Befehl weitere 96 Mann, die er aber nach eigener Aussage ab dem dritten Tag in Bereitschaftsstellung nach Hause schickte, denn es seien viele Landwirte darunter gewesen, die Felder zu bestellen hatten. Für die letzten Kriegstage vor dem 19. April, dem Tag des Einmarsches der französischen Truppen in Rottenburg, erklärte Schumacher, dass er alles getan habe, um einen Kampf zu vermeiden und dass er möglichst viele Volkssturmmänner entlassen habe, weil er eingesehen habe, dass man mit mangelhafter Ausrüstung und Ausbildung nichts hätte ausrichten können.²⁰⁴ Einem Befehl der Wehrmacht für den 19. April, den Volkssturm für Schanzarbeiten am Albrauf bei Talheim in Marsch zu setzen, kam Schumacher nach eigenen Aussagen durch diese eigenmächtigen Entlassungen nicht mehr nach. Lediglich etwa 80–90 Mann, die einen Gestellungsbefehl der Wehrmacht hatten, ließ er nach Münsingen einrücken, wo sich damals das Kommando der „Albrandstellung“ befand.²⁰⁵ Schumacher behauptete auch, er habe alle restlichen Waffen aus Rottenburg zum Schadenweiler Hof abtransportieren lassen, um alle Kampfhandlungen zu vermeiden, und habe übrige Militär-Kleidungsstücke unter der Rottenburger Bevölkerung verteilen lassen. Am gleichen Tag sprengte die Wehrmacht die Brücken Rottenburgs, ein Ereignis, das in der Rottenburger Bevölkerung gerüchteweise Schumacher zugeordnet wurde. Schumacher selbst widersprach vehement diesem Vorwurf; auch die später ermittelnde Tübinger Staatsanwaltschaft sollte dafür keine Beweise finden.²⁰⁶

Am Abend des 19. April 1945 setzten sich die letzten freiwilligen Volkssturmmänner Richtung Talheim in Marsch. Schumacher behauptete, nach letzten Aufgaben in Rottenburg zu Fuß nachgekommen zu sein. Über Salmendingen, Melchingen und Trochtelfingen landete die Gruppe am nächsten Tag in Steinhilben, wo der Tübinger Kreisleiter Rauschnabel am Abend den gesamten Volkssturm entließ. Schumacher gab an, sich danach ins Oberland Richtung Biberach zurückgezogen zu haben. Seiner Frau erzählte er

²⁰⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, KS Volkssturm-Rottenburg 10. 9. 1947; vgl. auch StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²⁰⁵ Gerhard Junger: Schicksale 1945. Das Ende des 2. Weltkrieges im Kreise Reutlingen, Reutlingen³1991, S. 48.

²⁰⁶ Vgl. Kap. IX.2.2. Zum Kriegsende auch: G. Junger (wie Anm. 205), zu Rottenburg ebd. S. 50 ff.

später, er sei bis in die Nähe von Riedlingen gekommen.²⁰⁷ Auf Umwegen kehrte er nach Reutlingen zurück, wo er am 11. Mai verhaftet wurde. Der Krieg war zu Ende, nun sollte für Schumacher die Zeit der Konfrontation mit seinen Taten beginnen. Nach seiner Verhaftung kam er zunächst ins Reutlinger Internierungslager.

IX Die Nachkriegszeit: Konfrontation mit den eigenen Taten

1 Internierungshaft

1.1 Politisches Haftlager Reutlingen

Bereits kurz nach dem Einmarsch der französischen Truppen in Reutlingen am 20. April konnte der von den Franzosen zum kommissarischen Oberbürgermeister ernannte Oskar Kalbfell zusammen mit Hans Kern, Otto Künzel und Fritz Wandel eine funktionsfähige Stadtverwaltung installieren, die rasch ihre Arbeit aufnahm. Wenige Tage nach der Besetzung wurden auf Befehl des französischen Oberleutnants Masson auch schon die ersten Verhaftungen hochrangiger Nationalsozialisten durchgeführt, sofern sie nicht geflüchtet waren.²⁰⁸ Ab dem 24. April wurden diese Häftlinge dann zunächst im Amtsgerichtgefängnis, im Polizeigefängnis und im Studentenheim des Technikums in der Urbanstraße untergebracht. Karl Schumacher wurde am 11. Mai – offenbar sofort bei seiner Rückkehr nach Reutlingen – verhaftet.²⁰⁹ Zwischen dem 16. Mai und dem 30. Juni 1945 waren durchschnittlich 53 Häftlinge interniert, die zu Arbeitseinsätzen eingeteilt wurden, z. B. zur Trümmerbeseitigung. Karl Schumacher wurde im Juni 1945 in Eningen eingesetzt.²¹⁰

Als die Unterkunft im Technikum zu klein wurde für die wachsende Zahl der Häftlinge, wurden ab August 1945 alle politischen Gefangenen in das ehemalige Lager des Reichsarbeitsdienstes im Ringelbach verlegt.²¹¹ Das politische Haftlager im Ringelbach war von zwei Stacheldrahtreihen im Abstand von 2,50 Meter umgeben, die Wachmannschaften kamen anfangs aus Polen. Im Lager selbst standen sieben große Baracken mit verschiedenen Funktionen.

²⁰⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948; StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aussage Karoline Schumacher, Polit. Ref., 26. 4. 1946.

²⁰⁸ Vgl. allg. C. Glauning, Entnazifizierung (wie Anm. 95), S. 316–334.

²⁰⁹ StadtA Rt., AdN Nr. 1023; StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946; vgl. auch ebd., Aussage Karoline Schumacher, Polit. Ref., 26. 4. 1946: Sie gab an, ihren Mann nach seinen Rottenburger Aktivitäten erst im Lager wiedergesehen zu haben.

²¹⁰ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Polizeiamt Rt. an OB Rt., 29. 6. 1945.

²¹¹ Zum Haftlager im Ringelbach u. a. StadtA Rt., AdN Nr. 1023; zu den Wachmannschaften ebd., Nr. 1039; vgl. auch C. Glauning, Entnazifizierung (wie Anm. 95), S. 328 f.

Karl Schumacher 11. 5. 45.

Auf Wunsch von Herrn Künzler
 folgende in meinem jetz. Rückblick
 wieder:

Zur Lese des 10. Oktober 1930
 bin ich in die Partei & in die P. A. ein-
 getreten, stand in der P. A. mußte ich
 sofort im Laufe 1931 (Anfang im
 Frühjahr) ab Oktober 1931 habe ich
 den Posten 4.34, als Mitglied im Jahr 1932
 in Reutlingen gew. wurde ich hier zuerst
 mit der Führung eines P. A. Mannes be-
 auftrag. Kurz Zeit danach wurde
 zu dem selben Posten bei März 1933,
 wurde ich von dem damaligen P. A. Ortsgruppen-
 führer Kasper in Stuttgart als Ortsgruppen-
 Leiter Reutlingen ernannt & unterstellt.
 Ende September 1933 wurde ich zum Orts-
 gruppenleiter befördert, durch meine damaligen
 Bundesgruppenleiter Weip in Reutlingen wurde ich
 allmählich von der letzten Führung abge-
 löst & erhielt den Befehl Nr. 413.
 Zum Ende 1934 (von der Partei Reutlingen) erhielt
 ich die Befehl Nr. 125 zur Führung.
 Zum Ende 1936 wurde ich zum P. A. Bundesgruppen-
 führer & habe bis zur Auflösung der Partei Nr. 125
 behalt. (bis März 1937.) Mein Maßstab
 war Bundesgruppenführer Reutlingen.

Schumacher beschrieb in diesem Rückblick vom Mai 1945, kurz nach Kriegsende und Verhaftung, seinen Werdegang und seine Motive, sich für SA und NSDAP zu engagieren. Weitere Rechtfertigungsberichte sollten folgen.

Die Zahl der Häftlinge schwankte zwischen 136 (1. August 1945) und 113 (14. Februar 1946).

„Im Gegensatz zu den unglücklichen Opfern der Konzentrationslager werden die Nazis im Politischen Haftlager genau so verpflegt wie die übrige Bevölkerung. Sie werden weder mit Beleidigungen noch mit Schlägen traktiert. Sie leben und arbeiten wie alle anderen und sind nur in ihrer Freiheit beschränkt“, beschrieb Oberbürgermeister Kalbfell im Oktober 1945 die Zustände im Lager, um das sich in der Bevölkerung allerlei Gerüchte rankten.²¹² Der Tagesablauf war streng reglementiert. Nach dem Wecken um 6 Uhr hatten die Häftlinge die Räume sofort zu reinigen und dann zu verlassen. Es folgte der Arbeitseinsatz, unterbrochen durch Essenspausen. Abends war im Winter um 21 Uhr, im Sommer um 22 Uhr Bettruhe, das Licht war sofort zu löschen.²¹³ Es war den Häftlingen verboten, aus dem Fenster zu sehen, zu lärmern, sich tagsüber in den Schlafräumen aufzuhalten und sich mit Nichtlagerangehörigen zu unterhalten. Besuch war nur mit Genehmigung erlaubt und der Schriftverkehr wurde überwacht. Im Dezember 1945 wurden die Vorschriften von der französischen Militärregierung noch einmal neu geregelt. Demnach gab es mehrmals am Tag Appelle, Besuche waren ganz verboten. Briefe durften die Häftlinge nur von der Familie erhalten, sie wurden zensiert. Die Internierten sollten so oft wie möglich in eine andere Baracke umziehen, ihr Gepäck sollte nur dringende Dinge enthalten, weder Koffer noch Schachteln noch Kisten waren erlaubt.

Neben Aufgaben innerhalb des Lagers wie Reinigen, Küchen- und Handwerksarbeiten gab es auch externe Arbeitskommandos, z. B. Ernte- und Küchenarbeiten auf dem Hofgut Alteburg, Gaisbühl, in Gendarmerie oder Proviantamt.

Karl Schumacher befand sich im Lager in Gesellschaft von zahlreichen Reutlinger Weggenossen des Dritten Reiches, darunter Ex-Kreisleiter Otto Sponer, dem früheren SA-Freund und Leiter des Elektrizitätswerks Hans Lettsche, dem Kreisschulungsleiter Christian Wirsching, dem Geschäftsmann und früheren SA-Adjutanten Walter Törber, dem Stadtrat und SA-Mann Gottlob Wandel und dem NS-Oberbürgermeister Richard Dederer. Man kann sich vorstellen, dass das Zusammenleben auf engstem Raum mit alten Widersachern und Ex-Freunden, mit denen man in Streit geraten war, nicht gerade von Harmonie geprägt war.

Der inzwischen 56-jährige Schumacher wurde von Oberbürgermeister Kalbfell, aus welchen Gründen auch immer, zum Lagerältesten ernannt. Er

²¹² Oskar Kalbfell: Unsere Aufgaben in der gegenwärtigen Lage. Der Stand der Wiederaufbauarbeit im Kreis Reutlingen. Rede am 10. 10. 1945 in Urach, S. 14, zitiert nach C. Glauning, Entnazifizierung (wie Anm. 95), S. 328 f.

²¹³ StadtA Rt., AdN Nr. 1024, Hausordnung für das Politische Haftlager Reutlingen, 25. 5. 1945; vgl. auch ebd., Nr. 1025, Hausordnung vom 8. 12. 1945.

musste also in der Regel keine schweren körperlichen Arbeiten verrichten, dafür hatte er die verschiedenen Arbeitseinsätze der Häftlinge in Listen genau zu dokumentieren.²¹⁴ Inwieweit er dabei den Instruktionen des Lagerleiters folgte oder auch selbst Einfluss auf die Zuteilung nehmen konnte, ist unklar. Schumacher selbst sprach davon, dass er „von Oberbürgermeister Kalbfell und Künzel beauftragt [worden war], für Ruhe und Ordnung zu sorgen“ und „die Häftlinge zu beurteilen“.²¹⁵ Weil er dieser (vermeintlichen oder tatsächlichen) Vorgabe ganz im alten Stil mit schon während des Dritten Reiches gezeigtem maßlosem Übereifer folgte, führte dies schnell zu „Differenzen mit den Häftlingen“, denn Schumacher war der Meinung, seine „früheren Parteigenossen führten sich teilweise schlecht und demnach sind auch meine Beurteilungen ausgefallen.“ Kalbfell habe ihn für „strengste Disziplin und Arbeitseinsatz verantwortlich gemacht“, verteidigte er sich später. „Wir haben etliche Faulenzer gehabt, und wenn ich da mal den einen oder anderen zur Arbeit herbeigeht habe, dann war es nicht mehr wie recht und billig“, denn „das Reutlinger Lager war kein KZ, sondern ein Erholungslager, ein Paradies, wie Sie es einmal nannten.“²¹⁶ Dass seine Anbiederungsversuche ihm später beim Spruchkammerverfahren als Verrat und Denunziation vorgehalten wurden, konnte er nicht nachvollziehen. „Wenn Sie mir, Herr Oberbürgermeister, als damaliger Landrat und Verantwortlicher des Internierungslager Reutlingen und Sie, Herr Stadtdirektor Künzel, den Auftrag gaben, dass allen arbeitsfähigen Männern eine Arbeit zugewiesen wird, und vor allen Dingen Disziplin herrscht und mir mehr wie einmal von Ihnen bedeutet wurde, dass ich für die Durchführungen Ihrer Anordnungen in erster Linie mitverantwortlich wäre, so werde ich mich wohl hüten, einem Verlangen und einer Anordnung Ihrerseits nicht nach zu kommen, zumal die Anordnung zu einem Zeitpunkt erfolgte, wo die Arbeitsunlust und Indisziplin bei mehreren Internierten merklich und mit Vorbedacht eingesetzt hatte.“²¹⁷

Es hatte Karl Schumacher mit dem Ende des Dritten Reiches überhaupt keine Probleme bereitet, praktisch über Nacht seine politischen Überzeugungen aufzugeben. Mitte April 1945 hatte er den Rottenburger Volkssturm noch zum „Endsieg“ treiben wollen und Mitte Mai, nur zwei Tage nach seiner Verhaftung, erklärte er in seinem ersten Nachkriegsbericht an Oberbürgermeister

²¹⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 1037, 1038. Die Listen wurden alle von Schumacher geschrieben. Schumacher war keineswegs der älteste Häftling, Wirsching oder Wandel waren älter. In dem durch die vorhandenen Listen dokumentierten Zeitraum (18.9.45–17.2.46) war Schumacher bis auf kleine Einsätze wie „Reichsbank, Geldkisten abladen“ immer mit seinen Aufgaben als Lagerältester beschäftigt.

²¹⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²¹⁶ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell, 16. 9. 1947. Vgl. auch Schwäbisches Tagblatt 16. 9. 1947, Reutlingen zum Rottenburger Urteil.

²¹⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Balingen an OB Kalbfell und Künzel, 27. 9. 1948.

Kalbfell und dessen Stellvertreter Otto Künzel bereits, er „verfluche jede Stunde und jede Handlung, die ich dem Schwindler Hitler geopfert habe, die Reichsregierung war zu feig, sich dem ird. Richter zu stellen, nun lieber lässt man die Irreführten jetzt in den Kerkern schmachten. Ewig verflucht sei dieses falsche Leben.“²¹⁸ Er stehe heute „vollkommen auf dem Boden der gegebenen Tatsachen, ich wünschte mir nur als Mann meine Kraft und mein ganzes Können der Allgemeinheit zur Verfügung stellen zu dürfen um die Leiden zu verbessern.“ Mit derselben Übermotivation wie früher, nur mit gewandelter politischer Loyalität, agierte Schumacher nun im Interniertenlager, bestrebt, möglichst rasch den Anschluss an die Nachkriegsgesellschaft zu erreichen. Er habe sich im Reutlinger Lager gesagt, so Schumacher zu Kalbfell und Künzel, „was gegen den heutigen neuen Staat geht, kann ich mit Stillschweigen nicht decken, ausserdem verpflichteten mich Ihre Anordnungen; es ist durchaus keine Schande, wenn man gemachte Fehler und politische Irrtümer einsieht, aber man ist dann auch verpflichtet alles zu tun und mitzuhelfen am Wiederaufbau und sei es nur darin, die Widersacher, wie in diesem Falle, zur Verantwortung zu ziehen.“²¹⁹ Direkte Reaktionen von Kalbfell und Künzel sind nicht bekannt.

Seit dem 20. Mai 1945 gab es bei der Reutlinger Stadtverwaltung mit dem Politischen Referat eine Abteilung, die sich bereits um Ermittlungen zur politischen Beurteilung der Häftlinge kümmerte, bevor überhaupt von den französischen Militärbehörden allgemeine Richtlinien aufgestellt wurden.²²⁰ Erste Vernehmungen wurden durchgeführt und erste Berichte verfasst, wobei Oberbürgermeister Oskar Kalbfell, Otto Künzel und auch Fritz Wandel in der Anfangszeit eine Schlüsselposition bei der Beurteilung erhielten und zunächst große Freiräume hatten. Denn man bewertete zunächst nicht nach starren Kriterien wie früher Parteieintritt oder Rang innerhalb der NSDAP, sondern versuchte, die Gesamtpersönlichkeit eines zu Beurteilenden zu erfassen. Ab Oktober 1945 wurden Kreisuntersuchungsausschüsse für weitere Ermittlungen installiert, zunächst zur Entnazifizierung der Verwaltungsmitarbeiter und danach für die Wirtschaft. Künzel leitete den ersten Ausschuss und sollte von April 1946 bis Juli 1947 als Staatskommissar für die politische Säuberung die wichtigste Stelle für Entnazifizierung in Württemberg-Hohenzollern innehaben. Es ist zu vermuten, dass weder Kalbfell und Künzel noch OB-Stellvertreter Fritz Wandel geneigt waren, Schumacher milde zu beurteilen, hatten doch alle drei persönliche Erfahrungen damit, von Schumacher 1933 in Schutzhaft gesteckt worden zu sein. „Der Empfang auf dem Heuberg war nicht weniger übel als der Empfang durch Schumacher bei unserer

²¹⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Werdegang, 13. 5. 1945.

²¹⁹ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell und Künzel, 27. 9. 1948.

²²⁰ Vgl. C. Glauning, Entnazifizierung (wie Anm. 95), S. 316 ff.

Verhaftung“, äußerte Kalbfell 1945.²²¹ Vor allem das KPD-Mitglied Fritz Wandel, der zehn Jahre im Gefängnis und im KZ Dachau eingesperrt gewesen war, machte aus seiner Abneigung keinen Hehl: „Schumacher ist ein charakterlich minderwertiger Tropf, moralisch verkommen und ein ewiger Landsknecht-Typ, brutal und großsprecherisch und gleichzeitig unzuverlässig und feig“, erklärte er 1946.²²²

Um die Jahreswende 1945/46 und im April 1946 wurden zahlreiche Häftlinge, die zu den „leichteren“ Fällen gehörten, zur Entlassung vorgeschlagen. Karl Schumacher wurde erst im Februar 1946 zu einer ersten Befragung vorgeladen, hatte aber bereits Anfang Januar in Eigenregie mehrere Berichte verfasst, in denen er seine Sicht der Vorgänge in Rottenburg und Hechingen darlegte, bei denen er mit strafrechtlicher Verfolgung rechnen musste. Im April 1946 wurde Schumacher zusammen mit anderen stark belasteten Reutlinger Nationalsozialisten wie Letsche, Sponeer, Gottlob Wandel und Krimmel in das Internierungslager Balingen verlegt. OB-Stellvertreter Fritz Wandel formulierte in seinem Bericht an die französischen Behörden die Reutlinger Einschätzung Schumachers als NS-Hauptrepräsentant und die Empfehlung, ihn weiter nach Balingen zu schicken, unmissverständlich:

„Schumacher hat so schon lange Jahre vor der sogenannten Machtergreifung für die Gewaltherrschaft des Nazismus gearbeitet, sie wesentlich mitbegründet und während der Schreckensherrschaft von 1933 an wesentlich zur Stärkung und Erhaltung beigetragen. Jahrelang ist er gewalttätig gegen Kirchen und weltanschaulich Andersdenkende aufgetreten und darum als verbrecherischer Aktivist zu kennzeichnen. Die gegen ihn verhängte Internierungshaft ist begründet und hat fortzudauern, nachdem er weiterhin als gefährlich zu betrachten ist.“²²³

Das politische Haftlager im Ringelbach wurde aufgelöst. Die Stadt Reutlingen übergab es dem Justizministerium, welches darin Kriegsverbrecher aus ganz Württemberg unterbrachte. Gleichzeitig nahm in Tübingen das Staatskommissariat für die politische Säuberung unter der Leitung von Otto Künzel seine Arbeit in der französischen Besatzungszone auf. Das Prinzip, die Entnazifizierung als politisches und der Verwaltung zugeordnetes, nicht als strafrechtliches Verfahren zu betrachten, wurde bis Mitte 1947 beibehalten.

²²¹ Zitiert nach „Ein Mann der Tat“. Oskar Kalbfell zum Hundertsten, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1997, S. 32. Das Zitat setzt sich fort: „[...] Dabei war das, was wir erlebten, der reinste Erholungsurlaub gegenüber dem, was Fritz Wandel in Dachau erlebte.“ Vgl. zu Kalbfell 1933 auch Hans-Georg Wehling: Oskar Kalbfell. Ein biographischer Versuch, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 34 (1995), S. 444 ff.

²²² StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946.

²²³ Ebd.

1.2 Internierungslager Balingen

Das Internierungslager Balingen war von der französischen Besatzungsmacht im April 1945 im ehemaligen Lager für französische Kriegsgefangene auf dem Gelände eines Zementwerks eingerichtet worden.²²⁴ Es war das erste von insgesamt sieben Internierungslagern in der französischen Zone. Unter den Gefangenen gab es eine starke Fluktuation. Rund 1000 Gefangene wurden im Sommer und Herbst 1947 schon wieder entlassen, viele andere aus allen Kreisen Südwürttembergs erst eingewiesen. Im September 1947, als das Lager in deutsche Führung übergang, waren 812 Häftlinge interniert; diese Zahl sank bis Dezember auf 710, stieg im Januar/Februar 1948 wieder auf knapp 800 an, bevor im Frühjahr 1948 dann die Entlassungen begannen. Vor allem Funktionsträger auf Orts- und Kreisebene sowie Angehörige der paramilitärischen Verbände saßen um die Jahreswende 1947/48 hier ein.²²⁵ Viele Beamte (23,1%), Handwerker (20,7%), Kaufleute (14,4%) und Lehrer (13,3%) waren darunter. Hinzu kamen einige prominente NS-Vertreter wie Ex-Ministerpräsident und Kultusminister Christian Mergenthaler. Die Lagerbaracken waren einfach, einige nicht winterdicht, innen gab es keine Türen. Reparieren konnte man nur notdürftig, weil es an Baumaterialien fehlte. Auch warme Kleidung und Schuhe waren Mangelware. Im Winter 1947/48 wurde über eine Wanzenplage geklagt.

Karl Schumacher war hier, anders als im Reutlinger Lager, nur einer unter vielen Internierten. Unter seinen Reutlinger Mithäftlingen war er weiterhin ein Außenseiter, und er glaubte immer noch, sich mit Berichten nach Reutlingen eine bessere Position verschaffen zu können. Die Reutlinger „Drückberger“ seien „im grossen Balingen Haufen untergegangen, auch hier haben sich solche wieder gedrückt“, teilte er im September 1947 Oskar Kalbfell mit.²²⁶ Er sei mehr als einmal daran gewesen, „Ihnen Mitteilung darüber zu machen, in welcher unverantwortlicher Weise über das Lager Reutlingen gelästert wurde und Ihre Person immer wieder in den Vordergrund gestellt wurde; wenn einer in Balingen nicht entlassen wurde, dann war ich Schuld. Man hat vom ersten Tag an in Balingen gegen mich masslos gehetzt und mich immer des Verrats beschuldigt – mit Erfolg, ich bekam die schwersten Arbeitskommandos.“ Schumacher bemitleidete sich selbst und bot an, noch mehr Informationen über Mithäftlinge zu liefern: Er „wünsche den Tag herbei, wo

²²⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 1023. Vgl. zum Lager Balingen Margarete Steinhart: Balingen 1918–1948. Kleinstadt im Wandel, Balingen 1991, S. 255–260; Klaus-Dieter Henke: Politische Säuberung unter französischer Besatzung. Die Entnazifizierung in Württemberg-Hohenzollern, Stuttgart 1981, S. 40 ff.

²²⁵ StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 13, u. a. Übersicht 12. 1. 1948; StA Sigmaringen Wü 40 T 9 Nr. 11, Übersicht 6. 12. 1947, hier auch detaillierte Übersichten über Zu- und Abgänge September 1947 bis Dezember 1948 und allgemein zum Lager.

²²⁶ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell, 16. 9. 1947.



Das Internierungslager Balingen war das erste von sieben Lagern in der französisch besetzten Zone. Schumacher war hier von April 1946 bis Januar 1949 inhaftiert.

ich einmal Rede und Antwort stehen kann, vielleicht kann es dann sein, dass ich mit offenen Karten aufwarte. [...] Herr Oberbürgermeister, sind Sie mir über meine Zeilen nicht böse, aber wo soll ich mich hinwenden? Soll denn die ganze Familie mitsamt mir vernichtet werden?“²²⁷

Schumacher wurde – wie die große Mehrheit der Internierten – zu körperlich schweren Arbeiten eingesetzt, beim Bahnbau in Dormettingen, dann als Kohleschipper bei den Ölschieferwerken in Bisingen, wo meist über 100 Internierte arbeiteten. Später war er bei Demontage-Arbeiten in Engstlatt.²²⁸ Ab 14. Oktober 1947 war er als Hilfsarbeiter im Lagerhaus der Württembergischen Warenzentrale landwirtschaftlicher Genossenschaften (WüWa Lagerhaus) in Tübingen eingeteilt. Hier blieb er ein Jahr und lobte die „Anständigkeit“ seines Arbeitgebers.²²⁹ Dieser war mit Schumacher ebenfalls zufrieden: Er habe sich „in jeder Beziehung einwandfrei geführt, die ihm zugewiesenen ungewohnten schweren körperlichen Arbeiten trotz seines Alters ohne Widerspruch und ohne Widerwillen mit Fleiss und sehr gewissenhaft ausgeführt. Von unseren zivilen Arbeitern und Angestellten wird Herr

²²⁷ Ebd.

²²⁸ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²²⁹ Ebd. KS blieb bis 6. Oktober 1948 bei WüWa Tübingen, dann wurde er für einige Wochen ins Krankenhaus eingeliefert, dazu StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Protokoll 26. 11. 1948.

Schumacher wegen seiner Bescheidenheit und Kameradschaftlichkeit geschätzt.“²³⁰ Am 10. März 1947 wurde Schumacher wegen der Ermittlungen zu den Rottenburger Vorgängen 1938 ins Tübinger Untersuchungsgefängnis verlegt, ebenso wie Hans Letsche.²³¹ Nach der Gerichtsverhandlung Mitte September 1947 kam er zurück ins Lager Balingen.

Nachdem Mitte 1947 das südwürttembergische Entnazifizierungsverfahren an das amerikanische mit seinen Spruchkammergerichten angeglichen wurde, entstanden auch im Balingen Lager Ende 1947 zwei eigene Lagerspruchkammern für die dort Inhaftierten. Die Kreisuntersuchungsausschüsse, die weiterhin ermittelnde und beratende Funktionen hatten, teilten im Dezember 1947 die Internierten ihres Kreises je nach politischer Belastung in drei Gruppen. Zuerst sollten die leichteren Fälle der Gruppe 1, die bald zur Entlassung anstanden, verhandelt werden. Die Fälle der Gruppen 2 und 3 wogen jeweils noch schwerer und hatten mit längerer Lagerhaft und späteren Verhandlungsterminen zu rechnen. Die Reutlinger Behörden teilten Schumacher der Gruppe 3 c zu, also den allerschlimmsten Fällen. Gegen seine baldige Freilassung, hieß es, „bestehen weiterhin stärkste politische und sicherheitspolizeiliche Bedenken“.²³²

Schumacher beschwerte sich bei Kalbfell und Landrat Kern über diese Einstufung in die, wie er formulierte, „Minister- bzw. Prominentenliste 3 c“. Weitaus Höhere bis hin zu den höchsten Führern der Reichsleitung seien schließlich in den Listen 3 a und 3 b eingestuft, alle anderen SA-Standartenführer bereits entlassen. Sei es notwendig, „dass der Kreis Reutlingen mit an erster Stelle in der Stufeneinteilung 3 c marschiert“?²³³ Er wisse sehr wohl und gebe es auch zu, „dass ich in meinem mir eigenen Temperament ab und zu über das Ziel hinausgeschossen habe, jedoch dies aber ohne jede böswillige oder schädigende Absicht; meine guten und gerechten Handlungen dürften wohl diesen Fehler bei Weitem aufgewogen haben“.²³⁴

Er sei zwar nicht gegen seinen Willen SA-Führer geworden und „trage hierfür die Folgen, aber aus der Vergangenheit werde ich die Lehre für meine wenigen Lebensjahre, die noch vor mir stehen dürften zu ziehen wissen.“²³⁵ Schumacher bat Kalbfell und Kern, sich dafür einzusetzen, dass er in Stufe 3 a

²³⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl.19, Zeugnis WüWa Tübingen, 17.9.1948, auch Bl. 35, 8. 11. 1948.

²³¹ StA Sigmaringen, Ho 400 Nr. 584, VU, Bericht Landeskriminalpolizeiamt vom 10. 3. 1947; StadtA Rt., Bestand Oskar Kalbfell, Nr. 320, Kalbfell an den Tübinger Generalstaatsanwalt Dr. Nellmann, 26. 4. 1947; StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell, 16. 9. 1947.

²³² StadtA Rt., AdN Nr. 818, Polit. Ref., Notiz 28. 11. 1947. Vgl. zur Einstufung StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 48; auch ebd., Nr. 13, Schwäbische Zeitung vom 16. 1. 1948.

²³³ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell und Landrat Kern, 10. 5. 1948. Der Kreis Reutlingen stellte ein Viertel der Gruppe 3 c.

²³⁴ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell und Landrat Kern, 10. 5. 1948.

²³⁵ Ebd.

oder 3 b versetzt wird, weil er im Lager sich gut geführt habe, zeigte aber in seiner Wortwahl, dass er sich vom „Dritten Reich“ immer noch nicht gelöst hatte: „Ich glaube mit Bestimmtheit an Ihr Entgegenkommen appellieren zu dürfen, denn ich habe in den drei Jahren meiner Internierung mich anstandslos geführt, habe trotz meines Alters und meines Gesundheitszustandes die allerschwersten Arbeiten verrichtet und damit gezeigt, dass ich das damalige Schlagwort des verflornten 3 ten Reiches: ‚Arbeit adelt‘ als ehemaliger Parteiführer in die Tat umgesetzt habe.“²³⁶ Auch Letsche und Krimmel protestierten gegen ihre Einstufung in die Gruppe 3 c.²³⁷

Die Beschwerden blieben wirkungslos. Die Balinger Spruchkammern nahmen ihre Arbeit mit den „leichten“ Fällen auf und stuften von den ersten 242 Internierten nur sechs als belastet, 22 als Mitläufer, den Rest als minderbelastet ein, was von der französischen Militärregierung als zu milde eingeschätzt wurde. Ab März 1948 wurden nach Abschluss der Verfahren laufend zahlreiche Internierte entlassen, allein 369 im Mai 1948.²³⁸ Anfang September waren noch 160 Häftlinge in Balingen, Anfang November 1948 noch 74. Karl Schumacher blieb inhaftiert, während seine Reutlinger Mithäftlinge nach und nach entlassen wurden, so Dederer im Mai 1948, Marion und Wirsching im Juni, Gottlob Wandel im August, Letsche und Sponer im Oktober, Memminger und Krimmel im November 1948.²³⁹ Immer wieder wurde Schumacher 1948 auch vernommen. Zum einen bereitete der Reutlinger Kreisuntersuchungsausschuss Schumachers Spruchkammerverfahren vor, das nach einer vorbereitenden Sitzung am 21. September dann schließlich am 16. November 1948 stattfinden sollte. Zum anderen ermittelte die Tübinger Staatsanwaltschaft wegen der Hechinger Synagogenzerstörung; der Prozess wurde auf den 3. Dezember 1948 festgelegt. Schumacher beklagte sich heftig über die Haftsituation, wegen 50 Gramm Tabak habe man ihn, so seine eigene Darstellung, „8 volle Tage in einem Keller-Loch eingesperrt, darunter teilweise Tag- und nacht-lang im sogenannten Beton-Bunker ohne Schlafdecke, ohne Mantel, ohne Sitz- und Schlafgelegenheit, auf dem nackten Beton-Boden musste ich liegen.“²⁴⁰ Allgemein berichtete der Lagerleiter im August 1948 von der schlechten psychischen Situation der Häftlinge, die sich häufig in einer gewissen Verstimmung mit Explosivreaktionen selbst in Kleinigkeiten zeige.²⁴¹ In diesen Kontext gehört wohl auch ein Schlag, den Schumacher ins Gesicht bekommen haben will, „der mein Gehör zusehends verschlimmerte und von diesem Schlag ich anscheinend mein zerrissenes Trommelfell im rechten Ohr

²³⁶ Ebd.

²³⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Krimmel und Hans Letsche an OB Kalbfell, 9. 5. 1948.

²³⁸ StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 11, Zu- und Abgänge; M. Steinhart, Balingen (wie Anm. 224), S. 259.

²³⁹ StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 12.

²⁴⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁴¹ StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 11, Halbmonatsbericht 15.8.–31. 8. 1948.

habe“.²⁴² Wegen seines Ohrs und einer „Halskrankheit“ kam Schumacher im Oktober 1948 zwischen seinen Gerichtsverfahren für mehrere Wochen ins Tübinger Krankenhaus.

Als Anfang November 1948 das Balinger Interniertenlager aufgelöst wurde, um einem Auffanglager für deutsche Flüchtlinge aus Dänemark Platz zu machen, wurde Schumacher mit gerade noch 71 weiteren Häftlingen in das wesentlich kleinere Administrativlager Bisingen im Kreis Hechingen verlegt.²⁴³ Am 4. Januar 1949 wurde er als einer der fünf letzten Internierten entlassen.²⁴⁴

2 Die strafrechtliche und politische Aufarbeitung

2.1 Tübinger Prozess wegen der Unruhen gegen Bischof Sproll 1938

Mit dem Strafverfahren wegen der Krawalle vor dem Bischöflichen Palais in Rottenburg wurde im September 1947 die Reihe der Gerichtsprozesse gegen Karl Schumacher eröffnet. In Reutlingen wurden die Sitzungen mit Spannung erwartet. Unter den zwölf Angeklagten waren fünf Reutlinger, neben Schumacher auch Otto Sponer, Hans Letsche, Fritz Depperich und Eugen Buck, die alle Hauptrepräsentanten der NS-Zeit in Reutlingen waren. Auch der frühere Bürgermeister von Rottenburg, Wilhelm Seeger, und ein Redakteur des NS-Hetzblattes „Flammenzeichen“ saßen hier vor Gericht. Etwa 1½ Jahre hatte die Staatsanwaltschaft ermittelt, und Karl Schumacher saß ebenso wie Hans Letsche bereits seit März 1947 bis zum Verfahren in Untersuchungshaft im Tübinger Gerichtsgefängnis.²⁴⁵

Im Vorfeld im März 1946 hatte Bischof Sproll darum gebeten, die als Landfriedensbruch verfolgten Ermittlungen wieder zurückzunehmen; denn er habe „nie den Wunsch gehegt, dass diese für mich einst so schmerzlichen Ereignisse nachträglich zum Gegenstand eines strafgerichtlichen Verfahrens gemacht werden.“²⁴⁶ Die Landesdirektion der Justiz sah sich jedoch nicht in der Lage „ein so schweres Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung ungesühnt zu lassen.“²⁴⁷ Der Bischof ließ daraufhin eine Erklärung von den

²⁴² StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁴³ StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 13, Schwabenecho vom 11. 11. 1948, Schwarzwälder Heimatpost vom 24. 11. 1948, Schwäbische Zeitung vom 25. 11. 1948.

²⁴⁴ StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 12 und 48.

²⁴⁵ Vgl. dazu auch StadtA Rt., Bestand Oskar Kalbfell, Nr. 320, Kalbfell an Generalstaatsanwalt Nellmann, Tübingen, 26. 4. 1947.

²⁴⁶ Bischof Sproll an Staatsrat Carlo Schmid, 12. 3. 1946, zitiert nach Kopf/Miller, Vertreibung (wie Anm. 149), S. 371.

²⁴⁷ Bischöfl. Ordinariat an die Seelsorgestellten der Dekanate Rottenburg und Horb, 21. 9. 1947, zitiert nach Kopf/Miller, Vertreibung (wie Anm. 149), S. 373.

Kanzeln verlesen, dass dieses Verfahren gegen seinen Wunsch eingeleitet wurde. Später bemühte er sich bei einzelnen Angeklagten um Begnadigungen.

Beim Verfahren wurde Karl Schumacher zu fünf Monaten Haft verurteilt wegen Landfriedensbruchs. Die Strafe galt mit den 6½ Monaten Untersuchungshaft als verbüßt. Das Gericht konnte Schumachers Darstellung der Ereignisse nicht widerlegen, wonach er lediglich wie viele andere an der Kundgebung teilgenommen habe.²⁴⁸ Er habe dann sogar, behauptete er, unter erheblichem persönlichem Risiko randalierende Demonstranten aus dem Bischofspalais hinausgeworfen und so zur allgemeinen Beruhigung und Verhinderung schwerer Gewalttätigkeiten, auch gegen den Bischof, beigetragen. Kreisleiter Sponer, der öffentlich gegen Bischof Sproll gehetzt und zur Teilnahme an den Demonstrationen aufgerufen hatte, wurde wegen Beihilfe zum Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu einem Jahr und vier Monaten Zuchthaus verurteilt. Letsche, der bei den Demonstrationen als Redner aufgetreten war, bekam ein Jahr und zwei Monate Zuchthaus. Depperich und Buck wurden zu jeweils sechs Monaten Gefängnis verurteilt, wie Schumacher wegen Landfriedensbruchs.

Das Urteil stieß in Reutlingen auf „mehr als Kopfschütteln“, wie das Schwäbische Tagblatt schrieb. Während die Urteile gegen Letsche, Buck und Depperich als gerecht empfunden wurden, so die Zeitung, gehe die allgemeine Meinung dahin, dass Sponer und Schumacher viel zu gut weggekommen seien. Denn hier sehe man die beiden Nazi-Größen von ehemals im ganzen Lichte ihrer Tätigkeit, während in Rottenburg nur „ein Fall“ zur Beurteilung stand. Man frage sich, „ob es zweckmäßig ist, wie hier den Gegenstand zum Prozeßkern zu machen und nicht die Person. Ein ‚Fall Sponer‘ und ein ‚Fall Schumacher‘ würde jedenfalls ein ganz anderes Bild für die Angeklagten ergeben haben als der ‚Fall Rottenburg‘.“²⁴⁹ Wenn sich Schumacher im Prozess als Mann mit „sauberen Brusttuch“ präsentiere, habe er offenbar schon vergessen, was er sich schon alles habe zuschulden kommen lassen. „Wir sagen für Reutlingen nichts Neues, wenn wir hier behaupten, dass 99 Prozent aller Reutlinger schon zu Nazi-Zeiten von Schumacher sagten, er sei ein moralisch verkommenes Subjekt“, fuhr die Zeitung fort und fragte: „Und auch dieser unser Schumacher soll ausgerechnet in Rottenburg die Hände im Hosensack getragen haben? Nicht möglich – Reutlingen lacht [...].“²⁵⁰ Die Zeitung verwies auf das noch anstehende Verfahren zur Hechinger Synagogenzerstörung, welches „noch seinen besonderen Schatten werfen wird“.

Schumacher indessen fand das Urteil zu streng. Ihm persönlich habe nicht das geringste Vergehen nachgewiesen werden können, „aber ich wurde

²⁴⁸ Dazu StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS Vorgang Rottenburg, 4. 1. 1946; StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁴⁹ Schwäbisches Tagblatt vom 16. 9. 1947, Reutlingen zum Rottenburger Urteil.

²⁵⁰ Schwäbisches Tagblatt vom 16. 9. 1947, Reutlingen zum Rottenburger Urteil.

bestraft, weil ich der Karl Schumacher war.“²⁵¹ Die Reutlinger, behauptete er, hätten in der Rottenburger Bischofsangelegenheit wohl die Gesamtlast vor Gericht zu tragen gehabt: „Wir büßten für alle 4–5000 Demonstranten, wir büßten für die Gauleitung und die Reichsleitung der NSDAP.“

2.2 Eingestellte Ermittlungen zu Schumachers Rolle bei Kriegsende in Rottenburg

Schumachers Verhalten als Bataillonskommandant des Volkssturms hatte in Rottenburg für große Erbitterung gesorgt. Gerüchte, dass er für die Brückensprengungen verantwortlich sei, dass er fanatisch den Widerstand bis zum Letzten habe fortsetzen wollen und die Rottenburger Bevölkerung tyrannisiert habe, machten die Runde.²⁵²

Schumacher hat diese Vorwürfe vehement bestritten, fühlte sich einer „Hetzkampagne“ und „Verleumdungen“ ausgesetzt. Allerdings hat er sich nie eingestanden, dass er durch sein Auftreten bei der Rottenburger Bevölkerung den Eindruck eines kompromisslosen, gewalttätigen Kämpfers für den Endsieg erweckt hatte, dem man eben auch beim Kriegsende alles zutraute.

Bereits am 25. Mai 1945 forderte die Bürgerversammlung von Rottenburg den neuen Reutlinger Oberbürgermeister Kalbfehl auf, Schumacher in Rottenburg vernehmen zu dürfen. „Nachdem Schumacher in den letzten Monaten hier in Rottenburg sein Unwesen getrieben hat, legen wir Wert darauf, denselben in unserer Mitte herzlichst begrüßen zu können. Wir wären daher dankbar, wenn eine Überführung des Schumachers nach Rottenburg möglich wäre“, hieß es da. Schumacher solle „wenigstens für einen Nachmittag zur Verfügung gestellt werden“.²⁵³ Initiator der Anfrage war Hugo Schneider, der ab 1945 Bürgermeister von Rottenburg war und schon während des Volkssturms mit Schumacher zu tun hatte.

Schneider war es auch, der Zeugenaussagen zu Schumachers Verhalten während seiner Volkssturmzeit im Rathaus sammeln ließ, um sie den Behörden zur weiteren Ermittlung zu übergeben. Im September 1947 und 1948 ließ er am Rathaus in Rottenburg Aufrufe aushängen, dass jeder, der etwas gegen Schumacher vorzubringen hätte, dies auf dem Rathaus melden solle. Im September 1948 erschienen entsprechende Meldungen im Amtsblatt Tübingen und der Stadt Rottenburg und in der Württemberger Zeitung in Metzingen.²⁵⁴

²⁵¹ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfehl und Landrat Kern, 10. 5. 1948; ähnlich auch ebd., KS an OB Kalbfehl, 16. 9. 1947.

²⁵² StadtA Rt., AdN Nr. 818, Fritz Wandel, Bericht über KS, 27. 4. 1946; StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, KS, Volkssturm-Rottenburg, 10. 9. 1947.

²⁵³ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Bürgerversammlung Rottenburg an OB Kalbfehl, 25. 5. 1945.

²⁵⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Zeugenaussagen 1944/45, ebd., KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

Später nahm die Staatsanwaltschaft Tübingen ein Ermittlungsverfahren gegen Schumacher „wegen verbrecherischer Aktionen vor der Besetzung Rottenburgs durch die Alliierten Truppen“ auf, das sie dann im April 1948 wieder einstellte.²⁵⁵ Es hätten sich keine Beweise ergeben, so die Staatsanwaltschaft, dass Schumacher im Frühjahr 1945 die Brückensprengungen in Rottenburg angeordnet habe oder als örtlicher Volkssturmführer den Befehl gegeben hätte, lebenswichtige Betriebe wie Elektrizitätswerk, Gaswerk und Mühlen zu sprengen. Mit ziemlicher Sicherheit seien die Brückensprengungen von Einheiten der Wehrmacht ausgeführt worden und es sei nicht wahrscheinlich, dass diese auf Befehl des Volkssturmführers handelten. Auch fehlten Beweise, dass Schumacher mit den abgebrannten Häusern auf der rechten Neckarseite zu tun hätte oder ein Rollkommando eingerichtet habe, das politisch missliebige Bürger beseitigen sollte. Für Schumacher spreche, dass keine Gewaltmaßnahmen ausgeführt oder versucht wurden. Es gäbe also keine strafrechtlichen Tatbestände, so das Fazit der Behörde, aber vieles, das Schumacher politisch belaste. Die Akten wurden zur Verwendung beim Spruchkammerverfahren weitergeleitet.

2.3 Prozess wegen Zerstörung der Hechinger Synagoge

Im Februar 1946 nahm das Landgericht Hechingen im Auftrag der Tübinger Landesdirektion für Justiz die Ermittlungen wegen der Beschädigungen und Brände der Synagogen in Hechingen und Haigerloch auf. Gegen die Rädelsführer und Brandstifter sei Haftbefehl zu beantragen.²⁵⁶ Auch Schumacher, der von Anfang an als Hauptverdächtiger feststand, wurde mehrfach in dieser Sache verhört, sowohl im Lager Balingen als auch im Tübinger Untersuchungsgefängnis, wo er aufgrund des Verfahrens wegen der Rottenburger Vorgänge einsaß.

Die Ermittlungen gestalteten sich aus Sicht der Behörden sehr schwierig. Trotz aufwendiger Voruntersuchungen habe man aus dem unzweifelhaft großen Täterkreis nur sechs Personen ermitteln können, gegen die dann Anklage erhoben wurde.²⁵⁷ Die Aussagen der Tatzeugen und der Angeklagten hätten

²⁵⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, Justizministerium an die Staatsanwaltschaft Tübingen, 8. 4. 1948; ebd., Staatsanwaltschaft Tübingen, 15. 4. 1948. Auch die französischen Militärbehörden ermittelten wohl.

²⁵⁶ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Landesdirektion Justiz Tübingen an Staatsanwalt Hechingen, 7. 2. 1946.

²⁵⁷ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Urteilsbegründung 3. 12. 1948. Vgl. zum Folgenden allgemein die Akten der Voruntersuchung, StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, u. a. die Aussagen Schumachers vom 6. 6. 1946 und 5. 8. 1947. Vgl. auch StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Bericht über die Aktion gegen die Synagoge in Hechingen vom 5. 1. 1946; ebd., Befragung KS durch Polit. Ref., 13. 6. 1947; ebd., KS an OB Kalbfell, 16. 9. 1947. Zum Verfahren auch StA Sigmaringen, Wü 40 T 9 Nr. 13, Der Württemberger vom 2. 12. 1948. Das Gericht

sich für die Wahrheitserforschung als unbrauchbar erwiesen, „sie sind völlig wertlos, zum Teil barer Unsinn“. Das Gericht verzichtete deshalb auf die Verwertung der Zeugenaussagen und gründete seine tatsächlichen Feststellungen ausschließlich auf die Aussagen der Angeklagten, womit zahlreiche Details der Ereignisse beim Urteil nicht berücksichtigt werden konnten.

Auch Karl Schumacher trug zu dieser unbefriedigenden Beweislage bei, war bei den Verhören nicht kooperativ. Er verfolgte, wie schon bei den Rotenburger Vorfällen, eine Unschuldsstrategie. Anfang 1946 hatte er sich eine Version der Ereignisse zurechtgelegt, an der er auch während der Verhöre und im Verlauf des Synagogen-Prozesses trotz gegenteiliger Zeugenaussagen im Wesentlichen festhielt. Anderslautende Tatsachen räumte er nur ein, wenn sie zweifelsfrei bewiesen waren, und äußerte sich in Einzelheiten widerspruchsvoll.

Schumacher behauptete also, er habe mitten in der Nacht per Telefon den Befehl von Hagenmeyer erhalten, er solle die Hechinger Synagoge anzünden und verhindern, dass die Hechinger Feuerwehr eingreife. Auf den Einwand, Schumacher sei doch nicht mehr aktiver SA-Führer, habe Hagenmeyer geantwortet, jeder Parteigenosse müsse einem Befehl oberster Dienststellen Folge leisten und er müsse dafür „mit Kopf und Kragen“ haften. Schumacher habe den Befehl dann nach Hechingen weitergegeben, habe dann aber Zweifel am Inhalt des Befehls bekommen und sei, „um die Verantwortung nicht auf mir lasten zu lassen“, mit seinem eigenen Auto nach Hechingen gefahren, um die Ausführung des Befehls zu verhindern. Er habe dann die Hechinger Polizei verständigt und sei weiter zur Synagoge, wo die Zerstörungen schon voll im Gange gewesen seien. Mit viel Mühe habe er weitere Zerstörungen und eine Brandlegung verhindert. Schumachers Darstellung wurde durch die Behauptung gekrönt, seine Durchkreuzung des Befehls, einen Brand zu legen, sei Anlass gewesen, „mich aus der SA auszubooken, weil ich mir immer erlaubte, meine eigene Meinung und eigene Stellungnahme gegen die gegebenen Befehle zum Ausdruck zu bringen.“²⁵⁸

Schumacher gab in den Verhören zunächst nur zu, mit Alfred Weiss und Kreuling nach Hechingen gefahren zu sein, den beiden Reutlinger Teilnehmern, die inzwischen im Krieg gefallen²⁵⁹ bzw. in Stalingrad vermisst waren und damit als Beschuldigte – und als mögliche Belastungszeugen gegen ihn selbst – nicht zur Verfügung standen. Erst später ermittelten Behörden, die die gesamte ehemalige SA Reutlingen unter die Lupe nahmen, dass auch Willi

bewertete die Ermittlungen als schwieriger als beim Haigerlocher Synagogenbrandprozess. Bei anderen Synagogenbrandprozessen gab es jedoch ähnliche Probleme.

²⁵⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS, Bericht über die Aktion gegen die Synagoge in Hechingen vom 5. 1. 1946; vgl. auch ebd., Befragung KS durch Polit. Ref., 13. 6. 1947; ebd., KS an OB Kalbfell, 16. 9. 1947.

²⁵⁹ Adolf Weiss war am 23. 9. 1943 in Russland gefallen, vgl. StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Aussage Martha Weiss, 18. 1. 1947.

Weiss und Albert Marion beteiligt waren, letzterer ja sogar als Befehlsübermittler, was erst während des Prozesses bekannt wurde.²⁶⁰

Schumacher hatte lange hartnäckig darauf beharrt, von dem Ulmer Brigadeführer Hagenmeyer direkt den Befehl erhalten zu haben. Zum einen, um Marion aus dem Spiel zu lassen, aber wohl auch, um zu unterstreichen, dass es eine sehr ranghohe Anordnung war, die er unmöglich hätte verweigern können. Er blieb bei seiner Version auch noch, als Hagenmeyer selbst, der sich inzwischen in einem eigenen Verfahren wegen seiner Befehle nach Ulm, Ochsenhausen, Ravensburg und Tübingen zu verantworten hatte, strikt verneinte, überhaupt mit Schumacher in dieser Nacht gesprochen zu haben.²⁶¹

Schumacher versuchte außerdem während der Verhöre und im Prozess, dem Hechinger Max Musiol einen großen Teil der Verantwortung für die Synagogenzerstörung zuzuschieben; er wollte nicht als einziger Hauptverantwortlicher verurteilt werden. Musiol habe bereits seit dem ersten Telefongespräch über den Zweck der Aktion Bescheid gewusst, behauptete er. Er habe seine Männer bereits mit Äxten und Beilen anrücken lassen und sei auch für die eigentliche Zerstörungsaktion verantwortlich. Schumacher nahm damit auch in Kauf, dass Musiol aufgrund seiner Aussage und der von Willi Weiss schwer belastet wurde.

„Ich bitte um ein mildes Urteil unter Berücksichtigung meiner Internierungszeit und bitte mir zu ermöglichen, im demokratischen Staat meine verlorene Existenz wieder auf demokratischer Grundlage aufzubauen“,²⁶² erklärte Schumacher in seinem Schlusswort bei der Hauptverhandlung am 26. November 1948. Sein Anwalt plädierte sogar auf Einstellung des Verfahrens wegen Verjährung oder im Falle einer Verurteilung auf eine Gefängnisstrafe von höchstens drei Monaten wegen Landfriedensbruchs. Bei der Urteilsverkündung am 3. Dezember 1948 wurde Karl Schumacher als Rädelführer wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt, seine Mitangeklagten Musiol zu sechs Monaten, Albert Marion zu fünf Monaten, Willi Weiss zu drei und die Hechinger SA-Männer Paul Richter zu zwei und Friedrich Erhart zu drei Monaten Gefängnis.²⁶³ Das Gericht sah es als erwiesen an, dass Schumacher den Befehl aus Ulm nach Hechingen weitergegeben hatte und mit vier Reutlinger SA-Männern dorthin gefahren war, um die weitere Ausführung seines Befehls durch die dort alarmierten Hechinger SA-Männer zu überwachen. Er habe

²⁶⁰ In seinem Spruchkammerverfahren hielt man Marion, der als Minderbelasteter eingestuft wurde, zugute, dass er in Hechingen nicht dabei gewesen sei, was ja nicht stimmte; vgl. StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2661/296.

²⁶¹ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Sitzung 16.11./3. 12. 1948 und Urteilsverkündung 3. 12. 1948.

²⁶² StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Sitzung 26. 11. 1948.

²⁶³ StA Sigmaringen Ho 400 T 2 Nr. 584, Urteilsbegründung 3. 12. 1948. Weiss saß seine Strafe abzüglich der U-Haft im Gerichtsgefängnis Urach ab.

außerdem, indem er sich längere Zeit in der Polizeiwache aufgehalten habe, die Polizei am Eingreifen gehindert. Die Frage, ob oder wie lange Schumacher den Plan einer Brandsetzung verfolgt hat, wurde mangels Beweisen außer Acht gelassen.

Der vor allem wegen der Aussagen von Schumacher und Weiss zu sechs Monaten Haft verurteilte Max Musiol konnte neun Monate später in einem Revisionsverfahren das Gericht von seiner Version der Ereignisse überzeugen. Er sei, so Musiol, von einer Alarmübung ausgegangen, habe vom Plan der Brandsetzung erst auf dem Bahnhofplatz von Schumacher erfahren und sei deshalb in eine Auseinandersetzung mit ihm geraten. Ein neuer Zeuge dieses Streits bestätigte dies und erklärte, dass Schumacher den unwilligen Musiol durch Befehl dazu gezwungen habe, zur Synagoge zu gehen.²⁶⁴ Nicht Schumacher, sondern Musiol habe dort die Zerstörungsaktion gestoppt. Das Gericht stufte auch als entlastend für Musiol ein, dass er das Beschaffen von Benzin verweigert und Schumacher überredet habe, vom Plan des Anzündens der Synagoge abzulassen. Musiol wurde freigesprochen und Schumachers Rolle nach diesem Verfahren also deutlich negativer beurteilt. Juristische Folgen hatte dies für ihn nicht.

Schumacher hatte inzwischen selbst gegen das Urteil Revision eingelegt. Eine Verurteilung wegen „Verbrechens gegen die Menschlichkeit“ sei nicht gerechtfertigt, denn, so das zynische Argument seines Anwalts, keinem Juden in Hechingen sei in dieser Nacht etwas geschehen.²⁶⁵ Nachdem der Antrag vom Oberlandesgericht Tübingen verworfen worden war, forderte der Verteidiger am 28. März 1949, die Strafvollstreckung auf unbestimmte Zeit wegen Haftunfähigkeit auszusetzen.

2.4 Das Spruchkammerverfahren

Anders als in den Strafprozessen sollte mit dem Spruchkammerverfahren von Karl Schumacher dessen politisches Verhalten während des Dritten Reiches aufgearbeitet werden. Die vom Politischen Referat in Reutlingen und dem Reutlinger Kreisuntersuchungsausschuss schon seit 1945 gesammelten und ermittelten Materialien bildeten dabei die Basis.²⁶⁶

Zunächst präsentierte der Kreisuntersuchungsausschuss Untersuchungsergebnisse und relevante Zeugen, zu denen Schumacher Stellung nehmen

²⁶⁴ StA Sigmaringen Ho 400 T 2 Nr. 584, Strafakten, Bl. 99 ff., Aussage Otto und Maria Kühle; vgl. generell zu Musiols Revisionsverfahren ebd., Bl. 83–124, v. a. Bl. 89–91, 99 ff., 116 f., 122–124. Auch Schumacher war zum Revisionsprozess von Musiol als Zeuge geladen, erschien aber nicht, vgl. Bl. 114. Vermutlich hatte er ein Krankheitsattest, denn in diesem Zeitraum war sein Haftantritt gerade wegen Haftunfähigkeit verschoben worden.

²⁶⁵ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Rechtsanwalt Zimmerle an Landgericht Hechingen, 6. und 23. 12. 1948.

²⁶⁶ Vgl. StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061.

konnte. Am Ende gab das Gremium eine Empfehlung zur Einstufung Schumachers und zu geeigneten Sühnmaßnahmen ab. Auf der Sitzung der Balingener Spruchkammer am 16. November 1948 wurde dann das endgültige Urteil gesprochen.

Während der beiden Sitzungen kamen vor allem Schumachers Rolle als Sonderkommissar 1933 und als Bataillonsführer des Volkssturms 1944/45 zur Sprache. Sonderkommissar sei er als ranghöchster lokaler SA-Mann geworden, rechtfertigte sich Schumacher. Die Auswahl der Schutzhäftlinge habe nicht in seinem Ermessen gelegen, er hatte lediglich die von Stuttgart erlassenen Haftbefehle zu vollziehen.²⁶⁷ Der Untersuchungsausschuss anerkannte Schumachers Aussage, da sie nicht eindeutig zu widerlegen war.

„Spezielle Belastungen“ sah der Ausschuss dagegen in Schumachers cholерischem Temperament. Mehrere Zeugen sagten bei den beiden Sitzungen aus, wie Schumacher sich bei Verhaftungen von politischen Gegnern in der Sickenhäuser Straße und in Eningen verhalten hatte sowie bei der Zwangsauflösung des Gomaringer Arbeiter-Radfahrvereins und der Zeugenvernehmung eines Kommunisten. Andere Zeugen schilderten Schumachers Auftritte als Volkssturm-Führer 1944/45 in Rottenburg.²⁶⁸ Kern aller Vorwürfe war, dass Schumacher häufig mit großer Gewalttätigkeit vorgegangen war, die weit über die reine Ausführung von Befehlen hinausging. Oft hatte er, so die Beschreibungen, seinen Anordnungen mit cholерischen Wutausbrüchen Geltung verschafft und seine oft älteren, kranken oder schwächeren Opfer körperlich misshandelt oder gedemütigt.

Karl Schumacher hatte diesen Vorwürfen wenig entgegenzusetzen und war auch nicht in der Lage, über seine gewalttätigen Auftritte zu reflektieren. „Dass ich im Jahre 1933 einige Personen geohrfeigt habe, gebe ich zu, aber wen, das kann ich nach 15 Jahren nicht mehr sagen“, spielt er deren Bedeutung herunter. „Ich hätte es als unmännlich betrachtet, kurzerhand zu erklären, es ist nicht wahr, oder ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Ausserdem kann ich mich nach all den Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren in punkto Lüge, Hass und Verleumdung erleben musste, des Eindrucks nicht verwehren und muss Zweifel darin setzen, ob die Anschuldigungen zu Recht bestehen.“²⁶⁹ Es sei durchaus möglich, erklärte er beispielsweise, dass er dem Zeugen Henes, einem Eninger Kommunisten, eine Ohrfeige gegeben habe, „aber bestimmt nicht grundlos“. Der Zeuge Nädele aus der Sickenhäuser Straße hätte, wenn er ihn wirklich mit der Reitpeitsche geschlagen hätte, sicher

²⁶⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²⁶⁸ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA, 21. 9. 1948; ebd., Sitzung der Sonderspruchkammer Balingen, 16. 11. 1948; ebd., diverse Einzelaussagen. Zu den einzelnen Vorfällen und Zeugenaussagen vgl. auch Kap. IV.2 und VIII.

²⁶⁹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948). Hier auch die folgenden Zitate.

mehr als einen blauen Fleck gehabt. Zeuge Rösch hätte böswillige Verleumdung betrieben und Zeuge Stückle sei „ein ganz verkommener Mensch“.

Auch der Rottenburger Volkssturmmann Wilhelm Maier sei ein nicht ernst zu nehmender „Spinner“, ein „wirklich wahrheits-unliebender Mensch und Gerüchte-Verbreiter“, das liege in seinen Familienverhältnissen begründet.²⁷⁰ Zeuge Stemmler sei „rabiät und anmassend“ gewesen. Rektor Kuhns negative Haltung ihm gegenüber begründete Schumacher mit dessen Enttäuschung, als ehemaliger kaiserlicher Offizier 1944 nur Dienst als einfacher Volkssturmmann gemacht zu haben. Die ihm vorgeworfenen Drohungen mit Gestapo und Erschießen seien nicht ernst zu nehmen gewesen, denn „dies mit Erschiessen-Drohen war im Jahre 1945 in Rottenburg das übliche Tages-Gespräch.“ Und es würde ja auch „kein denkender Mensch glauben, dass man einem Menschen wegen einer solchen Nichtigkeit mit Erschiessen droht, auch nicht mit der Gestapo, denn ich hatte ja selbst Strafgewalt.“²⁷¹ Bei der Aussage von Zeuge Diebold brachte Schumacher eine bemerkenswerte Korrektur an: Er „bestreite energisch, Diebold mit Erschiessen gedroht zu haben. Wahr dagegen ist, dass ich denselben einen Lumpen und Landesverräter geheissen habe und dass solche Kerle erschossen gehören.“²⁷²

Empathie mit den Opfern zeigte Schumacher nicht. Er gebe zu, „dass ich die nationalsozialistische Idee verfochten habe, im Glauben, die Idee sei richtig und in der Hitzigkeit manchmal über das Ziel hinausgegangen bin“.²⁷³ Aber „die paar Ohrfeigen“, so sein Resümee, seien doch durch seine lange Leidenszeit im Lager schon lange gesüht. Der Kreisuntersuchungsausschuss sah es allerdings als erwiesen an, dass Schumacher als SA-Führer „eine erhebliche Aktivität entwickelt und seinen Anordnungen, seinem cholерischen Temperament entsprechend, mit Nachdruck, häufig unter Gewaltanwendung, Geltung verschafft habe. Er steht deshalb heute noch in dem Ruf einer rohen Brutalität, während ihm andererseits eine gewisse Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft nicht abzusprechen ist. Zweifellos hat er aber schon durch seine Tätigkeit als SA-Führer die nationalsozialistische Gewaltherrschaft wesentlich gefördert.“²⁷⁴ Es sei auch festzuhalten, dass er „seine Stellung ausgenützt hat, um durch Ausübung von Gewalt und durch Drohungen eine Herrschaft der Unterdrückung und Ungerechtigkeit aufzurichten und durch Wort und Tat eine gehässige Haltung gegenüber Gegnern der NSDAP eingenommen

²⁷⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948); StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

²⁷¹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁷² Ebd.

²⁷³ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²⁷⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124. Hier auch die folgenden Zitate.

hat.“ Auch während seiner Volkssturmführer-Tätigkeit habe er „als Angehöriger der Wehrmacht seine Dienstgewalt zu Quälereien seiner Untergebenen missbraucht“.

Da nützten Schumacher auch Entlastungszeugnisse nichts, beispielsweise von Leuten, denen er in finanziellen Notlagen geholfen hatte, ohne dies von NSDAP-Zugehörigkeit abhängig zu machen. Dies reiche nicht aus, so der Ausschuss, denn man hätte die Zahl der Belastungszeugen für Misshandlungen, Quälereien und Gewalttätigkeiten ohne Weiteres vermehren können. Als Gesamteindruck bleibe, dass Schumacher „durch Jahre hindurch die NS-Gewaltherrschaft gerade in ihrer terroristischen Form in Reutlingen und später in Rottenburg repräsentiert und sich schwere Übergriffe gegen bestimmte Personen zu Schulden kommen lassen“ habe. Der bei der Beweisaufnahme vom Zeugen Ernst Hipp erhobene Vorwurf, dass Schumacher den AOK-Direktor Mangold durch sein rüdes Verhalten bei dessen Verhaftung im April 1933 in den Selbstmord getrieben habe, wurde nicht berücksichtigt. Schumacher habe im Auftrag des Innenministeriums gehandelt, hieß es in der Begründung. Darin, dass Schumacher anordnete, dass niemand Mangold besuchen dürfe, sei „keine schikanöse oder gehässige Massnahme zu erblicken; deswegen ein Verschulden [Schumachers] am Tode des Direktors Mangold zu behaupten, wie es der Zeuge und eine ziemlich verbreitete Volksmeinung in Reutlingen tut, ist rechtlich nicht haltbar.“²⁷⁵ Eine Mitverantwortung Schumachers am Tod von Georg Zischer, dem Geschäftsführer der AOK und Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes, der ebenfalls 1933 in Schutzhaft kam und sich nach schikanöser Behandlung im Lager Heuberg das Leben nahm, konnte ebenfalls nicht bewiesen werden.

Fallen gelassen wurde auch der Vorwurf, Schumacher habe seine SA-Zugehörigkeit genutzt, um bei Behörden bevorzugt Aufträge für seine Firma zu erhalten. Dass er finanzieller Nutznießer des NS-Regimes sei, sei nicht nachweisbar, obwohl es immerhin auffallen müsse, so der Ausschuss, „dass er nach einem Konkurs im Jahre 1925, 15 Jahre später, ein Wohnhaus von über 50.000,- RM kaufen und bar bezahlen konnte.“²⁷⁶ Schumacher hatte mithilfe seiner Frau und seines Anwalts 43 Bürgermeisterämter aus kleineren Gemeinden der Region präsentiert, die in „Persilscheinen“, also Entlastungsschreiben, bestätigten, schon lange mit der Firma Schumacher zusammenzuarbeiten und im „Dritten Reich“ nie unter Druck gesetzt worden zu sein.²⁷⁷

²⁷⁵ Ebd., vgl. auch ebd., Aussage Ernst Hipp, 25. 11. 1947 und Stellungnahme KS, 17. 12. 1947. Zu Zischer vgl. auch Landmesser/Päßler, Vorwärtsgehen (wie Anm. 1), S. 403 f.; H. D. Schmid, Machtergreifung (wie Anm. 71), S. 32. Vgl. auch Kap. IV.2.

²⁷⁶ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²⁷⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061. Vgl. auch Kap. VII und X.

Das Gerichtsverfahren im Falle der Rottenburger Gewalttaten gegen Bischof Sproll war bereits abgeschlossen und die Beurteilung der Rolle Schumachers bei der Zerstörung der Hechinger Synagoge wollte der Ausschuss dem noch folgenden Strafverfahren überlassen, wobei er von einer für Schumacher relativ günstigen Interpretation ausging.

Zusammengefasst ging der Kreisuntersuchungsausschuss davon aus, dass die wenigen Umstände, die zugunsten Schumachers sprachen, lediglich beim Vorschlag von Sühnmaßnahmen Berücksichtigung finden könnten, nicht aber bei der Einstufung als Belasteter.²⁷⁸ Unter anderem schlug sie der Spruchkammer vor, Schumacher für insgesamt fünf Jahre zu internieren. Unter Anrechnung der bisherigen Internierungszeit hätte Schumacher also noch etwa ein weiteres Jahr und acht Monate in Haft bleiben müssen.²⁷⁹ Dieser Vorschlag wurde vor allem deshalb gemacht, weil finanzielle Sanktionen gegen Schumacher nicht möglich waren, da Firma, Wohnung und Vermögen der Ehefrau gehörten.

Die Balingener Lagerspruchkammer, die den Fall Schumacher am 16. November 1948 verhandelte, folgte im Wesentlichen den Empfehlungen des Reutlinger Ausschusses, ordnete Schumacher aber zu Beginn der Verhandlung in die oberste Kategorie als Hauptschuldigen ein. Er sei „überzeugter und fanatischer Verfechter des Nazi-Regimes, wodurch er der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wesentliche Unterstützung gewährt hat.“²⁸⁰ Während des Verfahrens präsentierten Schumacher und sein Anwalt weitere Entlastungszeugen, darunter so gewichtige wie Oskar Pliksburg, den Schwager des früheren württembergischen Staatspräsidenten Eugen Bolz, der sich von Schumacher während der Volkssturm-Zeit fair behandelt fühlte, obwohl Schumacher seine regimfeindliche Haltung gekannt habe. Er habe ihn „für eine aufbrausende Natur gehalten, die ich jedoch nie ernst genommen habe.“²⁸¹ Auch die sozialdemokratische Reutlinger Stadträtin Elisabeth Zundel, die im Dritten Reich ihr Mandat verlor und aus dem Schuldienst entlassen wurde, gab an, dass ihr Nachbar Schumacher sie vor weiteren Unannehmlichkeiten beschützt habe.²⁸² Der frühere Bürgermeister von Eltingen, Kreis Leonberg, Beeb, mit dem Schumacher beruflich zu tun hatte, erklärte, dass Schumacher sich 1933 dafür eingesetzt habe, dass er nicht ins Lager Heuberg

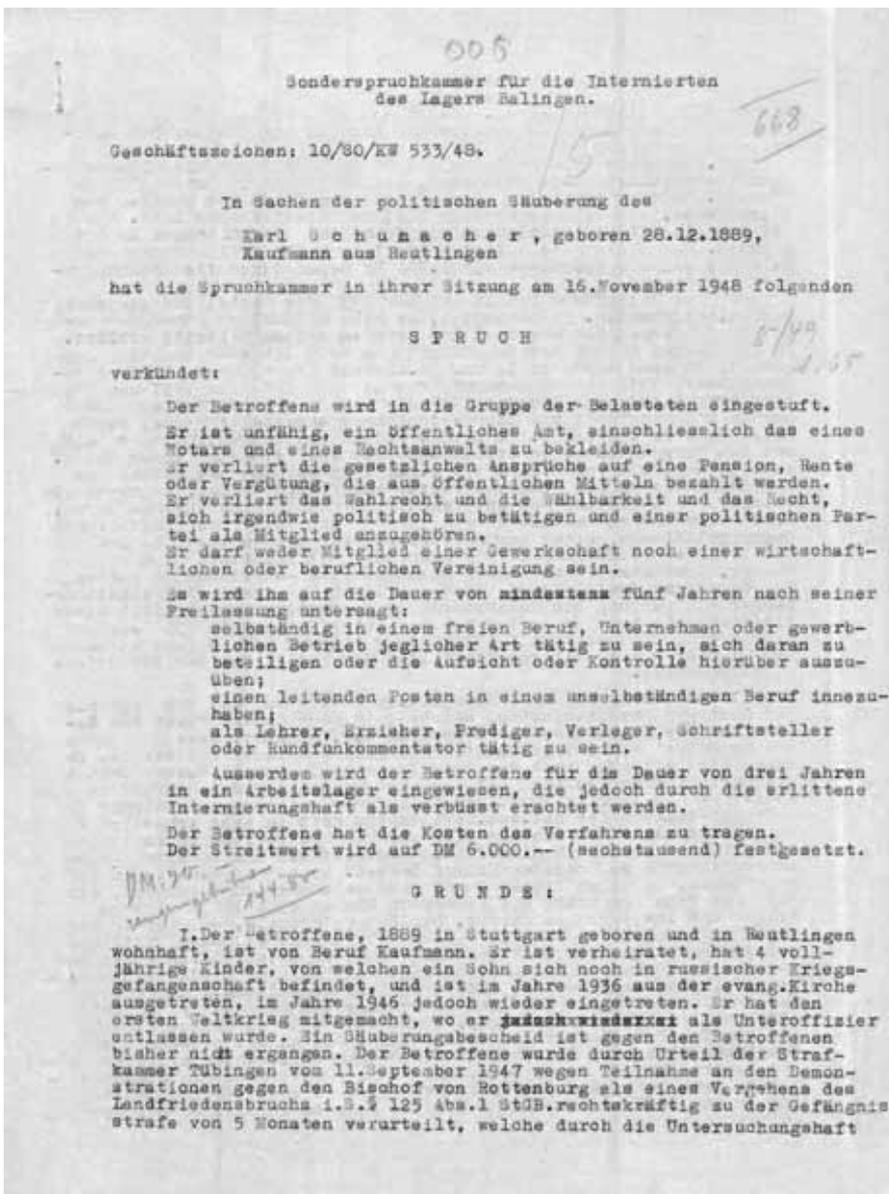
²⁷⁸ Es gab fünf Kategorien: Hauptschuldige, Belastete (Aktivisten, Militaristen, Nutznießer), Minderbelastete (Bewährungsgruppe), Mitläufer und Entlastete, ferner nicht Belastete.

²⁷⁹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung KUA Entnazifizierung KS, 21. 9. 1948, Bl. 118–124.

²⁸⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

²⁸¹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 21, Aussage Oskar Pliksburg, 14. 10. 1948.

²⁸² StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 70, Aussage Elisabeth Zundel, 9. 6. 1947.



Urteil der Balingen Lagerspruchkammer 1948. Die Kammer hatte über Schumachers politisches Verhalten während des Dritten Reiches zu urteilen und ordnete ihn in die Gruppe der Belasteten ein. Er wurde zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt, die durch die Internierungshaft als verbüßt galten.

transportiert wurde, und seine Frau zu ihrem Schutz in seine eigene Familie aufgenommen habe.²⁸³

Das Spruchkammergericht fasste zusammen, dass Karl Schumacher „von der einen Seite als brutaler und gewalttätiger Mensch bezeichnet“ werden könne, „der auch Misshandlungen beging und an Verhaftungen nicht schuldlos war“, sich auf der anderen Seite aber auch loyal, sozial, korrekt und hilfsbereit zeigen konnte. Die Belastungen konnten nach Ansicht des Gerichts nicht widerlegt werden, aber die entlastenden Momente reichten aus, Schumacher von der Kategorie der Hauptschuldigen in die Gruppe der Belasteten zu versetzen.²⁸⁴ Er wurde zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt, die durch die erlittene Internierungshaft als verbüßt galten, war also um eine weitere Internierung herumgekommen.²⁸⁵ Außerdem hatte er die Kosten des Verfahrens zu tragen. Der Streitwert wurde auf 6000 DM festgesetzt. Zu den weiteren Sühnemaßnahmen gehörte unter anderem, dass Schumacher kein öffentliches Amt bekleiden durfte, keinen Anspruch mehr auf eine aus öffentlichen Mitteln bezahlte Pension oder Rente hatte und Wahlrecht, Wählbarkeit sowie das Recht, sich irgendwo politisch zu betätigen, verlor.²⁸⁶ Außerdem durfte er Gewerkschaften und beruflichen Vereinigungen nicht angehören. Fünf Jahre lang durfte er weder selbstständig in einem Beruf, Unternehmen oder gewerblichen Betrieb tätig sein noch sich daran beteiligen oder die Aufsicht hierüber ausüben, noch einen leitenden Posten in einem unselbstständigen Beruf innehaben.

Schumachers Verteidiger Zimmerle, der auf Einordnung in die Kategorie Minderbelastete plädiert hatte, legte Revision ein. Sehr viel prominentere Vertreter des NS-Regimes seien sehr viel milder beurteilt worden, argumentierte er. Schumachers Stellung sei nur eine untergeordnete gewesen. Differenzen habe er immer auf der Stelle, „zugegebenermaßen mitunter auf etwas handgreifliche Weise, aus der Welt schaffen“ wollen. Aber es sei wohl die Frage berechtigt, ob ein solches, wenn auch vielleicht etwas raues Verhalten im Endergebnis nicht viel menschlicher und anständiger war, als die heimtückische und unmenschliche Methode der Denunziation bei Parteidienststellen, die in der Regel die Liquidierung eines solchen Gegners des Regimes zur Folge hatten.²⁸⁷ Zimmerle wurde jedoch bereits im Vorfeld auf die geringen Erfolgs-

²⁸³ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 71, Aussage Beeb, 10. 6. 1947.

²⁸⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

²⁸⁵ Landrat Kern setzte sich dafür ein, dass Schumachers Haft auf 3½ Jahre begrenzt blieb; vgl. StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 20, Aussage Hans Kern vom 21. 10. 1948.

²⁸⁶ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948; StadtA Rt., AdN Nr. 818, Spruchkammerurteil 8. 3. 1950.

²⁸⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Revisionsantrag Rechtsanwalt Zimmerle vom 28. 3. 1949.

aussichten seines Antrags hingewiesen. Schumachers Urteilspruch wurde rechtskräftig.

Während seiner Lagerhaft und der Vorbereitungen zu den Gerichtsverfahren beschäftigte sich Schumacher intensiv mit seiner Rolle im Dritten Reich und schrieb seitenlange Rechtfertigungsberichte. Dabei entwickelte er zur Abwehr der erhobenen Vorwürfe eine sehr subjektive Interpretation seines Lebens im Dritten Reich. Die zahlreichen Zeugenaussagen, die ihn der Gewalttätigkeit bezichtigten, erklärte er mit der „systematischen Hetze“, die nach dem Krieg überall jahrelang gegen ihn betrieben worden sei. Man habe „ungestraft Kübel voll mit Schmutz über mich hinabgeworfen, absichtlich und bewusst die gemeinsten Lügen und Verleumdungen gegen mich ausgestreut, ohne dass es mir überhaupt möglich war, mich dagegen zu wehren, es dürfte dies wohl eine einmalige Angelegenheit darstellen.“²⁸⁸ Gewisse Kreise seien „daran interessiert, mir systematisch die Ehre abzuschneiden und die fürchterlichste Hetze gegen mich zu inszenieren. Leider hat man damit, das kann man wohl sagen, recht grossen Erfolg.“²⁸⁹ Schumacher ignorierte nicht nur seine kaum bestreitbaren Gewalttaten, er wollte auch nicht wahrhaben, dass ihm durch die Art seines Auftretens zusätzlich Dinge zugeschrieben wurden, für die er tatsächlich nicht verantwortlich war.

Er „gebe zu, in meinem mir eigenen Temperament manchenmal über das Ziel hinausgeschossen zu haben, aber vielfach war es nicht anders möglich, als hart aufzutreten, wie hätte ich eine solche Masse von SA-Männern zusammenhalten sollen“, verharmloste er sein Verhalten.²⁹⁰ Alles sei immer „ohne jede böswillige oder schädigende Absicht“ gewesen und „meine guten und gerechten Handlungen dürften wohl diesen Fehler bei Weitem aufgewogen haben.“²⁹¹ „Im Glauben an die Richtigkeit der Idee des Nat. soz.“ habe er die ihm erteilten Befehle durchgeführt, „mein Aeusseres wirkte manches Mal hart, barsch und grob“, räumte er ein.²⁹² Aber – hier sah sich Schumacher durch die gerichtlichen Entlastungszeugnisse bestätigt, deren Formulierungen er sofort in sein Selbstbild integrierte – er sei „im Innern ein herzensguter Mensch“, welcher „eben von seinen Vorgesetzten geschoben wurde und vieles gegen seine Überzeugung ausführen musste“,²⁹³ eben „wie wir Schwaben alle, etwas herb und kantig“, aber mit „gutem Herz“.²⁹⁴ Dass seine unberechenbare, über reine Pflichterfüllung hinausgehende Gewalttätigkeit nicht im

²⁸⁸ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948); vgl. auch ebd., Sitzung Sonderspruchkammer Balingen, KS, 16. 11. 1948.

²⁸⁹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁹⁰ Ebd.

²⁹¹ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS. an OB Kalbfell und Landrat Kern, 10. 5. 1948.

²⁹² StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁹³ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 23, Aussage Josef Ulmer, 15. 10. 1948.

²⁹⁴ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, Bl. 25, Aussage Hermann Knapp, 13. 10. 1948.

Sinne von „harte Schale – weicher Kern“ gesehen werden konnte, verstand er nicht.

Ein durchgängiges Erzählmuster in Schumachers Rechtfertigungsberichten ist die Beteuerung, er sei an Befehle gebunden gewesen und habe dabei aber immer Schlimmeres verhindern wollen. Es gebühre ausschließlich ihm der Dank dafür, „dass es hier in Reutlingen noch vor 1933 oder auch nachher zu grösseren Excessen mit anders-Denkenden nicht kam (vergl. die Saal- und Strassen-Schlachten in andern Städten).“²⁹⁵ Auch habe er, legte sich Schumacher seine höchst eigene Version seiner Biographie zurecht, für die Schutzhäftlinge, die er ins Lager Heuberg brachte, alles getan, damit sie nach wenigen Wochen wieder entlassen wurden, und habe sich auch um deren Familien gekümmert. Gegen jeden, „wenn er vom Heuberg zurückkam, war ich anständig und wurde von mir nie als Mensch zweiter Klasse behandelt. Im Gegenteil, ich grüsste jeden zuerst, weil ich jeden anständigen politischen Gegner, der für sein Ideal kämpfte und dafür in Schutzhaft musste, achtete.“²⁹⁶ Im Rottenburger Bischofspalais, bei den Aktionen gegen die jüdischen Geschäfte in Reutlingen sowie in Hechingen habe er sowieso nur größere Ausschreitungen verhindern wollen und auch als Volkssturmführer habe man ihn verkannt. Denn es sei keine Schande gewesen, „als Deutscher an den Sieg zu glauben und darnach zu handeln, ich bin bereit, die Konsequenzen als aufrechter Mann zu tragen, genau so, wie ich als aufrechter deutscher Man mit Pflichtbewusstsein das Volkssturm-Batl. führte.“²⁹⁷ Schumacher sah sich in seinem Weltbild als großen Idealisten, er habe „nur immer das Beste“ gewollt und „bin in meiner Gut- und Leichtgläubigkeit bitter enttäuscht worden.“²⁹⁸ Es stehe „wohl einzig in der Weltgeschichte da, dass so viele gute Idealisten betrogen wurden.“²⁹⁹

Benachteiligt sah sich Karl Schumacher gegenüber den „hohen Politikern“, die „vom grünen Tisch aus“ ihre Anordnungen gaben, denn „Entgleisungen konnten ja nur bei den sogenannten Front-Führern der Gliederungen also der SA vorkommen.“ Leider hätten solch hohe geistige Führer vielfachen Erfolg mit ihren Entschuldigungsgründen und würden „frühzeitiger entlassen als mancher der kleinsten ehemaligen Parteigenossen und SA-Führer, welche die Befehle dieser Herren im anerzogenen Kadaver-Gehorsam ausführten. Zu Schaden kommt bloss der, wie ein Mann wie ich, der aus dem Volke kommt, einfach und gerade aus, ich war nie Politiker bzw. Diplomat und bin von Natur aus nicht mit juristischen Spitzfindigkeiten begabt.“³⁰⁰

²⁹⁵ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

²⁹⁶ Ebd.

²⁹⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, Bericht KS Volkssturm-Rottenburg vom 10. 9. 1947.

²⁹⁸ StadtA Rt., AdN Nr. 818, KS an OB Kalbfell und Landrat Kern, 10. 5. 1948.

²⁹⁹ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 1796/061, KS, Volkssturm-Rottenburg, 10. 9. 1947.

³⁰⁰ Ebd., Bericht KS Entnazifizierung (Herbst 1948).

Wie vielen deutschen Zeitgenossen diene ihm die Internierungshaft als Sühne, die alle seine Taten ausgleiche: Eines könne er sagen, so Schumacher, „ich möchte getan haben, was ich wollte, dann ist dies durch meine Leidenszeit in Balingen ausgeglichen.“³⁰¹ Er habe sich bemüht, „innerlich jeden Hass gegenüber meinen Gegnern abzulegen, ich habe ihnen verziehen, trotz allem seelischen und körperlichen Leiden, das ich in diesen Jahren durchstehen musste. Ich appelliere andererseits aber auch an meine Gegner, dass mir solche verziehen haben, eine Haftdauer von 3½ Jahren ist wahrhaftig lange genug, um Geringfügigkeiten zu sühnen.“³⁰² Am Ende, so sein Resümee, bleibe für ihn „die Enttäuschung“.

X Die letzten Lebensjahre

Während Karl Schumacher von Mai 1945 bis Januar 1949 im Internierungslager saß und sich mit seinen Gerichtsprozessen beschäftigte, bemühte sich seine Frau Karoline, die finanzielle Situation der Familie zu meistern. Nach Kriegsende wurden die Geschäftsräume des in den 1930er-Jahren durchaus florierenden Formularverlages beschlagnahmt. Auch das Vermögen Schumachers wurde eingefroren, das allerdings eher klein war, da das Ehepaar immer noch in Gütertrennung lebte und das gesamte Firmenvermögen und das Haus auf Karoline Schumacher eingetragen waren. Als die Zukunft der Firma noch unklar war, nahm Karoline Schumacher wohl kurz nach dem Krieg eine Hypothek von 10.000 RM auf das Wohnhaus auf.

Ihr Versuch, möglichst bald den Formularverlag wieder zu eröffnen, war zunächst erfolglos. Die Industrie- und Handelskammer (IHK) Reutlingen und die Stadtverwaltung bewerteten die Tatsache, dass die Firma im Handelsregister auf Karoline Schumacher eingetragen war und das Ehepaar in Gütertrennung lebte, als „Formalität“.³⁰³ Sie vermuteten, dass in Wahrheit „der Ehemann Schumacher stets die treibende Kraft des Geschäfts gewesen [sei] – nicht zuletzt dank seiner hohen Stellung, die er in der Partei bekleidete und die ihm eine entsprechende Einflussnahme auf seine Abnehmer (vor allem Bürgermeisterämter auf dem Lande) gestattete“.³⁰⁴ Die Frage, ob Familie Schumacher finanzieller Nutznießer des NS-Regimes war, spielte ja auch in der Spruchkammerverhandlung eine Rolle; dort konnten Beweise für diese These nicht erbracht werden. Der IHK erschien es jedenfalls im September 1945 „ausgeschlossen, dass Frau Schumacher allein und ohne Mitwirkung ihres Mannes in der Lage ist, den Formularverlag weiterzuführen“. Sie regte

³⁰¹ Ebd.

³⁰² Ebd.

³⁰³ StadtA Rt., AdN Nr. 818, IHK Rt. an OB Rt., 12. 9. 1945.

³⁰⁴ Ebd.

deshalb sogar an, „die in den früheren Geschäftsräumen noch vorhandenen Bestände an Formularen aller Art, die heutzutage sicher dringend benötigt werden, einer angemessenen Verwendung zuzuführen.“ Es wäre doch außerordentlich bedauerlich, wenn diese Bestände infolge unsachgemäßer Lagerung und mangelnder Beaufsichtigung verderben würden oder verloren gingen, während andererseits dringender Bedarf nach solchen Formularen vorliege. Einer der „bombengeschädigten Reutlinger Buchdruckerei-Fachleute (Killinger, Fischbach)“, so die IHK, käme für diese Aufgabe wie auch für die eventuelle Weiterführung des Formularverlags in Frage.³⁰⁵

Die Stadtverwaltung war ebenfalls der Ansicht, dass Karoline Schumacher ihr Geschäft keinesfalls wiedereröffnen dürfe. Ihr ging es darum, Karl Schumacher indirekt mit finanziellen Sanktionen zu treffen. Wirtschaftlich gesehen sei es gleichgültig, ob der Ehemann oder die Ehefrau Schumacher den bisherigen Formularverlag weiterbetreibe, argumentierte sie, und es müsse der *Familie* Karl Schumacher als solcher angesichts der überaus starken politischen Belastung Karl Schumachers untersagt bleiben, ein selbstständiges Geschäft zu betreiben.³⁰⁶

Im Mai 1947 fällte das damals zuständige Staatskommissariat Reutlingen das Urteil, das gesamte Vermögen der Karoline Schumacher einzuziehen und ihr auf zehn Jahre jede leitende Tätigkeit und das Führen einer Firma zu verbieten.³⁰⁷ Begründet wurde das Verbot mit dem auch bei Karl Schumacher zur Sprache gekommenen „Nutznießer“-Argument: Das Geschäft habe während des „Dritten Reichs“ einen erheblichen Aufschwung genommen und sei durch die Beziehungen Schumachers als prominenter Parteimann konkurrenzloser Lieferant von Behörden und Parteistellen geworden. Frau Schumacher sei daher durch ihren Beitritt zur NSDAP 1935 und als Nutznießerin politisch belastet und müsse entsprechende Sühne- und Vorbeugungsmaßnahmen auf sich nehmen. Im Hinblick darauf, dass das Vermögen ausschließlich durch die politische Aktivität des Karl Schumacher entstanden sei, sei es ein Gebot der Gerechtigkeit, dass dieses Vermögen zum Wiederaufbau verwendet werde.

Karoline Schumacher legte Revision ein. Sie musste jedoch das Wohnhaus der Familie verlassen und kam bei ihrem Vater Georg Weikert unter.³⁰⁸ Schumacher sprach später in dramatischer Übertreibung davon, dass seine Frau jahrelang unter den ihm geltenden Lügen und Verleumdungen habe leiden müssen. In völliger Verkennung des juristischen Begriffs erklärte er, dass an

³⁰⁵ Ebd.

³⁰⁶ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Aktennotiz Rechtsreferat an OB Kalbfell, 19.9/21.9.1945.

³⁰⁷ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2676/007, Originalspruch Karoline Schumacher, 2.3.1948. Bis zum 1.7.1947 entschied das Staatskommissariat für politische Säuberung unter der Leitung des Reutlingers Otto Künzel über die Säuberungsmaßnahmen, danach Spruchkammergerichte.

³⁰⁸ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, VU, Bl. 137.

seiner Frau „wahre Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ verübt worden seien, sie sei geschlagen und verfolgt worden, „der Haushalt z. T. geplündert, Vernichtung grosser Teile ihres Geschäfts, wilde Beschlagnahmen“ und dann „aus ihrem eigenen Hause und Wohnung hinausgeworfen und auf die Strasse gesetzt, sie wohnt bis zum heutigen Tage notdürftig untergebracht bei ihrem Vater, die Rache ging weiter bis zu meinem kleinen Enkel-Kind.“³⁰⁹

Bei der Revisionsverhandlung vor dem Spruchkammergericht Tübingen im März 1948 wurde die erste Entscheidung wieder aufgehoben und Karoline Schumacher als Mitläuferin eingestuft. Weitere Sühnmaßnahmen unterblieben, das heißt, sie erhielt ihr Vermögen zurück und es wurde ihr erlaubt, den Formularverlag wieder zu eröffnen.³¹⁰ Karoline Schumacher hatte erfolgreich argumentiert, sie sei nie aktive Nationalsozialistin gewesen, sondern lediglich nominelles Mitglied der Partei ohne Amt und Titel. Sie habe den Erfolg ihrer Firma und ihr Vermögen auch nicht der politischen Stellung ihres Mannes zu verdanken. Vielmehr sei die Aufwärtsentwicklung des Geschäfts „ein ganz natürlicher Vorgang gewesen, der sich aus der allgemeinen Wirtschaftslage und dem Anschwellen des Formularbedarfs, vor allem aber aus den besonderen Bedingungen des Betriebs, der sich erst 1938 aus einem drückenden Knebelungsvertrag mit der Firma Richard Fischbach, Buchdruckerei in Reutlingen befreien und frei entwickeln konnte. Jeder Nicht-PG hätte unter den gleichen allgemeinen und individuellen Bedingungen eine ähnliche Umsatzsteigerung erreicht.“ Zeugnisse von Angestellten überzeugten das Gericht davon, dass Schumacher als „tüchtige Geschäftsfrau“ gelte und „zum Aufstieg des Geschäfts ebenfalls wesentlich beigetragen hat“. Es treffe also nicht zu, dass das Vermögen ausschließlich der politischen Stellung des Ehemanns zu verdanken sei, aber, schränkte das Gericht ein, es lasse sich „auch nicht nachweisen, dass dies auch nur teilweise der Fall ist.“

Als Karl Schumacher am 4. Januar 1949 aus dem Internierungslager Balingen entlassen wurde, florierte die Firma schon wieder. Ab Mitte Juni 1950 wohnte die Familie wieder im Haus in der Behringstraße 5. Dass Schumacher nach dem Spruchkammerurteil keiner selbstständigen oder leitenden Tätigkeit nachgehen durfte, spielte keine Rolle, denn er konnte formal als einfacher Angestellter des Formularverlags seiner Frau arbeiten. Auch Willi Weiss, der alte SA-Kamerad, arbeitete in der Firma.³¹¹

Zunächst hatte sich Schumacher jedoch noch mit seiner Gefängnisstrafe wegen der Zerstörung der Hechinger Synagoge zu beschäftigen. Er kämpfte jetzt darum, nicht mehr ins Gefängnis zu müssen. Nachdem die Revision gescheitert war, hatte sein Verteidiger am 28. März 1949 den Antrag gestellt,

³⁰⁹ StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1706/061, KS Bericht Entnazifizierung (Herbst 1948).

³¹⁰ StA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Nr. 2676/007, Originalspruch Karoline Schumacher, 2. 3. 1948.

³¹¹ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Bd. 3 Vollstreckungsheft KS.

die Strafvollstreckung auf unbestimmte Zeit auszusetzen.³¹² Schumacher habe nach drei Jahren und acht Monaten Internierungshaft und vielen Strapazen seine früher robuste Gesundheit eingebüßt. Er forderte, dass die Strafen aus dem Spruchkammerverfahren und dem Hechinger Verfahren mit der Internierungshaft aufgerechnet werden sollten. Ein Gutachten des Kreisarztes Dr. Salter bescheinigte ihm, dass er wegen schweren Herzleidens völlig haftunfähig sei. Schumachers Strafantritt wurde aufgeschoben, zunächst bis 1. August, nach einem weiteren Gesuch bis 1. Dezember 1949, dann weiter auf zunächst unbestimmte Zeit. Schumachers Verteidiger arbeitete jetzt daran, die Freiheitsstrafe unter Anrechnung der Internierungshaft in eine Geldbuße umzuwandeln. Schumacher selbst stellte im November 1949 ein entsprechendes Gnadengesuch. Ein weiteres ärztliches Zeugnis des Kreisarztes bescheinigte Schumacher, dass eine Inhaftierung bald seine vollständige Arbeitsunfähigkeit bewirken würde, denn „die seelische Belastung der drohenden Haft wirkt auf den Patienten sehr ungünstig, was ja auch allgemein verständlich sein dürfte. Haftfähig ist Herr Schumacher nicht und wird es wohl auch nicht in absehbarer Zeit werden.“³¹³ Auch der Arzt schlug eine Umwandlung der Haft in eine Geldstrafe vor. Die Strafanstalt Rottenburg sandte schließlich die Akte Schumacher am 8. Februar 1950 mit dem Vermerk „unerledigt“ zurück an die Staatsanwaltschaft Hechingen.

Erst 1951 wurde die Frage, wie die Strafe für Karl Schumacher nun gestaltet werden sollte, wieder aufgegriffen. Weitere ärztliche Gutachten kamen im Wesentlichen zum gleichen Ergebnis wie knapp zwei Jahre zuvor und es wurde das Schreckensszenario ausgemalt, dass Schumacher aufgrund Verdachts eines Bauchspeicheldrüsentumors laufend mit Insulin zu behandeln sei. Das aber sei im Gefängnis nicht möglich. „Wenn Herrn Schumacher seine Haftstrafe verbüßen muss“, so die Folgerung des Amtsarztes, „so kann dies nur in einem Gefängnislazarett unter dauernder Beaufsichtigung u. Behandlung geschehen. Die Behandlung ist ziemlich kostspielig.“³¹⁴ Der Gutachter befürwortete deshalb einen Antrag auf Begnadigung Schumachers.

Nun schlossen sich auch die Staatsanwaltschaft Hechingen und weitere Behörden dieser Meinung an. Am 4. Mai 1951 wurde die Gefängnisstrafe von Karl Schumacher gegen eine Bewährungsfrist bis 31. 12. 1953 und unter der Auflage, die Gerichtskosten in Höhe von 136,42 DM und anschließend eine Geldbuße von 600 DM zu bezahlen, ausgesetzt. Schumacher verdiente damals nach Darstellung der Familie als Angestellter des Formularverlags monatlich

³¹² Vgl. zum folgenden StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Bd. 3 Gnadenheft KS. Vgl. zur nicht angetretenen Gefängnisstrafe auch ebd., Bd. 3, Handakten.

³¹³ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Bd. 3 Gnadenheft KS, Gutachten Salter vom 27. 10. 1949. Auch der Sozialdemokrat Dr. Emil Salter war 1933 von Schumacher in Schutzhaft genommen worden.

³¹⁴ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Bd. 3 Gnadenheft KS, Gutachten vom 23. 5. 1951.

200 DM. Seine Frau erklärte sich bereit, die Bezahlung der Gerichtskosten zu übernehmen, die dann auch fristgerecht bezahlt wurden.³¹⁵ Ab Juli 1951 gingen in unregelmäßigen Abständen Raten von jeweils 100 DM bei der Gerichtskasse ein, eine letzte im Dezember 1952.³¹⁶ Nach Ablauf der Bewährungsfrist erließ die Staatsanwaltschaft Hechingen Karl Schumacher die Gefängnisstrafe auf dem Gnadenweg. Ein Führungszeugnis der Reutlinger Polizei hatte zuvor einen positiven Bescheid ergeben: Schumacher lebe unauffällig, der Erlass der Strafe werde empfohlen.

Neben der Strafe für die Zerstörung der Hechinger Synagoge musste Schumacher auch die Kosten für das Spruchkammerverfahren begleichen. Wieder konnte er die Gütertrennung mit seiner Ehefrau ausnutzen. So erklärte er im August 1951, er sei noch mit Ratenzahlungen an die Gerichtskasse Hechingen belastet und seine Einkommens- und Vermögensverhältnisse erlaubten ihm nicht, die Verfahrenskosten des Entnazifizierungsverfahrens sofort und in dieser Höhe zu bezahlen. Schumacher erreichte, dass ihm 100 DM erlassen wurden und der Restbetrag von 134,80 DM in zehn Monatsraten ab dem 1. Januar 1952 beglichen werden konnte.³¹⁷

Der Formularverlag scheint sich in diesen Jahren gut entwickelt zu haben. 1951 besaß das Unternehmen Geschäftsräume in der Albstraße 37. 1956 und 1961 waren Formularverlag und eine neu hinzugekommene Buchdruckerei Karl Schumacher KG im Gewerbegebiet In Laisen zu finden.³¹⁸ Interessanterweise war Oskar Kalbfell ihr Vermieter. 1961 war auch für den Sohn Schumacher eine eigene Formulare Druckerei verzeichnet. Die Familie wohnte ab August 1958 für etwa drei Monate unter der Firmenadresse In Laisen 20, bevor sie im November 1958 in die Steinenbergstraße umzog. 1962 – Karl Schumacher war jetzt 73 Jahre alt, Karoline Schumacher 64 – verließ die Familie Reutlingen und zog auf die Schwäbische Alb nach Würtingen (Gemeinde St. Johann) in das Haus des Sohnes.³¹⁹ Die Reutlinger Firma wurde offenbar aufgelöst, denn im Adressbuch von 1967 sind keine Einträge mehr vorhanden. Bereits 1963 wechselten Karl und Karoline Schumacher ein weiteres Mal den Wohnort und zogen nach Heilbronn.³²⁰ Dort verstarb Karoline Schumacher am 2. August 1972. Karl Schumacher starb am 15. Dezember 1974, wenige Tage vor seinem 85. Geburtstag, während eines Aufenthalts in Böblingen.

³¹⁵ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Bd. 3 Vollstreckungsheft KS.

³¹⁶ StA Sigmaringen, Ho 400 T 2 Nr. 584, Bd. 3 Gnadenheft KS.

³¹⁷ StadtA Rt., AdN Nr. 818, Antrag KS an das Pol. Ref. und dessen Stellungnahme, 16. 8. 1951.

³¹⁸ StadtA Rt., Adressbücher 1956, 1961, 1967; ebd., Adressblatt KS. Vermutlich handelte es sich um das Grundstück, das Kalbfell bei seinem Ausscheiden aus der Firma Briel & Kalbfell als Abfindung erhielt, vgl. dazu H. G. Wehling, Oskar Kalbfell (wie Anm. 220), S. 447.

³¹⁹ Auskunft Gemeindeverwaltung St. Johann/Archiv Einwohnermeldeamt, 18. 12. 2014.

³²⁰ Auskunft Stadtarchiv/Bürgeramt Heilbronn, 23. 12. 2014.

Fazit

Karl Schumacher hat die Zeit des „Dritten Reiches“ in Reutlingen stark mitgeprägt. Schon den Zeitgenossen, Anhängern wie Gegnern, galt er als „Vater der Reutlinger SA“. Seine gewalttätige Form der Politik Anfang der 1930er-Jahre war wesentlich dafür verantwortlich, der vorher bedeutungslosen Reutlinger SA – und damit auch der NSDAP – Aufmerksamkeit und zunehmende Geltung zu verschaffen. Parallel zur wachsenden öffentlichen Präsenz der SA stieg Schumacher innerhalb dieser bis zur höchsten regionalen Führungsposition auf. Aus kleinen Verhältnissen kommend und beruflich mit dem Konkurs der eigenen Firma belastet, gelang ihm auf diesem Weg der Aufstieg vom „Straßenkämpfer“ zum Sonderkommissar mit weitreichenden Befugnissen nach der Machtübernahme und schließlich zum hochrangigen öffentlichen Repräsentanten der Reutlinger NS-Stadtgesellschaft. Dabei – dies zieht sich durch seine gesamte NS-geprägte Biographie bis hin zu den Volkssturmaktivitäten in Rottenburg – waren seine cholерischen Wutanfälle, mit denen er seinen Anordnungen und Zielen Geltung verschaffte, sein spezielles Merkmal. Schumacher verkörperte damit in Reutlingen und Umgebung die alltäglich zum Ausdruck kommende offen gewalttätige Form der NS-Herrschaft und war damit auch in der kollektiven Erinnerung der Bevölkerung verankert. In der Nachkriegszeit gelang es Schumacher – wie vielen seiner Zeitgenossen – nicht, über sein problematisches Verhalten zu reflektieren, obwohl er durch Zeugenaussagen, Verhöre und Spruchkammerurteil direkt damit konfrontiert wurde.

Buchbesprechungen

Wilhelm Borth, Bernd Breyvogel, Wolfgang Jung: Reutlingen. Von der Reichsstadtherrlichkeit zur selbstbewussten Großstadt. Verlag Oertel + Spörer, Reutlingen 2013. 271 S., zahlreiche, überwiegend farbige Abb., 34,95 Euro.

Die von Wilhelm Borth, Bernd Breyvogel und Wolfgang Jung verfasste Reutlinger Stadtgeschichte wendet sich an ein breites Publikum. In insgesamt fünf Kapiteln, die jeweils thematisch untergliedert sind, wenden sich die drei Autoren rund 1500 Jahren Reutlinger Geschichte zu. Beginnend bei den römischen Spuren auf heutigem Reutlinger Grund, führt der Streifzug bis in die jüngste Zeit.

Bernd Breyvogel beschäftigt sich im ersten Kapitel mit der mittelalterlichen Geschichte. Nach einem Einblick in die Zeit vor der Stadtwerdung Reutlingens nimmt er die Gründung der Stadt, die Herausbildung der reichsstädtischen Verfassung, das kirchliche Leben und schließlich die Entwicklung des Gemeinwesens im quellenmäßig gut belegten ausgehenden Mittelalter in den Blick. Besonders hervorzuheben ist innerhalb dieses Kapitels die Berücksichtigung der neuesten Erkenntnisse der Bauforschung, die sich seit den 1990er-Jahren in Reutlingen etabliert hat. Durch sie konnten nicht nur bekannte Bauten wie der Königsbronner Klosterhof in der Stadtgeschichte neu verortet werden, sondern gleichzeitig mit der daran anschließenden, im Kern ins beginnende 14. Jahrhundert datierten Häuserzeile in der Oberamteistraße eines der ältesten erhaltenen städtischen Bauensembles Deutschlands ermittelt werden.

Im Anschluss daran widmet sich Wilhelm Borth Reutlingens Weg in die Neuzeit. Im Fokus steht dabei die Zeit des Humanismus und der Reformation. Borth beschreibt Reutlingen als frühe Buchdruckerstadt in Nachbarschaft der 1477 gegründeten Universität Tübingen. Zudem stammen aus der Reichsstadt andernorts zu einiger Bekanntheit gelangte Buchdrucker, so die in Ulm und Augsburg wirkenden Günther und Jakob Zainer. Ein Schwerpunkt des Kapitels liegt naturgemäß auf der Durchsetzung der Reformation in Reutlingen, einem der frühesten Orte der Reformation in Südwestdeutschland. Der durch den 1521 berufenen Matthäus Alber eingeführte neue Glaube war angesichts des politischen Umfelds immer wieder, zuletzt durch das Interim im Jahr 1548, gefährdet, mit dem Augsburger Religionsfrieden aus dem Jahr 1555 aber schließlich dauerhaft gefestigt.

Die letzten zwei Jahrhunderte der reichsstädtischen Geschichte betitelt Wolfgang Jung in seinem Kapitel als den „Niedergang der Reichsstadt“. Hexenprozesse, Kriege – allen voran der Dreißigjährige Krieg –, die immense Verschuldung der Stadt, eine verkrustete Verfassungswirklichkeit und der große Stadtbrand 1726 sind Faktoren des wirtschaftlichen und politischen Bedeutungsverlustes der mehr und mehr vom benachbarten Herzogtum Württemberg abhängigen Stadt. Im Jahr 1802 wurde Reutlingen schließlich infolge der napoleonischen Neuordnung Württemberg zugesprochen und verlor seine Reichsfreiheit.

Unter dem Titel „Industrialisierung und Urbanisierung der ehemaligen Reichsstadt“ beschreibt Wilhelm Borth anschließend Reutlingens Entwicklung im 19. Jahrhundert. Zunächst geht er dabei auf die neue Rolle Reutlingens als württembergische Kreis- und Oberamtsstadt ein, die über einen beträchtlichen Verwaltungsbezirk verfügte. Als „größtem Sohn“ der Stadt widmet Borth dem Eisenbahnpionier, Politiker und Nationalökonom Friedrich List (1789–1846) ein eigenes Unterkapitel, das Lists berühmte Reutlinger Petition (1821) sowie sein Nachwirken in der ehemaligen Reichsstadt aufgreift. Neben der überregionalen Bedeutung Reutlingens während der Revolution von 1848/1849, insbesondere durch die Pfingstversammlung im Mai 1849, liegt ein Schwerpunkt von Borths Abhandlung auf der Industrialisierung der Stadt. Nach den Umbrüchen der napoleonischen Zeit hatte sich auch Reutlingen den „Herausforderungen eines ökonomischen Strukturwandels“ (S. 143) zu stellen; wie an anderen Orten bildete dabei die Textilindustrie den Leitsektor der Industrialisierung, aus der Unternehmen wie die Firma Ulrich Gminder hervorgingen, zeitweilig Württembergs größte Textilfabrik mit über 2000 Beschäftigten. Eine wichtige Rolle für die wirtschaftliche Prosperität kam dem gewerblichen Bildungswesen zu, das Reutlingens Ruf als Schulstadt begründete. Borth berücksichtigt hier das bald auch international renommierte Technikum für Textilindustrie, das von Eduard Lucas ins Leben gerufene Pomologische Institut sowie die 1868 gegründete Frauenarbeitsschule. Mit „epochalen“ Veränderungen im Stadtbild sowie der Entwicklung von Vereinen und Zeitungen, die den „gesellschaftlich-kulturellen Prozess“ der Urbanisierung verdeutlichen, schließt das Kapitel.

Im letzten Kapitel befasst sich Wolfgang Jung unter den Leitbegriffen „Kriege, Brüche, Krisen – Wiederaufstieg“ mit der Stadt im 20. und 21. Jahrhundert. Dabei geht er zunächst auf den Ersten Weltkrieg und die Zeit der Weimarer Republik ein. Eindrucksvoll schildert er etwa den Alltag in der Heimat während des Krieges, der von Kriegslasten, Einquartierungen und Mangel an Lebensmitteln und Rohstoffen geprägt war. Im Anschluss thematisiert Jung die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs. Die NSDAP wurde in Reutlingen mit seiner starken Arbeiterschaft erst nach der „Machtergreifung“ 1933 stärkste Partei. Der von einer Verhaftungswelle gegen Kommunisten und Gewerkschafter geprägte politische Umbruch

bedeutete auch hier die politische und gesellschaftliche „Gleichschaltung“, das Ende der Pressefreiheit, Überwachung der Bevölkerung und die Diskriminierung und Verfolgung von Minderheiten wie Juden und Sinti. Auch die traurige Berühmtheit des ehemaligen Schlosses Grafeneck, das im heutigen Landkreis Reutlingen liegt, greift Jung auf: Im Jahr 1940 wurden dort 10.654 Menschen mit Behinderung getötet, darunter auch die Bewohner der Landesfürsorgeanstalt Rappertshofen. Während des Zweiten Weltkriegs wurde Reutlingen zum „Ort der Zuflucht“ für Evakuierte aus verschiedenen Teilen des Reiches, allerdings auch „der Zwangsarbeit“ (S. 202): Rund 4000 Zwangsarbeiter waren in der örtlichen Industrie eingesetzt und nicht wenige fielen den Bombenangriffen am Ende des Krieges zum Opfer.

Nachfolgend beleuchtet Jung zunächst den Wiederaufbau der schwer getroffenen Stadt. Dabei steht etwa Oskar Kalbfell im Fokus, der von 1945 bis 1973 Oberbürgermeister Reutlingens war und der damit eine tragende Rolle während dieser Zeit übernahm. Der Neubeginn war aber auch durch die Ansiedlung von Vertriebenen und Flüchtlingen geprägt, die nicht zuletzt das Wirtschaftswachstum beeinflussten. Weiter sind die Verwaltungsreformen, die Stadt und Landkreis in den 1970er-Jahren vergrößert haben, wie auch die Bevölkerungsentwicklung, der Ausbau der Verkehrswege und das Bildungswesen seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts Gegenstand des Kapitels. Jung schließt mit der Entwicklung der Wirtschaft Reutlingens zwischen 1960 und 2013 und geht dabei auf den prägenden Strukturwandel durch den Rückgang der Textilindustrie ein, der durch die Ansiedlung der Firma Bosch in Reutlingen 1964 zu einem guten Teil aufgefangen werden konnte.

Besonders bemerkenswert ist die reiche Bebilderung des gut lesbaren Bandes, die Pläne, Grafiken und Fotografien umfasst. Die Abhandlungen sind darüber hinaus durch Informationskästen bereichert, die zusätzliche Hinweise auf Personen oder Ereignisse bieten. Sie thematisieren Reutlinger Besonderheiten wie die Sturmbocklegende oder den Künstler HAP Grieshaber. Das umfangreiche Namens-, Orts- und Schlagwortregister sowie das Literaturverzeichnis können indes Quellen- und Literaturbelege nicht ersetzen, auf die bewusst „im Interesse der Leserfreundlichkeit“ (S. 11) verzichtet wurde.

Senta Herkle

Jens Daniel Rau: Der Fall List. Immunität und Indemnität von Abgeordneten im süddeutschen Frühkonstitutionalismus (Europäische Hochschulschriften, Reihe II: Rechtswissenschaft, Bd. 5095). Peter Lang Verlag, Frankfurt a. M., 2010. 220 S., 49,80 Euro.

Eugen Wendler: Friedrich List (1798–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung. Springer Gabler/Springer Fachmedien, Wiesbaden 2013. XVI, 320 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbabb., 44,99 Euro.

Der 225. Geburtstag von Friedrich List 2014 war in Reutlingen einmal mehr Anlass, mit einer Vielzahl von Veranstaltungen die Bedeutung des großen Sohnes der Stadt zu würdigen. So enthalten auch der letzte und der nunmehr vorliegende Jahresband 2014 unserer Reutlinger Geschichtsblätter einschlägige Beiträge. Es trifft sich daher gut, dass in diesem Zusammenhang auch zwei in jüngster Zeit erschienene gewichtige Neuerscheinungen vorgestellt werden können. Bei der einen handelt es sich um eine 2009 abgeschlossene und 2010 publizierte Dissertation, die an der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg entstanden ist. Die andere Veröffentlichung stammt aus der Feder des Reutlinger List-Forschers Eugen Wendler, die er zum Jubiläum herausgebracht hat. Dabei handelt es sich allein schon vom „Entstehungszweck“ her um zwei sehr unterschiedliche Publikationen. Die Doktorarbeit von Jens Daniel Rau befasst sich mit einem relativ kurzen, aber einschneidenden Abschnitt des List'schen Lebenswegs und untersucht dabei die rechtlichen Aspekte seines Ausschlusses aus dem württembergischen Landtag und der Folgen. Eugen Wendlers Buch bietet dagegen eine biografische Gesamtschau.

Die Spezialstudie *Der Fall List. Immunität und Indemnität von Abgeordneten im süddeutschen Frühkonstitutionalismus* verfolgt naturgemäß einen explizit wissenschaftlichen Ansatz, der sich allein schon in einem 30-seitigen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie in über 1000 Fußnoten niederschlägt. Insofern ist die Publikation in erster Linie für die Fachwelt von Interesse, was aber nicht heißen soll, dass sie in ihrem Kern nicht auch für ein breiteres, an List interessiertes Publikum lesenswert ist.

Raus Untersuchung konzentriert sich auf eine klar umrissene Thematik, nämlich auf die rechtlichen Fragestellungen, die mit dem Ausschluss des aufmüpfigen Abgeordneten aus dem Landtag, dem nachfolgenden Strafverfahren, seiner Verurteilung und der Flucht ins benachbarte Ausland und schließlich seiner Inhaftierung zusammenhängen. Ausgangspunkt ist Lists berühmt-berühmte Reutlinger Petition vom Januar 1821, in der er in 40 Punkten schonungslos und wortgewaltig die Missstände in der Verwaltung, in der Rechtspflege und im Finanzwesen anprangert und einschneidende Reformen fordert. Dies zog den vorläufigen Verlust seines Landtagsmandats und ein Strafverfahren wegen Beleidigung und Verleumdung der Staatsdiener nach sich. Im Dezember 1822 wird List zu zehn Monaten Festungshaft verurteilt,

was den endgültigen Mandatsverlust bedeutete. Diesem richterlichen Spruch entzog er sich zunächst durch die Flucht ins Ausland, nach seiner Rückkehr nach Stuttgart musste er Anfang August 1824 dann aber doch seine Haftstrafe auf dem Hohenasperg antreten.

Vor diesem biografischen Hintergrund, den der Autor ausführlich schildert, wird der „Fall List“ erstmals in seiner rechtlichen Qualität untersucht. Dazu werden im Eingangskapitel die verfassungsgeschichtlichen Grundlagen im süddeutschen Frühkonstitutionalismus nach 1815 dargelegt, insbesondere – und für List von existenzieller Konsequenz – die Frage der Immunität (Schutz der Abgeordneten vor strafrechtlicher Verfolgung während der Zeit ihres Mandats) und der Indemnität (Freiheit von rechtlicher Verantwortung für Abstimmungen und Äußerungen im Parlament auch nach der Abgeordneten-tätigkeit). Für J. D. Rau kommt dem Fall List hierbei exemplarische Bedeutung zu. Sehr differenziert und auf breiter Quellenbasis untersucht er die einzelnen Phasen des Verfahrens und ihre rechtlichen Implikationen.

Am Anfang stehen die ersten polizeilichen Ermittlungen und die Einleitung einer Kriminaluntersuchung, die intensive Debatten im Landtag auslösten und zu Lists vorläufigem Ausschluss bis zur Klärung des Sachverhalts führten. Der Autor zeigt dabei die komplizierte juristische Sachlage und die kontroversen Auffassungen über die rechtliche Zulässigkeit auf. Selbst noch in modernen verfassungsgeschichtlichen Abhandlungen wird der Fall List beispielhaft diskutiert.

Es folgt im nächsten Kapitel eine detaillierte Schilderung des eigentlichen Strafverfahrens: die Verhöre, das Urteil des Kriminalsenats des Gerichtshofs für den Neckarkreis, Lists Flucht und seine vergeblichen Bemühungen zunächst um Rehabilitierung, dann um Begnadigung. Aus der Haft wird er Ende Januar 1825 vorzeitig entlassen unter dem Versprechen, auszuwandern und auf das württembergische Staats- und das Reutlinger Bürgerrecht zu verzichten. In der rechtlichen Würdigung des Verfahrens, so die Folgerung des Autors, macht der Fall List deutlich, dass die Indemnität, auf die sich der Reutlinger Abgeordnete berief, in der württembergischen Verfassung eingeschränkt war und Verleumdungen und Beleidigungen der Regierung ausdrücklich ausschloss.

Das letzte, wieder eher biografisch angelegte Kapitel skizziert Lists Leben nach der Haftentlassung, seine Auswanderung und den langen Weg zur Rehabilitierung, der nach den gescheiterten Bemühungen Mitte der 1830er-Jahre erst im September 1841 und auch da nur im Zuge einer allgemeinen Amnestie anlässlich des 25-jährigen Thronjubiläums König Wilhelms I. zum Erfolg führte. Lists weiteres Schicksal zeigt jedoch, dass die Verordnung des württembergischen Regenten nur eine rechtliche, aber keine politische Rehabilitierung mit sich brachte.

Den Schlussstein der juristischen Studie bildet ein Ausblick auf die Entwicklung der Immunität und Indemnität von Abgeordneten unter dem

Einfluss des Falls List. Dabei schlägt der Autor den Bogen vom süddeutschen Frühkonstitutionalismus und anderen Verfassungsbeispielen deutscher Einzelstaaten über die Bismarck'sche Reichsverfassung bis zur Weimarer Verfassung und zum Grundgesetz. Der Anhang der übersichtlich gegliederten und auf intensiven archivalischen Recherchen beruhenden Arbeit enthält eine Zeittafel, einschlägige Verfassungs- und Gesetzesbestimmungen sowie fünf für das thematische Umfeld aufschlussreiche, erstmalig veröffentlichte Quellen. Fazit: Die Dissertation von Jens Daniel Rau betritt bislang unbekanntes Terrain und ist ein Gewinn sowohl für die Rechtswissenschaft wie für die List-Forschung.

Eugen Wendler ist zweifelsohne *der* List-Forscher, der sich in den zurückliegenden Jahrzehnten am intensivsten mit Leben und Werk des Reutlinger Ökonomen, Eisenbahn-pioniers, Journalisten und liberalen Denkers sowie mit der Wirkungsgeschichte seiner Ideen beschäftigt hat. Zwei Dissertationen, annähernd ein Dutzend Monografien, zahlreiche Aufsätze zu den unterschiedlichsten Aspekten des List'schen Lebenswegs hat E. Wendler seit Mitte der 1970er-Jahre verfasst und darüber hinaus in vielen Vorträgen sein profundes Wissen verbreitet. Die Würdigung des großen Sohnes unserer Stadt ist Eugen Wendler eine Herzensangelegenheit und insofern sah er es geradezu als Verpflichtung an, anlässlich Lists 225. Geburtstags noch einmal ein Buch zu schreiben und die Früchte seiner jahrzehntelangen Forschungen auszubreiten.

Wendlers jüngstes Opus *Friedrich List (1798–1846). Ein Ökonom mit Weitblick und sozialer Verantwortung* ist, dem Anlass angemessen, wie viele seiner Veröffentlichungen durchaus für eine breitere Leserschaft gedacht, zugleich aber fundiert und mit wissenschaftlichem Anspruch. Und es ist anders, als dies vielleicht der Untertitel vermuten lässt, keine Spezialstudie, sondern eine Gesamtschau über Lists Lebensstationen und die vielen Felder seines Wirkens. Dazu zählen insbesondere seine nationalökonomischen Ideen und Visionen, denen, wie Wendler aufzeigt, in verschiedenerlei Hinsicht nach wie vor bzw. von Neuem Aktualität zukommt. Was der Autor dagegen mit – so im Untertitel – Lists „sozialer Verantwortung“ meint, bleibt doch etwas im Dunkeln, selbst wenn man List als Verfechter einer modernen „sozialen Marktwirtschaft“ und als Gegenpol zum Laissez-faire-Kapitalismus einstuft, wie es der Autor im Vorwort tut.

In sieben großen Kapiteln lässt Eugen Wendler Lists turbulenten und von Erfolgen und Anerkennung, aber noch mehr von Rückschlägen und Enttäuschungen geprägten Lebensweg Revue passieren: seine „Jugend und Reifejahre“ (Paul Gehring) in Reutlingen und Württemberg, seine Verurteilung, Verfolgung, Flucht und Inhaftierung, seine Auswanderung in die USA, die zahlreichen Projekte und Innovationen nach seiner Rückkehr aus Amerika, insbesondere auf dem Eisenbahnsektor, und schließlich sein tragisches Ende durch Selbstmord in Kufstein. Kapitel V bildet dabei innerhalb der vornehm-

lich Lists Lebensweg folgenden Darstellung einen thematischen Schwerpunkt mit der Würdigung seiner wirtschaftstheoretischen Gedanken und den Bemühungen um ihre Umsetzung in der Praxis.

Viele von den ungemein kenntnisreich ausgebreiteten Fakten dürften dem zumindest in groben Zügen mit der Biografie vertrauten Leser bekannt sein. Es ist aber der Verdienst des Autors, dass er auch für ein breites Publikum einen informativen und detaillierten Überblick bietet. Dabei bewegt er sich immer auf dem aktuellen Stand der Forschung und wartet durchaus auch mit neuen Erkenntnissen und Quellenfunden auf. Außerdem sorgt er, wo immer es sich anbot, mit dem „Originalton“ Lists, d. h. mit Zitaten aus Briefen, Tagebüchern, Zeitungsartikeln und sonstigen Schriften, ferner mit biografischen Notizen aus dem familiären Umfeld und mit Auszügen aus zeitgenössischen Quellen für Authentizität und Zeitkolorit. Einzelne Passagen sind geradezu amüsant zu lesen und mit der einen oder anderen Anekdote gewürzt, z. B. über die Tanzabende im Hause List in Basel, bei denen es zum Ärger der Hausbesitzer hoch herging und den Familienvater kurzfristig sogar in polizeilichen Gewahrsam brachte, oder über Lists nicht gerade vornehme Tischmanieren und über die – schon damals – vorkommende Verwechslung der fast namensgleichen „Geister des Zollvereins und der Tonkunst“, Friedrich List und Franz Liszt, die sich übriges durchaus persönlich kannten.

Ein besonderes inhaltliches Gewicht kommt naheliegenderweise Lists Bemühungen als Verkehrswirtschaftler um die Entwicklung der Eisenbahn als innovatives Transportmittel zu, z. B. bei der Mitbegründung einer der ersten amerikanischen Eisenbahngesellschaften oder bei der Projektierung der ersten deutschen Ferneisenbahn von Leipzig nach Dresden, vor allem aber mit seinen Plänen für ein gesamtdeutsches Eisenbahnsystem.

Lists Verdiensten auf dem Gebiet der Ökonomie ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Zeit seines Lebens hat er sich mit dieser Thematik auseinandergesetzt, schon während seines Aufenthalts in den USA in den „*Outlines of American Political Economy*“, später in seiner Pariser Preisschrift an der dortigen Akademie und insbesondere in seinem 1841 erschienenen Hauptwerk „*Das nationale System der Politischen Ökonomie*“, in dem er seine Wirtschaftstheorie vertieft und zusammenfasst. Eugen Wendler, der 2008 das Werk neu herausgegeben hat, zählt es zu den nationalökonomischen „Klassikern“ und sieht in ihm einen „historischen Meilenstein in der Geschichte der volks- und betriebswissenschaftlichen Lehrmeinungen“. Anhand von fünf Leitmotiven analysiert er Lists ökonomisches Gedankengebäude. Für ihn sind so manche List'sche Prognosen bzw. Visionen, was die wirtschaftlichen, verkehrspolitischen und weltpolitischen Entwicklungen anbetrifft, durchaus bis in unsere Tage relevant. Eugen Wendler nennt dies einen „späten Triumph von Lists Wirtschaftstheorie“. Dabei muten die aktuellen Bezüge hier und da in ihrer Stringenz etwas kühn an, z. B. wenn List als Vordenker der „sozialen Marktwirtschaft“ im Sinne Ludwigs Erhards oder als Visionär eines „vereinten

demokratischen Europas“ gesehen wird, wobei er sich – brandaktuell – nur für die „Vereinigung von Staaten mit gleicher oder nahezu gleicher Entwicklungsstufe“ ausgesprochen habe.

Ausführlich schildert der Autor die unterschiedliche Resonanz auf Lists Thesen bei den Zeitgenossen. Auch der junge Marx hat sich bereits 1843 kritisch mit den ökonomischen Auffassungen von List auseinandergesetzt. Den Abschluss bildet ein Überblick über die posthumen Ehrungen und die internationale Rezeptions- und Wirkungsgeschichte bis in die Gegenwart.

Das Buch ist reich illustriert, auch mit „bislang unbekanntem Abbildungen“, wobei man über einige, z. B. die etwas naiv anmutenden Zeichnungen von O. E. Günther, geteilter Meinung sein kann. Insgesamt aber ist dem Autor ein großer Wurf gelungen. Der Band gehört zweifelsohne in den Bücher-schrank eines jeden an Friedrich List Interessierten und dies insbesondere in seiner Geburtsstadt Reutlingen. Es bleibt zu hoffen, dass dies nicht, wie der Verfasser in seinem Vorwort schreibt, der „Schlussstein“ seiner Beschäftigung mit Friedrich List ist.

Heinz Alfred Gemeinhardt

Heimattmuseum Reutlingen: Bosch und Reutlingen. 50 Jahre Automobil-elektronik und Arbeitswelten. Hrsg. von Werner Ströbele, Redaktion: Martina Schröder. Reutlingen 2014. 111 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbbabb., 10,- Euro.

Der Begleitkatalog zur gleichnamigen Ausstellung des Reutlinger Heimat-museums steht in einer Reihe mit anderen wichtigen und ebenfalls sehr gelungenen Darstellungen zur reichhaltigen Wirtschaftsgeschichte der Stadt (so etwa 1999 zur Industrialisierung Reutlingens unter Nutzung der Wasserkräfte, 2003 zur Arbeitersiedlung Gmindersdorf und 2010 zu Gustav Werners Maschinenfabrik), die zu den frühen industriellen Zentren der Region Neckar-Alb gehörte und bis heute einen industriellen Schwerpunkt im Land bildet. Das Wichtigste gleich vorweg: Auch diese Publikation ist überaus lesens- und empfehlenswert, für Firmenangehörige ebenso wie für Interessierte aus den Bereichen der Lokal-, Industrie- und Technikgeschichte. Besonders lobend hervorzuheben ist, dass die Autoren der Einzelbeiträge stets die für den Leser richtige Balance zwischen detaillierter Erläuterung und einordnendem Überblick finden, selbst die jüngere Stadtgeschichte wird im Kontext unter der Rubrik „Notizen aus Reutlingen“ berücksichtigt. Ergänzt werden die informativen Texte durch bisher in dieser Bandbreite noch nicht gezeigtes Bildmaterial, das sämtliche Facetten des Betriebsgeschehens und insbesondere Anfänge und Frühzeit des Standorts passend illustriert. Die 251 Aufnahmen, die im Katalog reproduziert wurden, stammen dabei nicht nur von offiziellen Werksphotographen, sondern wurden auch aus Privatbeständen beigesteuert.

Mit der Entstehungsgeschichte des Bosch-Standortes, der heute den größten Arbeitgeber der Stadt bildet, ist der industrielle Strukturwandel in Reutlingen auf das Engste verbunden: Vermittelt durch den legendären Geschäftsführer Hans L. Merkle übernahm man 1964 den Immobilienbesitz und die gesamte Belegschaft (!) des traditionsreichen Textilunternehmens Ulrich Gminder AG, um auf dem dortigen Werksgelände unter Inkaufnahme beträchtlicher wirtschaftlicher Risiken in den nächsten zehn Jahren den Einstieg in die Automobilelektronik zu wagen. Diese bildet heute das Rückgrat des inzwischen größten Automobilzulieferers Bosch. Damit beschreibt die Entwicklung des Standorts und der dortigen Fertigung eine fast prototypisch zu nennende Erfolgsgeschichte der schwäbischen Wirtschaft, in deren Zentrum – auch dies wird im Katalog herausgearbeitet – die Forschungsstärke der Firma Bosch steht, gerade in dem seit den 1970er-Jahren dominierenden und erst vor vier Jahren durch die größte Investition der Unternehmensgeschichte weiter ausgebauten Mikroelektronikbereich: Hier hatte die Unternehmensleitung den Trend verschärfter Sicherheits- und Umweltschutzbestimmungen nach der Ölkrise 1973 richtig gedeutet, die künftig Elektronik und Motorsteuerung im PKW-Bau begünstigten sollten. Andererseits spiegelt die Entwicklung des Industriequartiers, seiner Produktionsanlagen und der Betriebsorganisation selbst den technischen Fortschritt, den zunehmenden Wettbewerb und den wirtschaftlichen Wandel, der auch Bosch in Reutlingen ständig zu Rationalisierungen und Umstrukturierungen gezwungen hat: Beispielfhaft steht hierfür die Scheinwerferproduktion, die 1964 am Anfang gestanden hatte, und in den nächsten Jahrzehnten kontinuierlich an Bedeutung verlor, um schließlich 2001 endgültig auszulaufen. Dazu zählt auch der für heutige Leser kurios anmutende Versuch, über eine Kooperation mit der Bausparkasse Wüstenrot die Produktion in Reutlingen zu diversifizieren und krisensicherer zu gestalten. 50 Jahre Bosch in Reutlingen beschreiben den Weg „vom Rettungsanker zur Hightech-Schmiede“, wie der Firmenbiograph Johannes Bähr in seinem einleitenden Beitrag schreibt.

Wodurch sich der Katalog allerdings von vergleichbaren Publikationen in verdienstvoller Weise unterscheidet ist die eingehende Darstellung derjenigen Betriebsbereiche im Werk Reutlingen, die für die Ausprägung und Festigung der spezifischen Unternehmenskultur von Bedeutung sind. Seit jeher ein wichtiges Thema im Unternehmen: die sorgfältige Ausbildung und Qualifikation der Mitarbeiter (die schon dem Gründer Robert Bosch ganz besonders am Herzen lag), die Integration der zunächst als Gastarbeiter gekommenen Arbeitskräfte, in späteren Jahren auch der Fachleute des nunmehr weltweit tätigen Konzerns, die anfangs sozial motivierte, später auch den Bedingungen einer globalen Produktion geschuldete Flexibilisierung der Arbeitsbedingungen, die Vertretung der Arbeitnehmerinteressen inklusive der mitunter harten Arbeitskämpfe sowie die vielfältigen betrieblichen Fürsorge-, Sport- und Freizeitangebote. Alle diese Aktivitäten „sollten den Zusammenhalt unter

den Mitarbeitern fördern und Identifikation wie Bindung an das Unternehmen erhöhen“ (S. 100). Es sind gerade diese individuell erlebten „Arbeitswelten“, die letztlich die emotionale und dauerhafte Verbindung schaffen zwischen den (häufig abstrakten) Unternehmenszielen, der Unternehmensleitung und den Mitarbeitern sowie dem (städtischen) Umfeld. In diesem Zusammenhang ist es nur konsequent, dass auch der Kantinenbetrieb, Werkenschutz und Werkfeuerwehr eingehend behandelt werden, die zwar für den funktionierenden Betrieb von großer Bedeutung sind, jedoch in anderen Festschriften meist ausgespart werden. Ein lesenswertes Kapitel über die baulich-architektonische Entwicklung des Werkstandortes rundet den zwar faktenreichen, aber dennoch kurzweilig gehaltenen Katalog ab, der in keiner einschlägigen Bibliothek fehlen sollte.

Uwe Fliegauf

Andreas Ernst, Hans-Christan Ernst, Rainer Pachutzki: So war die Reutlinger Straßenbahn. Im Film, in Fotos, in Erinnerungen. Verlag Oertel+Spörer, Reutlingen 2014. 159 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbbabb., 29,95 Euro.

Sie ist in Reutlingen unvergessen: Die vor vierzig Jahren stillgelegte Straßenbahn. Drei Autoren – zwei davon mit Reutlinger Wurzeln, die bisher v. a. durch die Veröffentlichung von Straßenbahnfilmen bekannt sind, haben sich dieses Themas angenommen, diesmal als Film und als Buch.

Beschrieben wird zunächst die geschichtliche Entwicklung von der Vorgeschichte mit Eningens Eisenbahnwünschen, der 1899 realisierten „Büschelbahn“, ihrer Entwicklung zur elektrischen Straßenbahn samt den Strecken nach Pfullingen, Altenburg und Orschel-Hagen bis zur Einstellung 1974. Es schließt sich ein Kapitel mit persönlichen Erinnerungen und einem Ausblick auf die geplante Stadtbahn (Stand 2012) an. Unter dem Titel „Die Fakten“ geht es um technische Daten der Fahrzeuge. „Die Bahn in Bildern“ nennt sich das vierte Großkapitel, hier werden sowohl einzelne Wagen als auch typische Ansichten entlang der Gleise in der Innenstadt, Richtung Pfullingen, Eningen, Altenburg und Orschel-Hagen gezeigt.

Die journalistischen Wurzeln der Autoren sind unübersehbar, durch eine „lebendige Sprache“ – so das Vorwort – soll die Erinnerung wach gehalten werden. Zweifellos gelingt dies – aber genau aus dieser Konzeption ergeben sich auch die Stärken und Schwächen des Buches. Wer genauer „eintauchen“ möchte in Fakten, technische Details und Entwicklungen oder sich gar Informationen erhofft, die über die bisherigen Veröffentlichungen hinausgehen, der wird vergeblich suchen. Was die historische Darstellung betrifft, bleibt das Buch zum großen Teil auf der Stufe der Zulassungsarbeit von Helmut Rolf Mauer aus dem Jahr 1966 und dessen Übernahme in dem Werk von Gassmann/Jeanmaire von 1977 stehen – konsequenterweise verzichteten die Autoren auch auf die Auswertung jeglicher archivalischer Original-

quellen. Damit nimmt sich das Werk allerdings die Chance, lange tradierte Fehler oder inzwischen vorliegende neue Erkenntnisse zu bearbeiten, einzelne fehlerhafte Details in Gleisplänen oder bei technischen Einzelheiten werden kundigen Lesern auffallen. So liegen denn die Stärken des Buches auch eindeutig in den Erzählungen: Wir fiebern mit dem Jungen, der statt in die Schule ins Depot fährt, wir verstehen, warum der Straßenbahnfreund aus Osnabrück so oft nach Reutlingen kam, und würden am liebsten mitfahren, wenn die Autoren so lebendig ihre Fahrt von Eningen bis in die Wilhelmstraße beschreiben.

Ein Schwerpunkt des Buches ist die Illustration, neben den schon früher veröffentlichten Bildern von Alfred Spühr liegt bei den Schwarz-Weiß-Fotos der Fokus auf Aufnahmen aus dem Bildarchiv des Verbands Deutscher Verkehrsamateure – Insidern sicher bekannt, aber für jeden Reutlinger immer wieder ein Augenschmaus. Dazu gibt es einige wenige Farbbilder, mehrheitlich aus dem Internet, die teilweise etwas flau wirken. Mancher Leser wird sich angesichts vieler nur 6 x 10 cm großer Aufnahmen vielleicht etwas weniger weiße Leerflächen beim Layout wünschen.

Zum Schluss der Höhepunkt: Die beiliegende DVD von Manfred Edenhofer! Mit zahlreichen Szenen vom Juli/August 1969, angereichert durch Aufnahmen vom Herbst 1974, erleben wir 41 Minuten lang fast alle Strecken, sowohl als Zuschauer neben den Gleisen als auch über die Schulter des Wagenführers. Faszinierend beispielsweise die Rangiermanöver an der Halle Oferdingen oder die Bahnen in der frühherbstlichen Landschaft – und das alles mit ruhiger Kameraführung und langen Einstellungen! Im Anschluss zeigt der Film nochmals alle Bilder des Buches.

Fazit: Ein filmischer Augenschmaus mit einem nett zu lesenden Genuss- und Erzählbüchlein fürs Sofa zu Hause – das quellenorientierte, abschließende Werk zum Thema muss aber noch geschrieben werden!

Bernhard Madel

HAP Grieshaber. Werke 1966–1981. Hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen (Bestandskatalog Band IX). Verlag Städtisches Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen 2014. 120 S., ca. 260 Farbbabb., 20,- Euro.

Ein bekanntes Motiv zielt die Frontseite des neuesten Bestandskatalogs aus dem Reutlinger Spendhaus: HAP Grieshabers „*Olympia I (Figura)*“ aus dem Jahr 1969, in Reutlingen 1977 in abgewandelter Form als Signet für die Einladung zum Sportlerball verwendet und daher auch vielen nicht Kunst-sachverständigen vertraut und bekannt. Schade nur, dass im Katalogtext dann der Hinweis fehlt, dass das Kunstmuseum Spendhaus erst neulich die im Werk abgebildete Eisenfigur in Fischform aufspüren und erwerben konnte, sowie der Hinweis auf die durchaus interessante Tatsache, dass Grieshabers Entwurf

bei der Auswahl zur „Edition Olympia“ 1972 durchfiel und daher nicht berücksichtigt wurde.

Als Zeitspanne für den vorliegenden Band wurden die Jahre ab 1966 bis zu seinem Tod 1981 ausgewählt, manifestiert sich in diesen Jahren doch Grieshabers politisches und gesellschaftliches Engagement, sein Bemühen, das geteilte Deutschland künstlerisch wiederzuvereinigen, sowie sein absolut souveränes Bildgestalten. HAP Grieshaber zählt spätestens seit Mitte der 60er-Jahre zu den renommierten Künstlern in Deutschland. Franziska Boegehold, der ehemaligen Spendhaus-Volontärin, oblag die Aufgabe, diese Werkperiode adäquat darzustellen, was ihr mit diesem vorliegenden Band ausgezeichnet gelungen ist. Boegehold orientiert sich richtigerweise an den Nummerierungen des Werkverzeichnisses der langjährigen Grieshaber-Vertrauten Margot Fürst, analog zu den bereits erschienenen Bestandskatalogen des Spendhauses, die die Werke der Jahre 1932 bis 1949 sowie die von 1950 bis 1965 umfassen. Mit großer Sorgfalt und Umsicht erarbeitet sich Boegehold, kollegial unterstützt vom Spendhaus-Team, Anmerkungen zur Werk- und Entstehungsgeschichte der einzelnen Grafiken, die durch kluge Katalogtexte erläutert werden. Ergänzt wird dies durch jeweils aussagekräftige farbige Abbildungen. Der Großteil der Werke ist – speziell in Reutlingen und Umgebung – durch verschiedenste Grieshaber-Ausstellungen bekannt, aber gerade durch den reichen Bestand des Kunstmuseums Spendhaus, der fortwährend in unterschiedlich gewichteten Wechselausstellungen gezeigt wird, ergeben sich doch immer wieder – auch für den Kenner – Überraschungen. Hier im Band ist es beispielsweise der Hinweis, dass der Künstler 1966 mit dem „Schreibenden Gefangenen“ einen Nachschnitt aus der Mappe „Kriegsgefangenenlager“ von 1945 mit dem Titel: „Ein Gefangener (Grieshaber) schreibt auf einer Toilettenpapierrolle Tagebuch“ vorlegt. „Der Totentanz von Basel“, seine verschiedenen Pan-Darstellungen, seine Arbeit für den deutschen Pavillon auf der Weltausstellung 1967 in Montreal oder seine religiös motivierten Arbeiten wie der „Polnische Kreuzzug“, das alles und mehr findet sich in chronologischer Reihenfolge im vorliegenden Band. Aufschlussreich auch jeweils Boegeholds Hinweise und detaillierte Erläuterungen, wenn eine Druckplatte mehrfach verwendet worden ist – was der Künstler sehr gern gemacht hat –, wie zum Beispiel beim recht malerisch wirkenden „Honigbärchen“ aus dem Jahr 1967. Bei den Werken aus der Prometheus-Serie zeigt sich beispielhaft die sehr gute Druck- und Papierqualität des vorliegenden Bandes, da hier deutlich die Struktur des Leinenstoffes zu erkennen ist, der von HAP Grieshaber statt Papier als Bildträger verwendet worden ist. Das gleiche gilt für die Abbildung des Weltgerichts von 1970, wo sehr schön die Holzmaserung zu erkennen ist. Ebenfalls abgebildet findet sich eines seiner wenigen Selbstbildnisse, das so typisch „Grieshaber wie er leibt und lebt“ zeigt. Dies verweist gleichzeitig auf sein lebenslang währendes großes Interesse an seinem Künstlerkollegen Pablo Picasso, dem er 1972 ebenfalls ein Porträt (Farbholzschnitt) mit dem Titel

„Hommage à Picasso“ widmet. Auch seine Aktivitäten als einer der ersten Umweltschützer, als erster „Grüner“, finden im vorliegenden Band ihre Erwähnung und werden mit umfangreichem Fotomaterial gezeigt. Ebenso beleuchtet Boegehold Grieshabers künstlerischen Schwerpunkt und sein großes Interesse an den Ereignissen des Deutschen Bauernkrieges (1524–1526), dessen 450. Wiederkehr Anlass zu zahlreichen Grieshaberschen Bildschöpfungen darstellte.

Gegen Ende seines Lebens, gezeichnet durch seine schwere Krankheit, nahm Grieshaber verschiedene Motive wieder auf, die ihn sein Künstlerleben lang begleitet haben: so zum Beispiel die Serie „Drucker und Setzer“, um deren berufliche Zukunft er sich zu Recht große Sorgen machte, seine geliebte Achalm in „Königin Achalm“, fast abstrakt anmutende Blumendarstellungen wie die „Silberdistel“ oder auch Reminiszenzen an seine glücklichen Zeiten in Griechenland wie „Hellas“ oder „Ölbaum“. Mit „Schildkröte und Schlange“ greift er 1980 nochmals den für ihn sehr wichtigen Themenkomplex „Tiere“ auf, der ebenfalls in allen seinen Schaffensperioden eine große Rolle gespielt hat. Wie auch Engels gestalten, von denen er 1980 ebenfalls noch ein sehr schönes Exemplar „Engel“ in Holz schneidet. 1981 beschäftigt er sich künstlerisch noch mit dem 60. Geburtstag seiner wichtigen Gefährtin Margarethe Hannsmann und als letztes Grieshaber-Werk wird von Franziska Boegehold ein „Reiter mit Sattelzeug“, ebenfalls aus dem Jahr 1981, aufgeführt.

Der Künstler HAP Grieshaber besteht in seinen Werken fort, in Reutlingen wird die Beschäftigung mit seinem Werk gerade durch die vielfältigen Aktivitäten des Kunstmuseums Spendhaus unter seinem Leiter Herbert Eichhorn und seinem gesamten Team stark gefördert und die Erinnerung an und die Auseinandersetzung mit diesem speziellen Künstler, von dem immer wieder einzelne neue und interessante Facetten auch noch viele Jahre nach seinem Tod ans Tageslicht kommen, lebendig gehalten. Dieser abschließende Bestandskatalog seines druckgrafischen Gesamtwerks – sowie die beiden Vorgängerbände – hilft hierbei und beantwortet vielerlei Fragestellungen zu den gesamten, in Reutlingen vorhandenen Grieshaber-Druckgrafiken, die glücklicherweise in großen Teilen 1980 von der Stadt Reutlingen noch direkt vom Künstler erworben werden konnten.

Barbara Krämer

HAP Grieshaber. Kunst am Bau. Druckstöcke. Holzreliefs. Holzschnitte. Linolplatten. Resopal-Unterdrucke. Schieferschnitte. Sgraffiti. Splitt-Bilder. Mosaiken. Keramik und Majolika. Glasmalerei. Metallsulpturen. Serigrafien. Gemälde. Hrsg. von Kurt Fempfel. Tübingen 2014. 272 S., ca. 650 Farbabb., 38,- Euro.

Reutlingen und Grieshaber – eine langjährige, oftmals nicht ganz unkomplizierte Beziehung, die immer wieder für eine Überraschung gut ist. Dieses Mal

in Form eines ambitionierten Buchprojekts, das Prof. Dr. Kurt Femppel, der Nachlassverwalter Grieshabers, zusammen mit den renommierten Grieshaber-Experten Rudolf Bayer, Catharina Geiselhart und Hermann Pfeiffer sowie weiteren Unterstützern im Frühjahr 2014 auf den Markt brachte. Beleuchtet wird, erstaunlicherweise erst 33 Jahre nach seinem Tod, ein bisher kaum im Blick befindlicher Bereich von Grieshabers umfangreichem Schaffen, die „Kunst am Bau“. Vorgelegt werden ein leider etwas düster wirkender Buchumschlag, aber dafür auf qualitativ hervorragend gedruckten 272 Seiten mit teilweise unbekanntem Fotomaterial acht sehr gut lesbare Artikel über den Künstler, die auch Grieshaber-Kennern noch neue Erkenntnisse liefern. Kurt Femppel weist einleitend darauf hin, dass der vorliegende Band die erste wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit diesem Schaffensaspekt ist, die auf den eher zufälligen, daher nicht systematischen Vorarbeiten der langjährigen Grieshaber-Vertrauten Margot Fürst beruhen und aufbauen. Damit charakterisiert er den vorliegenden Band eher als eine Art „Zwischenbericht“, da er durch dieses Buch auf weitergehende Hinweise hofft. Das zeitliche Hauptaugenmerk liegt dabei in den 1950er- und 60er-Jahren, in denen sich Grieshaber häufig, in einer weitgefassten Begriffsdefinition, mit „Kunst am Bau“ beschäftigt hat. So konnten – auch mithilfe seiner Tochter Ricca Grieshaber, die das vorliegende Buch übrigens „toll“ findet, – tatsächlich einige in Vergessenheit geratene Objekte wiederentdeckt werden. Leider trat aber auch der entgegengesetzte Fall ein, also dass eigentlich bekannte Objekte nicht mehr auffindbar beziehungsweise zerstört waren. Für alle Grieshaber-Forschungsansätze gilt, dass sich die jeweiligen Autoren richtigerweise sehr häufig auf erhaltene Schriftstücke (in wunderbarer Handschrift!) des Künstlers selbst beziehen, da sich Grieshaber in der Regel sehr aufschlussreich zu seinen künstlerischen Vorhaben geäußert hat (so schrieb er beispielsweise an Wilhelm Tiedje, den Architekten des neuen Reutlinger Rathauses: „Ihr Rathaus ist aber so schön, dass ich gerne mit einem grossen Holzschnitt dabei wäre.“).

Rudolf Bayer weist in seinem aufschlussreichen Artikel „Gestalt und Gestaltung“ aber eben auch auf die Schwierigkeiten hin, sich hauptsächlich über den Text dem Künstler Grieshaber zu nähern und dabei die genaue Betrachtung und Interpretation seiner Werke außer Acht zu lassen. Grieshaber war immer ein Mann, der mit seiner Kunst in der Öffentlichkeit wirken wollte, „Kunst am Bau“ war hierfür eine herausragende Möglichkeit. Bayer legt die Wirkmächtigkeit des Grieshaberschen Ansatzes dar, indem er bis in die 30er-Jahre und zu seinen ersten Arbeiten zur Reutlinger Marienkirche zurückgeht. Als Resümee kommt Bayer zu der Erkenntnis, dass gute Kunst die soziale, ästhetische und politische Wirklichkeit ihrer Entstehungszeit abbilden solle und die Grieshaberschen Arbeiten daher nicht in Vergessenheit geraten dürften.

Catharina Geiselhart bleibt es überlassen, in einer informativen Abhandlung auf die essenzielle Bedeutung des Mediums „Druckstock“ als eigenständiges Bildobjekt einzugehen. Das ursprüngliche „Mittel zum Zweck“ wurde

durch die Haptik seiner Oberfläche selbst zum Kunstobjekt – und HAP Grieshaber war der prädestinierte Künstler für diesen Bedeutungswandel, den er 1959 in einem Kunst-am-Bau-Projekt vollzog und bei seinen späteren documenta-Arbeiten ausbaute.

Kurt Fempel steuert im Folgenden ein aufschlussreiches (mit aktuellen Statusangaben) und gut bebildertes Werkverzeichnis bei, das den Blick auf viele unbekannte Werke lenkt, verbunden mit der Aufforderung, genauer hinzuschauen, um die Schätze (wieder?, neu?) zu entdecken, die vor einem stehen, hängen oder liegen. Diese Sichtbarmachung des Vorhandenen ist das ganz große Verdienst dieses Bandes und zeigt eindringlich die große Bandbreite des Grieshaberschen Schaffens. Höchst erhellend im Folgenden daher auch die Einbindung einzelner Werke in ihren Entstehungsort – so das Ulmer Tuch oder auch die während Grieshabers Zeit an der Kunstschule Bernstein entstandenen Arbeiten. Höchst lesenswert auch seine eigenen Auslassungen zu „Kunst am Bau“ am Beispiel seiner „Efeu“-Skulptur, die er für die Außenwand eines Darmstädter Mehrfamilienhauses gestaltet hat. Nicht immer ganz stringent gehen die Autoren bei Themen wie den Grieshaber-Arbeiten (zwei abstrakte Figurationen) im Haus Heinzelmann (Planie) vor: Hier wird das Leben des Reutlinger Kunstsammlers Hermann Heinzelmann, die Firmengeschichte von Heinzelmann, die Gründung eines Reutlinger Kunstvereins samt Skandalgeschichten auf einer Doppelseite beleuchtet – weniger wäre in diesem Fall wohl mehr gewesen.

Grieshaber hinterließ – neben seinen Auftragsarbeiten für Privatleute – Werke in Krankenhäusern (Freiburg), Kirchen (Metzingen), Schulen (Pfuldingen), Regierungsgebäuden (Offenburg), Festhallen (Eningen), Firmengebäuden (Fürstenfeldbruck), Theatern (Heidelberg bzw. Mannheim), Universitäten (Frankfurt), Schwimmbädern (Feuerbach) und Kindergärten (Reutlingen) – alle in unterschiedlichen Techniken gearbeitet und doch alle als typische Grieshaber zu erkennen. Ebenso aufschlussreich der Hinweis im Buch, dass Grieshaber beispielsweise auch für das Firmenlogo der Bonner Verlagsbuchhandlung Bouvier zuständig war. Die dazugehörigen Informationen (Recherchen, Fotos, Briefe, Zitate, Zustandsberichte) umfassen jeweils eine Doppelseite und beinhalten in der Regel eine Fülle an wichtigen und teilweise neuen Informationen wie zum Beispiel die Bekanntschaft Grieshabers mit der Friseurfamilie Laraia, die zu Tauschgeschäften Kunst gegen Haarschneiden führte. Allein die Zusammenstellung dieses umfangreichen Werkverzeichnisses, gekoppelt mit sehr gutem Fotomaterial und ergänzt durch eine ausführliche, informative Biografie, ist höchst aner kennenswert und bietet für weitere Forschungsvorhaben eine sehr gute Basis. Bis auf kleinere Doppelungen im Textteil (Hinweis auf die Magisterarbeit von Petra von Olschowski auf S. 174 sowie auf S. 203) oder eine etwas ungewöhnliche Motivwahl (Festakt Jerg-Ratgeb-Preis 2010) ist der vorliegende Band eine Freude für alle Grieshaber-Kenner und solche, die es noch werden wollen. *Barbara Krämer*

Winand Victor. Malerei und Grafik. Mit einem Textbeitrag von Rainer Zerbst. Im Auftrag des Landkreises Rottweil und des Landkreises Reutlingen. Hrsg. von Bernhard Rüth und Irmtraud Betz-Wischnath. Rottweil 2014. 51 S., zahlreiche, überwiegend farbige Abb., 12,- Euro.

Der Maler Winand Victor, 1918 unweit von Aachen geboren, ist am 27. April 2014 in Reutlingen gestorben, wo er seit 1949 mit seiner Familie wohnte. In den „Reutlinger Geschichtsblättern 2007“ ist sein Leben und Schaffen ausführlich gewürdigt worden. Noch zu seinen Lebzeiten wurde von den Landkreisen Rottweil und Reutlingen, die dem Künstler besonders verbunden sind, eine Retrospektive seiner Malerei und Grafik vorbereitet, die im Frühjahr 2014 im Kulturzentrum Schloss Glatt und im Sommer 2014 in der Kreissparkasse Reutlingen zu sehen war. Aus diesem Anlass ist ein Katalog erschienen, in dem 28 Bilder Victors und zwei Fotos vom Maler in seinem Atelier farbig reproduziert sind. Die Originale von dreien der Abbildungen sind in Reutlingen öffentlich zugänglich: „Selbst in der Drehtür“ (1987) im Eingangsbereich der Stadtbibliothek, „Transparent II“ (1990) im Eingangsbereich des Kreiskrankenhauses und „Triptychon“ (1996) im mittleren Sitzungssaal des Rathauses.

Der Kulturjournalist Rainer Zerbst, mit dem Kunstband „Winand Victor. Dem Leben auf der Spur“ (München 1998) als Kenner des Victorschen Oeuvres ausgewiesen, hat zu dem Katalog einen Textbeitrag geschrieben. Unter der Überschrift „Städte und Menschen“ konzentriert er sich auf zwei Sujets, die den Künstler bei aller thematischen und gestalterischen Vielfalt seines Schaffens immer wieder beschäftigt haben, zumal in der Verbindung von Mensch und Stadt. Es ist wie ein Gang durch die Zeitgeschichte: von der Darstellung eines kriegsversehrten Heimkehrers zu den gesichtslos gewordenen Passanten vor spiegelnden Cityfassaden, dann zu einem in einem Netzwerk eingespannten Menschen, der aber schließlich in dem Bild „Die Rückkehr des Menschen“ (2011) hoffnungsvoll vor den Farben des Regenbogens erscheint. Rückbesinnungen auf die Geschichte bedeutender Städte bieten die Grafikmappen „Elf Städte“ und „O Firenze“ (zählt „zum Komprimiertesten, was Victor überhaupt geschaffen hat“) sowie die Veneta-Aquarelle eines im Wasser versunkenen Gemeinwesens. Die thematische Konzentration führt zu einer erhellen- den Erschließung des Victorschen Lebenswerks, wenn man auch in Kauf nehmen muss, dass die ins Abstrakte gehenden Bilder, die mineralische oder pflanzliche Strukturen zeigen, nur kurz erwähnt werden und die späten kosmischen Visionen mit besonders eindrucksvollen Variationen des Sonnenballs ganz ausgespart bleiben. In der Bildauswahl des Katalogs werden auch diese Themenbereiche berücksichtigt und eine knappe Bibliographie verweist auf weiterführende Literatur.

Reinbert Tabbert

Hanna Bernheim (1895–1990): „History of my life“. Der Rückblick einer deutschen Jüdin auf ihr Leben vor der Emigration 1939. Hrsg. von Benigna Schönhagen und Wilfried Setzler (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Bd. 14). Theiß-Verlag, Darmstadt 2014. 256 S., 19,80 Euro.

„History of my life“ – schon der Titel des Buches weist darauf hin, dass es sich bei diesen Lebenserinnerungen nicht um eine gewöhnliche deutsch-jüdische Autobiographie handelt. Hanna Bernheim schrieb die „Geschichte meines Lebens“ Ende 1939, Anfang 1940 im Exil in Amerika für einen unter rund 250 meist jüdischen Emigranten ausgelobten Schreibwettbewerb. Unter der Überschrift „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933“ entstand auf 66 Schreibmaschinenseiten ein zwischen Nähe und Distanz schwankender alltags- und familiengeschichtlich geprägter Rückblick auf die wenige Monate zuvor zurückgelassene Existenz in Deutschland, quasi auf die Hälfte des Lebens: Kindheit und Jugend in Augsburg, Familienleben im ländlichen Bronnweiler, nationalsozialistische Verfolgung in Tübingen. Die 2014 erschienene kommentierte Edition dieses Textes bereichert die Reihe der Veröffentlichungen des Tübinger Kulturamts zur deutsch-jüdischen Lokalgeschichte und ist auch für Reutlingen von besonderer Bedeutung.

„Wenn ich auf mein Leben zurückblicke“, beginnt die 44-jährige Hanna Bernheim die zweite Seite ihrer Erinnerungen, „muss ich sagen, dass es insgesamt sehr glücklich war.“ Als Johanna (Hanna) Bach 1895 als Tochter eines wohlhabenden Großhändlers geboren, heiratete sie 1921 den 1880 in Hechingen geborenen Textilfabrikanten Adolph Bernheim. Das Ehepaar zog in die neu erbaute „Villa“ in der heutigen Reutlinger Bezirksgemeinde Bronnweiler („the little village“), wo Adolph Bernheim eine 1873 von seinem Vater mitgegründete mechanische Buntweberei mit rund 200 Beschäftigten und Zweigbetrieben in Gomaringen und Mössingen führte. Die Bernheims lebten – trotz im Dorf tradiertes antijüdischer Ressentiments, die Hanna auch beim Namen nennt – in guter Nachbarschaft mit der evangelischen Bevölkerung, nahmen an Hochzeiten und Beerdigungen teil. Zwei Kinder, Doris und Hans, kamen zur Welt. Um ihnen eine bessere Schulausbildung zu ermöglichen, zog die Familie 1930 nach Tübingen, doch folgte der nachbarschaftlichen und schulischen Integration nach 1933 die allmähliche Isolation, Ausgrenzung und Diskriminierung. Tochter Doris wurde 1937 zur Sicherheit in ein englisches Internat geschickt, Sohn Hans auf eine Berliner Privatschule. 1938 wurden die Fabrik und das Haus auf dem Tübinger Österberg arisiert; die Bernheims zogen nach Stuttgart und emigrierten von dort im Juli 1939, kurz vor Ablauf der Visafrist, über Southampton und New York nach Cincinnati/Ohio, wo seit dem 19. Jahrhundert ein Zweig der Familie lebte. „Und so flog ich aus der Hölle in den Himmel“, endet Hanna ihre Erinnerungen – noch ohne Kenntnis des wenige Wochen später beginnenden Völkermords an den europäischen Juden.

Mit der gleichaltrigen Lilli Zapf (1896–1982), die mit ihrem 1974 erschienenen Pionierwerk „Die Tübinger Juden“ das bleischwere Verschweigen der Tübinger Heimatgeschichte des Holocaust in den Nachkriegsjahren brach, stand Hanna Bernheim seit 1964 in Briefkontakt. Der in nahezu völliger Armut lebenden und forschenden Freundin, die 1935 nach Holland emigriert war, finanzierte sie eine Schreibmaschine. Nach dem ersten Besuch ehemaliger Tübinger Juden in Tübingen 1981, bei dem sie ihre Erinnerungen erstmals erwähnte, übermittelte Hanna Bernheim einen Durchschlag ihres Typoskripts in die alte Heimat, von dem bald eine für die historische Forschung wertvolle Übersetzung vorlag. Mit Benigna Schönhagen, der Direktorin des Jüdischen Museums Schwaben in Augsburg, und Wilfried Setzler, dem langjährigen Tübinger Kulturamtsleiter, haben sich nun zwei Kenner der deutsch-jüdischen Lokal- und Regionalgeschichte der aufwändigen Edition als durchgängig zweisprachiges Lesebuch angenommen. Zahlreiche historische Fotografien und Dokumente sowie informative Anmerkungen zum historischen Kontext machen den Band zu einer exemplarischen Erzählung einer deutsch-jüdischen Biographie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Nachdem Bernd Serger und Karin-Anne Böttcher den Bernheims ein Kapitel ihres historischen Lesebuchs „Es gab Juden in Reutlingen“ (2005) widmeten und dabei auch aus Hannas Erinnerungen zitierten, blättert sich nun in „History of my life“ ihr ganzes Leben von 1895 bis 1939 vor uns auf. Über seine besondere historische Bedeutung hinaus ist ihr Text auch das beeindruckende und berührende Dokument des Selbstbehauptungswillens einer Frau, die mit ihrer Familie quasi von einem Tag auf den anderen ein neues Leben beginnen musste, noch dazu unter schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen. Gut möglich, dass Hanna Bernheim also erst das Über-Setzen in die neue Sprache – auch Deutsch wäre als Wettbewerbssprache möglich gewesen – die Erinnerung überhaupt ermöglichte und half, die Sprachlosigkeit über den Verlust der Heimat und eines großen Teils ihrer Familie zu überwinden. Das englische Original als authentische Quelle ist gleichrangiger Bestandteil der Edition. Die Zweisprachigkeit macht den besonderen Wert des Bandes aus, gerade für die in den USA lebenden Nachfahren Hanna Bernheims und anderer Tübinger Juden, für die der Text ursprünglich in erster Linie bestimmt war. Ein umfangreicher Anhang versammelt Erinnerungen der Tochter Doris und der beiden Enkelinnen sowie zahlreiche weitere familiengeschichtliche Daten und Notizen.

Zu hoffen bleibt, dass dank dieses Bandes auch die Gebäude der ehemaligen Buntweberei Bernheim bei einer baulichen Neuentwicklung des leerstehenden Bronnweiler Rieber-Areals nicht gänzlich verschwinden, sondern zumindest in aussagekräftigen Teilen als Denk-Mal eines besonderen Teils der Ortsgeschichte und für Hanna Bernheim und ihre Familie erhalten bleiben. 2013 hat eine Tübinger Magisterarbeit (Patricia Stegensek: Mechanische Buntweberei Bronnweiler Bernheim & Cie. Chronik eines jüdischen Fami-

lienbetriebes und seiner Besitzer) ihre Geschichte erschlossen. Und im Rahmen des 900-Jahr-Jubiläums 2015 ist in Bronnweiler ein Vortrag der beiden Herausgeber von „History of my life“ geplant.

„Dig where you stand!“, „Grabe, wo du stehst!“, dieses Diktum Sven Lindqvists erweist sich als nach wie vor wichtig für die Erforschung der deutsch-jüdischen Geschichte der Region. Dazu trugen zuletzt eine Reihe in dieser Zeitschrift auch besprochener Veröffentlichungen bei, in die sich „History of my life“ als weiterer wertvoller Beitrag regionaler Erinnerungsarbeit einreihet, über den sich Hanna Bernheim sehr gefreut hätte.

Andreas Vogt

Helge Wittmann (Hrsg.): Tempi passati. Die Reichsstadt in der Erinnerung (Studien zur Reichsstadtgeschichte, Bd. 1). Michael Imhof Verlag, Petersberg 2013. 288 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbabb. sowie Stadtpläne, 29,95 Euro.

Unter dem Titel „Tempi passati – Die Reichsstadt in der Erinnerung“ legt der im thüringischen Mühlhausen ansässige Arbeitskreis „Reichsstadtgeschichtsforschung“ die Dokumentation seiner ersten wissenschaftlichen Tagung (11.–13. Februar 2013) vor. Dieser Arbeitskreis verfolgt das Ziel sowohl überregionaler als auch vergleichender Reichsstadtstudien. Überregionalität zeigt sich im vorliegenden Band schon in den geografisch weit gestreuten Untersuchungen zu Bad Wimpfen, Dortmund, Eger/Cheb, Frankfurt a. M., Hamburg, Lübeck, Mühlhausen/Thüringen, Nordhausen, Speyer, Ulm, Wetzlar und Worms bis zu den ehemaligen Reichsstädten in der heutigen Schweiz. Das Postulat vergleichender Forschung wird durch einen Schlussbeitrag Stephan Selzers eingelöst, insbesondere jedoch durch die alle Fallbeispiele verbindende Fragestellung nach der Rolle des reichsstädtischen Gewichts innerhalb des lokalen kollektiven Gedächtnisses. In einem Brückenschlag von der reichsstädtischen Vergangenheit zu der jeweiligen Gegenwart soll es darum gehen, „Situationen, Funktionen und Wirkungen dieses Erinnerens zu untersuchen“.

Während die Reichsstadt in der gesellschaftlich-politischen Realität des Alten Reiches schon seit dem 17. Jahrhundert von der Residenzstadt an Modernität und zeitgemäßer Funktionalität überflügelt wurde und im 19. Jahrhundert Industriestädte als zukunftsweisende Siedlungsform entstanden waren, entfaltete die reichsstädtische Vergangenheit über die noch miterlebte oder tradierte Erinnerung eine erneute geschichtliche Wirkungskraft, indem die historische Deutung der Reichsstädte in eine enge Wechselwirkung mit den nach Lösung drängenden Zeitproblemen trat. Dabei wurde die Reichsstadt als Ort politisch-bürgerlicher Partizipation, wirtschaftlicher Prosperität, kultureller Blüte und ansprechender Lebensqualität gesehen. Derartige geschichtspolitische Instrumentalisierungen lagen beispielsweise in der Revo-

lution von 1848/49 vor, als die untergegangenen Stadtrepubliken als Wurzel einer demokratischen Neugestaltung Deutschlands beschworen wurden, oder bei der Industrialisierung, die in Fortführung des traditionellen bürgerlichen Gewerbefleißes neue Produktionsformen entwickelte. Noch im 20. Jahrhundert artikulierte sich z. B. das kultur- und zivilisationskritische Unbehagen an dem anonymen „Moloch Großstadt“ auf dem Hintergrund der als überschaubar und behaglich empfundenen reichsstädtischen Lebensverhältnisse.

Darüber hinaus zeigen die Beispiele des vorliegenden Bandes vielfältige Formen des Erinnerns an die reichsstädtische Vergangenheit und deren Instrumentalisierung für die jeweilige Gegenwart: Zunächst den „klassischen“ Fall süddeutscher Reichsstädte, die mit der Mediatisierung von 1802 ff. in die von Napoleons Gnaden entstandenen bzw. vergrößerten Staaten, wie z. B. die Königreiche Bayern oder Württemberg, eingegliedert wurden und welche aus einem noch lebendigen reichsstädtisch-republikanischen Geist heraus gegen restaurativ-monarchische Herrschaftspraktiken opponierten oder ihre korporativ-reichsständische „Libertät“ zu einem zeitgemäßen liberalen Bürgerbewusstsein des konstitutionellen Zeitalters transformierten und über ihre Vertreter aktiv in die Revolution von 1848/49 eingriffen. Diese Entstehung „sinnstiftender politischer Handlungsmuster“ aus der reichsstädtischen Tradition heraus wird am Beispiel Ulms untersucht, lasse sich aber aufgrund seiner „demokratischen Zunftverfassung“ noch deutlicher für Reutlingen mit seinen Protagonisten Johann Jacob Fetzer, Friedrich List und Hermann Kurz zeigen. Demgegenüber nahmen die zwischen 1798 und 1814 dem napoleonischen Herrschaftsbereich unterworfenen ehemaligen linksrheinischen Reichsstädte Speyer und Worms, sowie die 1807–1813 dem Königreich Westfalen zugeschlagene thüringische Reichsstadt Mühlhausen eine andere Entwicklung. Hier hatte das Intermezzo der napoleonischen Jahre mit seinen gesellschaftlich-politischen Innovationen nach französischem Vorbild einen radikalen revolutionären Bruch mit der reichsstädtischen Vergangenheit bewirkt, der als „geräuschlose Demontage“ überholter Strukturen verlief. In der Restaurationsepoche nach 1815/19 war hier die Erinnerung an die Reichsstadt tot. Die liberale Opposition in Speyer (Königreich Bayern) und in Worms (Großherzogtum Hessen) orientierte sich an der napoleonischen Ära, die sich als mentale Barriere vor eine lebendige reichsstädtische Memoria geschoben hatte. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete sich in Worms und Speyer bei der vom Historismus geprägten Honoratiorenschicht eine auf die Reichsstadtzeit bezogene geschichtliche Identität aus, die sich jedoch nicht auf freiheitliche Strukturen, sondern auf wichtige Ereignisse der nationalen Reformationsgeschichte stützte: den Wormser Reichstag von 1521, der 1868 zur Errichtung des Lutherdenkmals führte, und den Bau der protestantischen Gedächtniskirche in Speyer (1883/1904), die an den „Protestationsreichstag“ von 1529 erinnern sollte. Wiederum anders stellte sich die reichsstädtische Erinnerungskultur in Frankfurt und Wetzlar dar. Das Prestige und

Selbstbewusstsein Frankfurts als einer herausragenden Reichsstadt bezog sich im Alten Reich und danach nicht nur auf kaiserliche Privilegien und Freiheitsbriefe, sondern auf seine Rolle als Stadt der Königswahlen, als Krönungsstadt der Kaiser und Aufbewahrungsort des „Reichsgrundgesetzes“ der Goldenen Bulle von 1356. Im Kampf um politischen Einfluss im 19. Jahrhundert war dieses bewusst geltend gemachte reichsstädtische Erbe von großer Bedeutung: Frankfurt blieb im Deutschen Bund (1815–1866) zusammen mit Hamburg, Bremen und Lübeck „Freie Stadt“, d. h. „unmediatisiert“, und hatte als Sitz des Bundestags und als Zentralort der Revolution von 1848/49 die Funktion einer latenten Bundeshauptstadt gewonnen. Noch im 20./21. Jahrhundert stellte die Erinnerung an die Reichsstadtzeit mit dem „Römer“, dem Kaisersaal und der Kaisergalerie den Kristallisationskern einer historisch begründeten Identität und damit einhergehend eine Tourismusattraktion der Rhein-Main-Metropole dar. Weniger Fortüne mit der Nutzung seiner reichsstädtischen Tradition hatte Wetzlar, das ab 1689 Sitz des aus Speyer geflüchteten Reichskammergerichts war, an dem der junge Goethe 1772 ein juristisches Praktikum absolvierte. Vergeblich machte Wetzlar seinen Sonderstatus als „einstige Hauptstadt des deutschen Rechts“ geltend, um in Anlehnung an Frankfurt der Mediatisierung (1802/03 ff.) zu entgehen oder im Deutschen Bund und während der Revolution von 1848/49 Sitz des Bundes- bzw. Reichsgerichts zu werden. Nach dem Scheitern dieser institutionellen Ambitionen entwickelte Wetzlar seine spezifische reichsstädtische Vergangenheit zu einem eindrucksvollen sog. „weichen Standortfaktor“ weiter: einmal durch ein ausgeklügeltes touristisches Marketingkonzept, zum andern durch ein deutsch-europäisches Forschungszentrum für Rechtsgeschichte und als Sitz des Reichskammergerichtsmuseums. In der ehemaligen Reichsstadt Bad Wimpfen drängt sich das historische Erinnern vor allem durch das gut erhaltene mittelalterliche Stadtbild auf. Als „städtebaulich wenig veränderte Reichsstadt“ („Rothenburg am Neckar“) ist Geschichte im Wimpfener Alltag allgegenwärtig, die ganze Stadt stellt sich als Baudenkmal dar. Im 19. und 20. Jahrhundert haben Dichter und Maler die Stadt als romantische Idylle verklärt, mit der Wirkung, dass schon im 19. Jahrhundert geplante Abrisse am Einspruch der hessischen Landesregierung scheiterten. Konsequenterweise hat Bad Wimpfen sein spezifisches geschichtliches Erbe zur Grundlage eines lukrativen Fremdenverkehrs gemacht. Eine Sonderrolle spielen Hamburg und Lübeck, wo sich das geschichtliche Erbe der Reichsstadt und der Hansestadt konkurrierend überlagern, wobei sich die historischen Identitäten eindeutig der hanseatischen Vergangenheit zuneigen. Die reichsstädtische Vergangenheit im kollektiven Gedächtnis eidgenössischer Städte stellt eine weitere Besonderheit dar. Die Bedeutung der Reichsfreiheit der schweizerischen Städte wird – anders als in Deutschland – schon in der frühen Neuzeit, d. h. vor der Zäsur von 1802/06, unter der Fragestellung untersucht, wann und wie diese Städte ihre Verbindung zum Reich lockerten (1495), schließlich ganz aufgaben (1648)

und von der freien Reichsstadt zur souveränen Republik wurden. Dabei ist bemerkenswert, dass sich z. B. Bern noch 1640 zum Reich bekannte und mit der Reichsfreiheit seine Autonomie und seine Landesherrschaft über andere Orte legitimierte, umgekehrt jedoch die aus der Reichsreform von 1495 dem Reich gegenüber entstandenen finanziellen und organisatorischen Pflichten ablehnte. Unter dem Titel „Die entfremdete Vergangenheit der böhmisch-deutschen Reichsstadt Eger“ wird schließlich der Sonderfall eines „Gedächtnisverlusts“ aufgrund des erzwungenen Austauschs der Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg beschrieben. Ein Stadtbild, das eine „große Vergangenheit“ in einer „dürftigen Gegenwart“ wachruft und einer identitätslos gewordenen Kommune als Kulisse für das „langsame, mutige Sterben im Schoße eines einträglichen Tourismus“ dient.

Insgesamt zeigt der Sammelband einen eindrucksvollen Querschnitt unterschiedlicher reichsstädtischer Erinnerungskulturen und vielfältiger Möglichkeiten einer Instrumentalisierung lokaler Geschichte für die jeweilige Gegenwart. Für alle, die sich mit dem Nach- und Weiterwirken von Geschichte und dem Spannungsverhältnis von Kontinuität und Wandel befassen, verspricht der Band eine spannende Lektüre. Und zweifellos vermittelt die vergleichende Fragestellung auch neue Impulse für die Erforschung der Reutlinger Stadtgeschichte.

Wilhelm Borth

Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur. Hrsg. von Werner Konold und Johanna Regnath (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Bd. 81). Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014. 267 S., zahlr. Farbabb., 19,95 Euro.

Die Herausgeber, Werner Konold, Leiter des Instituts für Landespflege an der Universität Freiburg, und Johanna Regnath, Geschäftsführerin des Alemannischen Instituts, legen die Beiträge einer in Endingen 2011 stattgehabten Tagung über „Militärische Schichten der Kulturlandschaft“ vor. Es geht, so ist im Vorwort zu lesen, dabei um zweierlei: Die besondere naturräumliche Prägung einzelner „Ökotope“ und ganzer Naturräume durch vergangene militärische Nutzung sichtbar zu machen sowie eine „Erinnerungskultur“ im Umgang mit dem Militärischen zu befördern, ganz im Sinne des Themas des deutschlandweiten Denkmaltages von 2013 „Unbequeme Denkmale“. Denn, so Konold resümierend, „Wir laufen Gefahr, unbequeme landschaftliche Elemente zeitgenössisch nicht adäquat einzuschätzen.“ (S. 38).

Die zwölf Einzelbeiträge befassen sich nun mit den verschiedensten Hinterlassenschaften für Angriff und Verteidigung, angefangen von vorgeschichtlichen Ringwällen bis hin zu aufgelassenen Anlagen des Kalten Krieges. Hier in einem Atemzug den viel bemühten Begriff „Erinnerungskultur“ zu verwenden, ist vielleicht nicht in jedem Fall sinnvoll, denn man wird kaum über

Bauten und Anlagen vor dem 20. Jahrhundert als in diesem Sinn „unbequeme Denkmäler“ sprechen. Die Frage ist weiter, ob angesichts dieser inhaltlichen Spanne das Militärische überhaupt das geeignete Analyseinstrument darstellt – werden doch frühneuzeitliche Stadtbefestigungen ebenso wie die Bunker des Westwalls erst durch ihren jeweiligen zeithistorischen Kontext und weniger durch doch eher weitläufige militärische Bezogenheiten sinnvoll interpretierbar.

Betrachtet man die Beiträge im Einzelnen, zeigt sich indes die große Qualität des reich bebilderten Bandes, der vielfach unkonventionelle Blick auf wenig Bekanntes und Entlegenes bietet. Rita Mohr de Pérez berichtet über die wohl größte militärische Hinterlassenschaft Mitteleuropas im Landkreis Teltow-Fläming südlich von Berlin, in dem Versuchsanlagen, Kasernen, Truppenübungsplätze und Infrastruktur von der Kaiser- bis zur sowjetischen Besatzungszeit die Landschaft prägten und bis heute bestimmen. Die Bemühungen vor Ort, die Kenntnis über die Entstehung und Bedeutung der einzelnen Anlagen zu vermitteln und dadurch ein Erhaltungs- und Nutzungskonzept zu entwickeln, sind beeindruckend. – Dem Rez. allerdings drängt sich im gleichen Atemzug die Frage auf, weshalb das südwestdeutsche Gegenstück, der nunmehr seit über zehn Jahren aufgelassene Truppenübungsplatz Münsingen, für den genau diese Überlegungen bereits intensiv angestellt wurden und für den unter dem Dach des Biosphärengebiets Schwäbische Alb durchaus bemerkenswerte Ergebnisse erzielt werden konnten, nicht in einem vergleichenden Beitrag herangezogen wurde. Ein Beispiel für eine muster-gültige Inventarisierung neuerer militärischer Anlagen liefern Thomas Bitterli-Waldvogel und Silvio Keller für die Schweiz (S. 83–102).

Ein Schwerpunkt des Bandes, der sich räumlich in erster Linie mit dem Land am Oberrhein befasst, stellen die frühneuzeitlichen Festungsbauwerke im Schwarzwald und in den oberrheinischen Städten dar. Mit Blick auf die zeitgleichen Schanzanlagen unweit des Roßbergs bei Gönningen ergeben sich auch für Leser aus dem Reutlinger Raum interessante Einblicke.

Zeitgeschichtliche Hinterlassenschaften werden, abgesehen von dem schon genannten Beitrag aus Brandenburg, in den Aufsätzen von Michael Bruder, Jutta Klug-Treppe und Gitta Reinhardt-Fehrenbach über die Hinterlassenschaften des Westwalls behandelt, der in seinen überwiegenden Teilen unter Denkmalschutz steht. Genau hier hätte den Leser allerdings eine intensivere Diskussion der zuvor (S. 43–50) genannten Kriterien interessiert, die dem militärischen Überbleibsel Denkmaleigenschaft gewähren oder auch nicht. So wird bereits im Einleitungsbeitrag Werner Konolds kurz angerissen, dass man an anderer Stelle – konkret geht es um die vom Bahnneubau Wendlingen–Ulm im Bestand bedrohten Abschussrampen des Raketenflugzeuges „Natter“ bei Kirchheim/Teck – eine Denkmaleigenschaft verneinte, die am Oberrhein anscheinend in sehr großzügiger Weise ausgesprochen wurde. Hier wäre über die begrüßenswerte heuristische Leistung der Einzelbeiträge hinaus eine

vertiefte konzeptionelle Auseinandersetzung mit dem Thema wünschenswert gewesen.

Besonderes Augenmerk auf den Zusammenhang von „Ökotope“ und vergangener militärischer Nutzung wird in dem Beitrag Manuel Jansens über „Die Bedeutung ehemaliger Befestigungsanlagen für das Stadtgrün“ (S. 197–222) gelegt. Den Historiker überrascht der Artikel zunächst durch die etwas sorglose Nutzung von Internetquellen (Wikipedia) im Anmerkungsapparat, doch zeigt Jansen dann am konkreten Beispiel der im 18.–19. Jahrhundert „entfestigten“ Städte Freiburg, Mannheim und Leipzig, wie die Bereiche aufgelassener Festungsgürtel zu bis heute bestehenden Grün- und Erholungsräumen werden konnten. Gerade im Vergleich zu Reutlingen, wo dies nach Abbruch der Stadtmauern eben nicht geschah, ist der Aufsatz von erheblichem Interesse, gibt er doch Einblick in völlig andersartig verlaufende stadtplanerische Konzepte und in eine Form der „Beschäftigung mit Grünflächenplanung“ (S. 217), lange bevor dies zur selbstverständlichen kommunalen Aufgabe unserer Tage werden konnte.

Ausgesprochen nützlich für eine erste Beschäftigung mit dem Gesamthema des Bandes ist das dem Einleitungsbeitrag Konolds angehängte Literaturverzeichnis (S. 39–41).

Roland Deigendesch

Utz Jeggle: Das Fremde im Eigenen. Beiträge zur Anthropologie des Alltags (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 115). TVV-Verlag, Tübingen 2014. 349 S., 23,- Euro.

Als Utz Jeggle im September 2009 nach langer Krankheit starb, verlor die Volkskunde einen ihrer profiliertesten Neuerer. Im Laufe seiner jahrzehntelangen Lehr- und Forschungstätigkeit hatte er eine Fülle von Texten hinterlassen, die Generationen von Studierenden, Wissenschaftlern und Museumskundlern als Inspiration für ihre eigene Arbeit in sich aufgesogen haben. Die Titel seiner Aufsätze sind ein Kaleidoskop – ein bunter Strauß der kulturwissenschaftlichen Beobachtung, Analyse und Forschungspraxis. Das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut präsentiert nunmehr die wichtigsten 15 Texte in einem Sammelband unter dem Titel „Das Fremde im Eigenen. Beiträge zur Anthropologie des Alltags“. Zusammengefasst sind sie unter den vier Oberbegriffen „Grundsätzliches“, „Erinnertes und Schwieriges“, „Körperliches und Habhaftes“ sowie „Alltägliches und Abseitiges“.

Als einer der Ersten in Deutschland beschäftigte sich Utz Jeggle mit den Methoden und dem Herangehen des Wissenschaftlers. In „Verständigungsschwierigkeiten im Feld“ (1984) hinterfragte er selbstkritisch die Anwendung des leitfragengestützten Interviews und reflektierte über die Rolle von Wissenschaft in der mündlichen Überlieferung (Oral History). Sein provokanter Leitsatz: Gesprächspartner lügen nie, sie „sagen immer etwas Richtiges“.

Parallel war es ihm ein Anliegen, auch die „offiziellen“ Quellen in öffentlichen Archiven im Blick zu behalten – Texte, Bilder und Objekte – und ihre Bedeutungsmuster stets quer und gegen den Strich zu lesen („Vom Umgang mit Sachen“, 1983).

Jeggle brachte das internationale Verstehen und die Sicht über den Tellerrand einer weitgehend hegemonialen Praxis der Betrachtung ins Selbstverständnis des Faches Volkskunde („Das Fremde im Eigenen“, 1986) – die große weite Welt der Claude Lévi-Strauss', Carlo Ginzburgs, Isaak Chivas, Pierre Bourdieu und Clifford Geertz' hielt Einzug in den gelegentlich etwas verstaubt anmutenden Seminarraum im Haspelturm des Tübinger Schlosses – seit 1934 Sitz des „Instituts für deutsche Volkskunde“ wie es zunächst genannt worden war. Vor allem Jeggles Kooperationen mit Forschern aus Paris und Straßburg waren bahnbrechend für das gegenseitige Verständnis von ethnographischer Wissenschaft, in deren Folge wegweisende Alltagsstudien im deutsch-französischen Kontext entstanden: Über die Kulturgeschichte der Pariser Parks des ausgehenden 18. Jahrhunderts, über den berühmten Museologen Georges-Henri Rivière und über französische Illustrierte der 1930er-Jahre.

Utz Jeggles Verdienst war es, dass die jüdische Geschichte nach dem Holocaust und dem verdrängenden Schweigen in der Nachkriegszeit dann in den Sechzigerjahren auf die Agenda der wissenschaftlich motivierten Volkskunde gesetzt wurde. Seine Dissertation über „Judendörfer in Württemberg“ (1969) gab den Anstoß für die Beschäftigung mit dem jüdischen Alltagsleben, dem Antisemitismus und der Shoah. Die Studie diente als Grundlage für eine Vielzahl von Forschungsarbeiten über jüdisches Leben im Südwesten und darüber hinaus. „Was bleibt? Die Erbschaft der Dorfjuden und der „Judendörfer“ (1993) rekapituliert den Erinnerungsprozess aus der Distanz eines viertel Jahrhunderts.

Mithin beschäftigte sich Utz Jeggle zeit seines Lebens mit dem Nationalsozialismus. Ihm ging es dabei um den Umgang mit der Geschichte im Kleinen, im Lokalen und Regionalen. Gemeinsam mit Studierenden forschte er über Kriegsgefangene und Fremdarbeiter (1984–1985), Heimatgeschichte des Nationalsozialismus (1986–1988) und Kriegsbilder (1989). Jeggle lieferte zudem den Anstoß zur Aufarbeitung der Verbrechen um das KZ-Außenlager Hailfingen-Tailfingen, wo während des Krieges 390 jüdische Häftlinge starben. Mit der heimatgeschichtlichen Untersuchung des Nationalsozialismus war Utz Jeggle seiner Zeit weit voraus. Bei den braven Bürgern vor Ort, die sich ihr behagliches Nest nicht braun beschmutzen lassen wollten, eckten er und seine Studenten bisweilen gehörig an – beispielhaft hierzu sehr lesenswert sind „Auf der Suche nach Erinnerung“ (1991) und „Zur Bedeutungsgeschichte der Kriegsbeute“ (1994).

Was läge näher, als die mitunter vehemente Abwehrhaltung vor der grausamen eigenen Geschichte mit einer Form der Psychopathologie zu erklären? Jeggle suchte denn auch Phänomene der Körperlichkeit („Blick ins Paradies.

Sexualität im Alter“, 2003), des Alltagshandelns wie „Scheitern lernen“ (2005) sowie „Verlieren und Finden“ (1998) im Unbewussten zu beleuchten – Jeggles hatte dazu das Pariser Fundbüro konsultiert und dort in einem Lager Tausende von Regenschirmen gesehen, für die sich niemand mehr interessierte. Hierzu berief sich der Volkskundler auf Sigmund Freuds psychoanalytisches Verfahren, das er als Deutungsmodell jener menschlichen Ausprägungen nutzte, welche sich bei oberflächlichem Betrachten einer rationalen Erklärung entzogen. Damit zusammenhängend ging es vor allem darum, Licht ins Dunkel im Umgang mit Schuld und Scham im Kontext von Geschichte und Biographie zu bringen („Inseln hinter dem Winde. Studien zum „Unbewussten“ in der volkskundlichen Wissenschaft“, 2003).

Utz Jeggles Texte sind sehr verständlich geschrieben und spannend zu lesen – die Beiträge sind ein Stück Volkskunde zum Anfassen. Insbesondere die selbstreflexiven Passagen können als ein Paradebeispiel für ein modernes – mittlerweile unzweifelhaftes – Verständnis von Wissenschaft gesehen werden. Insofern gehört „Das Fremde im Eigenen“ ins Bücherregal all jener, die heimatgeschichtlich interessiert sind, denen der kritische Umgang mit dem Nationalsozialismus eine Herzensangelegenheit ist und die zudem mehr über die Hintergründe von Phänomenen des Alltags erfahren wollen.

Ulrich Hägele

Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung. Hrsg. von Rudolf Bühler, Rebekka Bürkle und Nina Kim Leonhardt (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 49). TVV-Verlag, Tübingen 2014. 302 S., 57 Abb., 22,- Euro.

Der vorliegende Band dokumentiert das Symposium „Sprachkultur – Regionalkultur“, das vom Tübinger Ludwig-Uhland-Institut unter maßgeblicher Beteiligung der o. a. HerausgeberInnen im Rahmen des seit 2009 von Hubert Klausmann betreuten Projekts „Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg“ durchgeführt wurde. Dieses Projekt ist Teil der seit geraumer Zeit laufenden Bemühungen, den Arbeitsbereich der Mundartforschung an der Tübinger Universität wieder zu beleben und in einem neu orientierten Zusammenwirken von Sprach- und Kulturwissenschaften „neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung“ zu bearbeiten.

Von den dem Themenbereich „Sprachwahrnehmung“ zugeordneten Beiträgen sind in regionaler Hinsicht drei Artikel erwähnenswert: Nina Kim Leonhardt kommt unter dem Titel „Regional – sozial – individual: Bedeutung und Wandel subjektiver Sprachräume in Nord-Baden-Württemberg“ zu dem Schluss, dass „eine Entwicklung des Dialekts hin zu großräumigeren Regiolekten zu erkennen“ sei. Ein weiteres Ergebnis ihrer Feldstudie ist die Feststellung, dass der Dialektgebrauch nicht vom Alter der Sprecher, sondern von

ihrer sozialen Eingebundenheit in ein dialektfreundliches Umfeld abhängig ist.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Monika Fritz-Scheuplein und Almut König im Artikel „Standortbestimmung: Dialekt zwischen Selbstkritik und Selbstbewusstsein“. Der fränkische Dialekt verliere zunehmend am Arbeitsplatz an Bedeutung, während er in der Familie unverändert wichtig bleibe. Interessant ist hier die Quelle, aus der die Folgerungen gezogen werden, nämlich die an das Unterfränkische Dialektinstitut (UDI) gerichteten Anfragen, die von Laienforschern, regionalen Kulturschaffenden und Medienvertretern sowie privat Dialektinteressierten stammten. Hubert Klausmanns Studie „Regionalismen in der schriftlichen Standardsprache“ vergleicht die Akzeptanz solcher Begriffe (Bsp.: norddeutsch „Abendbrot“ – süddeutsch „Nachtessen“) bei DeutschlehrerInnen an baden-württembergischen Gymnasien und in verschiedenen Wörterbüchern und kommt angesichts der unterschiedlichen Akzeptanz bzw. Ablehnung zu dem interessanten Schluss, dass selbst die Schriftsprache eine relative Größe ist.

Im Themenbereich „Alltagssprache“ sticht dem Rezensenten der Aufsatz „Sprachalltag in Unternehmen in Baden-Württemberg – Unternehmenskultur und individuelle Sprachpraxis“ von Rebekka Bürkle ins Auge. Auf der Basis von mehrmonatigen Feldforschungsaufenthalten in drei Unternehmen der Würthgruppe stellt sie als Fazit fest, „dass Sprachalltag und Alltagssprache in Kombination von kultur- und sprachwissenschaftlichen Methoden mehrdimensional erfasst werden können“, wodurch „Untersuchungen des individuellen Sprachalltags auch der Vielschichtigkeit der Realität besser gerecht“ würden.

Der dritte Teil des Tagungsberichts ist mit „Sprache und Kultur“ überschrieben und enthält u. a. zwei bemerkenswerte Artikel mit regionalem Bezug. Rudolf Bühler vergleicht in „Dialekte im Wandel“ neu erhobenes Material mit älteren Sprachdaten und arbeitet heraus, wie sich Dialektsprecher entlang der schwäbisch-fränkischen Sprachgrenze bis heute noch an früheren politischen Grenzen orientieren. Ähnlich beleuchtet Tobias Streck in der Studie „Dynamik des Dialekts im Südosten Baden-Württembergs“ mit neuen Belegen das schon früher von Hugo Moser und Erich Seidelmann beschriebene Phänomen der deutlichen Zunahme schwäbischer Dialektmerkmale bei bodensee-alemannischen SprecherInnen („Schwabisierung“).

Die für die LeserInnen sehr nützliche Einleitung von Bernhard Tschofen und die insgesamt 14 Artikel der TagungsteilnehmerInnen dokumentieren auf eindrucksvolle Weise, wie lebendig sich das „Reanimationsprojekt des dialektologischen Arbeitsbereichs am Ludwig-Uhland-Institut“ (Tschofen) entwickelt.

Die Lektüre der gesammelten Aufsätze macht große Hoffnung, dass der Spagat zwischen den Ansprüchen der wissenschaftlichen Forschung und den hohen Erwartungen einer breiteren, sich für die Wertschätzung der Mundart

und des Dialekts als förderungswürdiges Sprach- und Kulturerbe einsetzenden Öffentlichkeit gelingt und die Ergebnisse der neu orientierten Tübinger Mundart- und Dialektforschung ihren Weg in Richtung Schule, Bildung und Gesellschaft finden.

Wolfgang Wulz

Carmen Weith: Alb-Glück. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung. TVV-Verlag, Tübingen 2014. 264 S., 16 Schwarz-Weiß-Abb., 22,- Euro.

„Alb-Glück“ – mit dem Versprechen auf die Erfüllung menschlichen Wunschs betitelt die Tübinger Kulturwissenschaftlerin Carmen Weith ihre Dissertation „Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung“. Damit nimmt sie bereits vorweg, was Menschen des frühen 21. Jahrhunderts in einer Landschaft wie der Schwäbischen Alb suchen und finden. Diese wie selbstverständliche Verknüpfung von Natur und Glückserfahrung ist natürlich alles andere als selbstverständlich. Als Christoph Heinrich Pfaff, Student und junger „Weltbürger“, sich 1792, angestachelt von Natur- und Weltneugier, das schwäbische Mittelgebirge erwanderte, musste er sich am Fuße des Roßbergs gegenüber Einheimischen noch dafür rechtfertigen, dass sein Aufenthalt auf der Alb weder Nutzen noch Zweck verfolge, sondern allein durch interesseloses Wohlgefallen an der Natur motiviert sei – dieser, wie er befand, „nie versiegenden Seligkeitsquelle“. Jene Alb-Natur nämlich, die für den städtischen Bürger Erfüllung verheißt, präsentierte sich für die Landleute, die in und von ihr leben mussten, zuallererst als eine karge, geizige, unwägbare und meist wenig wohlgesonnene Natur, in jedem Fall als eher unwirtlicher Raum schwieriger materieller Daseinsbewältigung.

Ganz anders zeigt sich seither dasselbe Mittelgebirge im Auge derjenigen, die eben nicht in Abhängigkeit an die Alb-Natur gefesselt sind, sondern sich dieser Landschaft aus Distanz nähern. Distanz und Emanzipation waren ohnehin die Voraussetzungen ästhetischer Naturwahrnehmung, wie schon Wilhelm Heinrich Riehl lange vor Joachim Ritters Kompensationsthese in seiner Studie über „Das landschaftliche Auge“ am Beispiel des Waldes vermerkte – „ein landschaftliches Auge für denselben gewannen die Menschen erst, als sie aus dem Walde herausgekommen, als sie ihm fremder geworden waren und er selber zu verschwinden begann.“ In der Geschichte der Entdeckung der Natur und ihrer Wiederverzauberung als Raum sinnlichen Genusses und ästhetischer Erfahrung übernahm fraglos der Sehsinn die prominenteste Rolle. Das Auge dringt am weitesten hinaus in die Welt, überwindet die physische Begrenzung des Individuums und kolonisiert die Welt. Der Dominanz des Sehens folgend, spielte denn in einer Kulturgeschichte der Natur die Landschaftsmalerei die Rolle einer Schule des Sehens und modellierte nachhaltig moderne Blickweisen auf eine schöne Natur, welche nun als solche relevant für die „Glücksbedin-

gungen menschlichen Daseins“ (Martin Seel) und Schauplatz gelingenden Lebens werden konnte.

Dieser Dominanz des Sehnsinns geschuldet ist aber auch die Vernachlässigung der übrigen Sinne und des menschlichen Restkörpers. Die menschliche Leib-Natur erscheint nicht nur im Alltagsbewusstsein als vermeintlich „unkultiviert“, sondern wurde auch von einem ansonsten zeitweise lebhaften kulturwissenschaftlichen Interesse an Mensch-Natur-Beziehungen weithin vernachlässigt. Wenn hier also massiver Nachholbedarf besteht, leistet Carmen Weith mit ihrer Studie zur sinnlichen Naturaneignung und zur Emotionalität von Mensch-Natur-Beziehungen einen wichtigen Beitrag. Es geht in dieser Dissertation um eine Ethnographie des Sinnlichen. Um die Anziehungskräfte der Alb als Naturraum und Kulturlandschaft verstehen zu können, führte die Autorin in ethnographischer Absicht zunächst Interviews mit 20 Personen, suchte die Erzählungen über Zusammenhänge zwischen Naturräumen und -träumen durch Piktogramme, Bilder und Kartographie zu stimulieren. Danach erfuhr die Zusammenarbeit mit fünf Personen Intensivierung durch „bewegte Interviews im Feld“, gemeinsame Wanderungen u. a., um schließlich in einer gemeinsamen Reflexionsphase abgeschlossen zu werden.

Die Zusammensetzung der Teilnehmer der Studie mag etwas irritieren. Dies liegt weniger an der Heterogenität der beteiligten Personen (Landwirtin, Erlebnispädagogin, Waldkindergärtnerin, Schamanin, Teilnehmer von Goa-Partys, dichtender Wanderer, Kletterer, Segelfliegerin u. a.), unter denen vergebens der längst zum Stereotyp gewordene heimische „Äbler“ wie auch der klassische Albwanderer aus der Stadt gesucht werden. Kopfzerbrechen bereitet vielmehr, dass hier Menschen zusammenkommen, die sich in maßgeblichen Punkten unterscheiden: Für die einen ist die Landschaft Lebenswelt, alltäglicher Lebensraum, für die anderen Gegenwelt, Fluchtpunkt, außeralltäglicher Ort zweckfreier Aufenthalte. Aber etwaiger Kritik an der empirischen Basis nimmt die Autorin vorgreifend schon selbst die Luft aus den Segeln. Repräsentativität sei mit dieser Auswahl ohnehin nicht angestrebt worden, wenn es um die Einblicke in das individuelle Erleben von Empfindungen im „gelebten Raum“ gehe. Viel wichtiger sei deshalb im Forschungsprozess, der auf ein erfahrungsorientiertes Verstehen zielt, die intensive qualitative Begleitung der Beforschten bei ihren Aufenthalten auf „ihrer“ Alb. In dieser Verdichtung durch Eröffnungsgespräche und „bewegte Interviews“ im Feld, gemeinsame Wanderungen, der Arbeit mit Karten, Fotos und Piktogrammen sowie abschließenden Experteninterviews wurden denn auch unzweideutig gemeinsame Muster des Alb-Erlebens deutlich. So zeigte sich, dass die je persönlich und individuell angeeigneten Räume des Erlebens mit einer kollektiven Vorstellung einer verbindlich konturierten Alb mit spezifischen Eigenschaften und Qualitäten korrespondierten.

In ihrem Buch legt die Autorin, wenn es um Zusammenhänge zwischen Räumen, Ortsatmosphären und Glückserleben geht, zunächst das Fundament

mit einem Emotionskapitel. Danach werden ausführlich die besonderen methodischen Herausforderungen erörtert, wenn es darum ging, sinnliche Erfahrung als sinnhaftes Erleben verstehen zu wollen. Schließlich widmet sie sich der Schwäbischen Alb als „Raum“ und meint damit all die das Erleben und die Erfahrung konstituierenden Einflüsse – so auch den in Literatur und Malerei geprägten „Mythos Alb“, der die Seh- und Erlebenserwartungen genauso vorprägt wie die anderen Praktiken und Bilder, die den Naturraum in eine kulturell codierte Landschaft verwandeln.

Es folgt ein schlicht mit „Natur“ überschriebenes Kapitel, in der sowohl Natur-Kultur-Diskurse reflektiert wie Naturvorstellungen der Beforschten rekonstruiert werden. Sympathisch stimmt, dass Weith, wenn es um die konstituierenden Parameter von Naturerfahrung geht, nicht in sozialkonstruktivistische Schiefelage gerät, sondern dezidiert und unaufgeregt die Wechselbeziehungen zwischen jenen räumlichen Gegebenheiten, die auch ohne menschliches Zutun existieren, und die soziokulturelle Prägungen des Naturerlebens ausbalanciert. Sodann steht mit „Wahrnehmung“ die Vermittlungsebene zwischen Welt und Individuum zur Diskussion, der Körper und seine Sinne als Instrumente der Erfahrung. Es geht um körperliches Erleben – Gehen, Schauen, Riechen, Hören, Wandern, Klettern, Tasten, Schmecken . . . All diese Aneignungs- und Erlebensformen der Natur münden in der Erfahrung von Ich- und Weltgenuss und die Schwäbische Alb eröffnet den räumlichen Rahmen für Erfahrungen, die im Alltag sonst nicht möglich sind.

Diese Erörterungen werden schließlich im Schlussakkord des letzten Kapitels „Die emotionale Topographie der Alb“ gebündelt. Hier wird noch einmal aufgezeigt, wie das Suchen und Finden der individuellen Bedeutungslandschaften doch gemeinsamen Mustern und Topoi folgt. Es ist der Versuch, in der „schönen“ Natur, „droben“ auf der Alb, etwas zu finden, das im Alltag wenig Raum und Zeit erhält, sondern eben nur „im Freien“. So besehen mögen die Aufenthalte auf der Alb als kleine Fluchten erscheinen und die Natur als außeralltägliche Gegenwelt. Die Diagnose der Weltflucht freilich wäre viel zu kurz gegriffen und die Autorin ergänzt denn auch sogleich, dass sie in der Deutung des Strebens nach dem Schönen in der Natur keiner „defizitorientierte(n) Lesart“ folgen wolle, sondern die Existenz der Natur und die sinnliche Auseinandersetzung mit ihr als Voraussetzung und Bedingung „für das Projekt des guten Lebens“ sieht. Wenn es also diese karg-herbe, raue Landschaft auch für die „Älbler“ der vergangenen Jahrhunderte selten genug gewesen sein mochte, nicht erst seit heute ist die Schwäbische Alb ein Möglichkeitsraum für das gute Leben.

Friedemann Schmoll

Metzingen. Vom Marktflücken zur Outletstadt. Hrsg. von der Stadt Metzingen. Mit Beiträgen von Jörg Biel, Rolf Götz, Angelika Hauser-Hauswirth, Christine Krämer, Rudolf Renz, Peter Rogosch, Andreas Schmauder und Walter Veit. Michael Imhof Verlag, Petersberg 2013. 736 S., zahlreiche, überwiegend farbige Abb., 35,- Euro.

Wer heute nach Metzingen kommt, sieht ein Warenangebot aus einem internationalen Sortiment, nachgefragt von Kundenmassen aus aller Herren Länder, die durch das Outletareal flanieren. „Was ist Metzingen? Was war Metzingen? Und was mag Metzingen wohl in Zukunft sein?“ Oberbürgermeister Ulrich Fiedler macht in seinem Geleitwort die große historische Perspektive auf: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Solche Fragen wirft die gegenwärtige Situation auf, und es bleibt spannend, ob die geschichtliche Betrachtung etwas zur Klärung beitragen kann.

Auf 736 Seiten legt ein Team um Stadtarchivar Rolf Bidlingmeier auf der Basis intensiver Quellenrecherche eine detailreiche Darstellung der Metzinger Stadtgeschichte vor, in der auch der Blick auf das große Ganze zu seinem Recht kommt. Wer sich für die historische Entwicklung dieser Gemeinde, aber auch des ganzen Landes interessiert, wird an diesem Werk seine Freude haben. Die Quellen sind sauber und nachvollziehbar nachgewiesen, inhaltlich werden auch die letzten 50 Jahre nachgezeichnet. Außer einer chronologischen Anordnung werden die für die Gemeinde kennzeichnenden Themen Industrialisierung und Weinbau besonders bearbeitet. Die Quellengrundlage lieferten zumeist das Stadtarchiv Metzingen sowie die staatlichen Archive.

Die Vor- und Frühgeschichte wird von Jörg Biel beschrieben. Die ersten Ansiedler kamen im Zuge der allgemeinen Besiedlung in vorgeschichtlicher Zeit in die Gegend. Heute findet man noch Reste von Gräbern ab der Jungsteinzeit als erste Relikte einer menschlichen Besiedlung. Die archäologischen Untersuchungen erbrachten Funde, die weit über die Vor- und Frühgeschichte hinausreichen. Die Analyse eines 1993 erforschten Eisenverhüttungsplatzes aus dem 11./12. Jahrhundert weist auf eine sehr frühe Anwendung einer außergewöhnlichen Herstellungsweise von Eisen hin.

Es folgen, chronologisch geordnet, Kapitel vom Mittelalter bis zur heutigen Situation als Große Kreisstadt. Können sie erklären, wie Metzingen zu dem wurde, was es heute ist? Nach überwiegend quellenarmer Zeit ist die Entwicklung im späten Mittelalter (Rolf Götz) durch das Streben der Württemberger gekennzeichnet, die ganze Siedlung in ihre Hand zu bekommen, was 1317 gelingt. Im 16. Jahrhundert wurden die Einwohner Teil der großen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. In Metzinger Häusern trafen sich Mitglieder des „Armen Konrad“, stellten Forderungen (S. 95) und erhielten letztlich einen „Vertrags- und Freyheitsbrief“, in denen ihnen einiges zugestanden wurde.

Ein besonderes Kapitel ist dem Weinbau gewidmet (Christine Krämer), erstaunlich genug bei einem „Geschmack zwischen Honig und Essig“ (S. 115). Noch heute sind die Keltern eines der Wahrzeichen der Stadt. Der Weinbau blühte im 16. Jahrhundert und erfuhr durch den Dreißigjährigen Krieg einen starken Einbruch. Die Hebung der Qualität war das Ziel der „Gesellschaft für die Weinverbesserung“ im 19. Jahrhundert. Die Linie wird schließlich ausgezogen bis zu den neuesten Tendenzen des Anbaus im „Biosphärengebiet Schwäbische Alb“. Rolf Bidlingmaier ist mit verschiedenen Beiträgen vertreten, beginnend mit dem 17. Jahrhundert. Hier startet der Ort als „stattlicher Marktflecken“ (S. 177), dauernd aber durch Tod und Verderben gefährdet, zuerst durch Pestepidemien, dann durch den Dreißigjährigen Krieg. Dem Autor gelingt es hierbei, die Auswirkungen des Krieges auf Württemberg mit der Ortsgeschichte zu verknüpfen.

Immer wieder tritt die wirtschaftliche Entwicklung in den Mittelpunkt, Schauplatz ist der Markt, der auch zum Austragungsort eines Konfliktes zwischen Urachern und Metzingeren wird. Die Gäste hatten wohl, lange vor dem Outletboom, versucht, den Standortvorteil Metzingers zu nutzen, und wollten für ihre Angebote Standgeldfreiheit, was natürlich nicht einfach gewährt werden konnte. Der Stadtarchivar zeigt in diesem und seinen folgenden Beiträgen seine Kenntnisse und die Fähigkeit, die allgemeine und die örtliche Geschichte souverän zu vernetzen. Zur Sprache kommen dabei die „Kirche und Schule zwischen Pietismus und Aufklärung“, „Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse“ und die Zusammenfassung „Metzingen am Ende des 18. Jahrhunderts“. Die Entwicklung des Orts zu seiner heutigen speziellen Bedeutung thematisiert das Kapitel „Industrialisierung in Metzingen. Von der Tuchfabrik zum Trendsetter Hugo Boss“ (S. 276–283). Als Grundlage kann die gewerbliche Entwicklung im 18. Jahrhundert betrachtet werden, durch die der Ort das Zentrum des Wollgewerbes im Oberamt Urach wurde. Zu dieser Zeit formulierte Gottlieb Friedrich Rösler indes noch: „Es ist billig, diesen Marktflecken als ein Beyspiel eines gewerbsamen Ortes anzuführen.“ (S. 279). Die Modernisierung nahm Fahrt auf durch die Umstellung auf die fabrikmäßige Produktion, dazu wurden z. B. weitgehend die Mühlen an der Echaz umgewandelt, um die Wasserkraft nutzen zu können. Die wirtschaftliche Struktur war lange geprägt durch Klein- und Mittelbetriebe. Die Eingriffe der großen Politik werden anhand der Auswirkungen des Nationalsozialismus deutlich. Der Leser kann nachvollziehen, was Ausrichtung auf Kriegsindustrie bedeutet, Arisierung, Zwangsarbeit und ebenso, dass es Gewinner und Verlierer in dieser Entwicklung gab (S. 321–325).

Nach den Stichworten Währungsreform und Wirtschaftswunder folgt die Erfolgsgeschichte der Firma Hugo Boss gegen den Trend der herrschenden Strukturkrise (S. 329–335). Die Linie führt bis zur Gegenwart und endet mit der Einführung des Fabrikverkaufs als Kern beim eigentlichen Kennzeichen des heutigen „Metzingen als Marke“ (335): Die Outletcity im 21. Jahrhundert.

Auch im nächsten Artikel „Metzingen im Kaiserreich“ arbeitet Bidlingmaier den Zusammenhang von Zeitgeist, politischer Entwicklung und lokaler Geschichte heraus. Mit Blick auf die politische Geschichte beginnt er 1870. Das politische Leben der Zeit wird von Parteien und tüchtigen Stadtschullehrern geprägt. Mit detaillierten Hinweisen wird die Entwicklung einer modernen Infrastruktur aufgezeigt: Der Ausbau des Bahnhofes, die ersten Automobile und die entsprechenden Begleiterscheinungen, auch das erste elektrische Licht als Bestandteil des technischen Fortschrittes. Breiter Raum wird der schulischen Entwicklung gegeben.

Angelika Hauser-Hauswirth beschäftigt sich mit „Metzingen im Königreich Württemberg“. In diese Zeit fällt die Stadterhebung im Jahr 1831, ein wesentlicher Schritt, den die Zünfte beantragten. Begründet wurde der Antrag mit wirtschaftlichen Vorteilen. Die Stadterhebung kann als wesentlicher Baustein für die heutige Prosperität angesehen werden. Bereits im 19. Jahrhundert kann eine städtische Entwicklung festgestellt werden, im bürgerlichen Leben ebenso wie beim Bau eines Krankenhauses und vielem mehr. – „Aus dem Marktflücken wird eine gewerbereiche Stadt“ (S. 237). In ihrem zweiten Beitrag nimmt sich die Autorin die turbulenten 27 Jahre vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges vor. Die Gemeinde musste auf viele Herausforderungen reagieren, Umbruch im November 1918, Grippeepidemien, Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit und schließlich die Herrschaft des Nationalsozialismus. Aus diesem hochinteressanten Kapitel kann wegen des Umfangs hier natürlich nur anekdotisch zitiert werden, etwa ein Beispiel für kirchlichen Widerstand. Es wird gezeigt, wie es der evangelischen Kirchengemeinde gelingt, die Kirchensteuer von dem zahlungsverweigernden Parteifunktionär Dr. Klett einzutreiben. Der detailreiche Artikel bietet für jeden Interessierten eine Fülle von Anschauungsmaterial, man denke nur an den Schulunterricht, der hier auf einen reichhaltigen Fundus zurückgreifen kann.

Mit Gewinn liest man auch das nächste Kapitel „Das Wirtschaftswunder bringt Wohlstand für alle“. Rudolf Renz stellt darin den Neuaufbau nach dem „Umsturz“ 1945 dar, bewusst werden die verschiedenen Dimensionen dieses Begriffs eingesetzt. Geschickt wird die allgemeine Geschichte mit den lokalen Ereignissen verbunden. Da Renz aus detailreichem Wissen schöpfen kann, gelingt es dem Autor, die Situation der Bevölkerung anschaulich darzustellen. Bei der Entnazifizierung werden auch Namen genannt, so begegnet dem Leser wieder Studienrat Dr. Klett, der bereits im vorigen Kapitel eine Rolle spielte, diesmal als Bestrafter. Detailliert werden der demokratische Neubeginn und dessen führende Köpfe vorgestellt, ebenso die entstehende Parteienlandschaft. Die „Umerziehung der Jugend in einem neuen Schulsystem“ (S. 499) weist in die Zukunft, angesichts der oft beklagten Verwahrlosung in den Nachkriegsjahren keine kleine Herausforderung. Unter welchen Rahmenbedingungen dies stattfand, zeigt der Hinweis aus dem Winter 1946/47, in

dem die Raumtemperatur wegen fehlenden Heizmaterials 16 ° Celsius nicht überschreiten durfte.

Das Kapitel „Konjunktureller Aufschwung und städtisches Wachstum“ (S. 502) bietet bereits anhand des Bildmaterials eine Fülle Anschauungsmaterial. Der Ausgangspunkt war alles andere als rosig, das zeigt die realitätsnahe Schilderung des Alltags (S. 502), der von Kohleheizung in den Zimmern und Pferdeäpfeln auf der Straße geprägt war. Nachgezeichnet werden nun Fabrikgründungen und -erweiterungen, das Ansteigen des Durchschnittseinkommens und des Lebensstandards. Für das Unterkapitel „Die Aufnahme der Heimatvertriebenen“ konnten noch Zeitzeugen befragt werden, das trägt positiv zur Konkretisierung bei.

Sehr sinnvoll sind die ausgekoppelten biografischen Zusammenfassungen, hier werden Grundzüge und Ambivalenzen der Zeit deutlich, z. B. bei dem Lebenslauf von Otto Dipper. Er war einerseits aktiv in der NSDAP, aber auch andererseits entscheidend beteiligt an der Rettung Metzings vor der Zerstörung, schließlich als Bürgermeister ab 1955 verantwortlich für den Wiederaufbau (S. 513).

Das Kapitel klingt aus mit „Neue Kirchen für neue Kirchengemeinden“, an dessen Anfang der erstaunliche Satz steht: „Metzingen ist die zweitfrömmste Gemeinde in Württemberg“. Auch das religiöse Leben wird durch die Folgen des Krieges, insbesondere die Bevölkerungszunahme und -umschichtung beeinflusst. Sowohl das evangelische als auch das katholische Kirchengebäude reichte nicht mehr aus und es mussten neue Lösungen gefunden werden.

Das Metzingen, wie es uns heute vor Augen steht, wird in dem Kapitel „Die Große Kreisstadt Metzingen auf dem Weg zur Outletcity. Entwicklungslinien von den 1980er-Jahren bis zur Gegenwart“ von Peter Rogosch und Walter Veit behandelt. Gegliedert nach den Amtsperioden der Oberbürgermeister, werden die städtischen Entwicklungslinien dargestellt, dazu gehören die Schulen, die Infrastruktur und natürlich die Entscheidungen im Hinblick auf das Outletareal. Berücksichtigt werden auch die neuen Teilorte Neuhausen und Glems. Zum Abschluss des Bandes kommen Bildung, Kultur, Sport und Kirchen noch einmal zu ihrem Recht.

Aufwendig, interessant und hilfreich sind durchgehend die Bilder von Urkunden und Karten, die die Einsichten verdeutlichen. Da die Anmerkungen den einzelnen Kapiteln zugeordnet sind, folgen im Anhang „nur noch“ die allgemeinen nützlichen Verzeichnisse, Statistiken, Literatur und auch die notwendigen Formalien.

Dem Team ist es gelungen, den Metzingerinnen und allen Interessierten ein äußerst profundes, sehr ansprechend gestaltetes Werk vorzulegen. Es bietet viele Antworten auf die Fragen nach den Grundlagen für die heutigen Besonderheiten der Stadt, für ihr Wohlergehen und die Formen ihres sozialen Lebens, eben, wie und warum Metzingen zu dem wurde, was es heute ist.

Roland Wolf

Christoph Knüppel (Bearb.): Gustav Landauers Briefe an Clara Tannhauser 1892 (Documenta suevica. Quellen zur Regionalgeschichte zwischen Schwarzwald, Alb und Bodensee, Bd. 22. Hrsg. von Irmtraud Betz-Wischmath). Edition Isele, Konstanz 2013. 276 S., 14 Schwarz-Weiß-Abb., 25,- Euro.

Das Mädchen von der Alb und der Anarchist Landauer – dieser jungen Liebe war kein gutes Ende beschieden. Zu weit waren in den 1890er-Jahren die Lebensmodelle voneinander entfernt, die die beiden heimlich Verlobten prägten. Die eine, Clara Tannhauser, lebte mit ihrer traditionell-jüdischen Viehhändlerfamilie in Buttenhausen, während sich der 24-jährige jüdische Schriftsteller und sozialistische Freidenker Gustav Landauer (1870–1919) im umtriebigen Berlin zunehmend radikalisierte. Die gemeinsamen Wurzeln – auch die Familie Landauers stammte ursprünglich aus dem Dorf im Lautertal – waren keine ausreichende Basis für eine dauerhafte gemeinsame Zukunft.

Auch wenn das Ende bereits zu Beginn absehbar ist – der Briefwechsel der Liebenden liest sich spannend und unterhält ganz nebenbei auch den regional bewanderten Leser mit Schilderungen von Erlebtem vor Ort. Zwischen Buttenhausen und Berlin bzw. Urach, wo sich Gustav Landauer eine Weile aufhielt, gingen von April bis November 1892 zahlreiche heimliche Schreiben hin und her. Erhalten geblieben sind dabei allerdings nur die Briefe Landauers. Was die 20-jährige Clara schrieb, ging verloren, klingt aber in den Zeilen Landauers immer wieder an.

Wie ein roter Faden ziehen sich die Überredungsversuche Landauers, der seine Verlobte nach Berlin will, durch das in blaues Leinen gekleidete Buch. Doch die junge Frau erhört ihn nicht. Für sie war es offensichtlich weder vorstellbar, ihr Dorf zu verlassen, noch die Erwartungen ihrer konservativen, traditionell eingestellten Familie zu enttäuschen.

„Mich erfüllt nur ein Gefühl und das ist das des Ekels und des Abscheus.“ – Dieser Satz stammt aus der Feder Clara Tannhausers. Denn tatsächlich ist doch ein einziger Brief von ihr erhalten geblieben. Es ist das Schreiben, das den Briefwechsel abrupt beendet. Tief verletzt antwortete die junge Frau auf die Zeilen Gustavs, der ihr das Ende ihrer Beziehung mitteilte. Er hatte den Glauben daran verloren, dass Clara sich je zu ihm bekennen würde und hatte zudem in Berlin eine andere Frau kennengelernt, bei der er sich mit seinen Ansichten besser verstanden fühlte.

Der Reiz des vorliegenden Bandes macht sicher aus, dass die Grenzen verschwimmen zwischen privatem Erleben und Empfinden sowie den politischen und philosophischen Ideen Landauers, der gerade an seinem ersten, von Nietzsche inspirierten Roman schreibt.

Dem von dem Landauer-Fachmann Christoph Knüppel edierten Briefwechsel geht eine kenntnisreiche Einleitung des Bearbeiters voraus, die dem Leser Zusammenhänge und Hintergründe veranschaulicht. Eine ausführliche

Kommentierung sowie zeitgenössische Fotografien der beiden Verliebten und ihres (familiären) Umfelds in Buttenhausen runden den spürbar mit großer Sorgfalt erarbeiteten Band der vom Zweckverband OEW finanzierten Reihe „Documenta suevica“ ab.

Andrea Anstädt

Auf Spurensuche – Geschichten von Kleindenkmalen im Landkreis Esslingen. Hrsg. von Norbert Häuser und Manfred Waßner (Geschichte und Gegenwart im Landkreis Esslingen, Bd. 1). Esslingen 2012. 240 S., ca. 241 überwiegend farbige Abb., 18,50 Euro.

Im Jahr 2001 startete in Baden-Württemberg das Großprojekt „Dokumentation der Kleindenkmale“. Den Impuls zu diesem Projekt gab der Schwäbische Heimatbund, und bald beteiligten sich auch der Schwäbische Albverein, der Schwarzwaldverein und die Gesellschaft zum Schutz der Kleindenkmale, die eine hauptamtlich besetzte Stelle für die Koordination dieses umfangreichen Projektes zusammen finanzierten. Heute gehört die Stelle organisatorisch zum Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen und wird auch von dort finanziert.

Als überschaubare Gebiete für die Erfassung der Kleindenkmale boten sich die Landkreise an, wobei jeweils dem Kreisarchiv die Aufgabe zufällt, das Projekt zu begleiten, unterstützt von einem oder zwei ehrenamtlichen Koordinatoren. Das Projekt baut auf das Ehrenamt und deshalb werden in jedem Landkreis Mitglieder der genannten Vereine sowie weitere Interessierte mit Ortskenntnis zur Mitarbeit aufgerufen. Anleitung und ständige Ansprechpartnerin während des gesamten Projekts ist Martina Blaschka vom Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen. Bislang haben 21 der 35 Landkreise sowie zwei Stadtkreise an dem Projekt teilgenommen, von 2009 bis 2012 auch der Landkreis Esslingen.

Kleindenkmale suchen, entdecken, fotografieren und beschreiben – das ist die Aufgabe der Ehrenamtlichen, die insgesamt wohl bald an die 100.000 Kleindenkmale aufgespürt und dokumentiert haben. Die Dokumentationen werden im Landesamt für Denkmalpflege und bei den Kreisarchiven gespeichert. Um die Ergebnisse jedoch einem größeren Publikum bekannt zu machen, haben bisher alle teilnehmenden Landkreise zum Abschluss des Projekts ein Buch herausgegeben, das die schönsten, seltensten oder originellsten Kleindenkmale in Text und Bild vorstellt.

Bei diesen Publikationen handelt es sich teils um Bildbände mit großformatigen Bildern, die man gerne im Sessel daheim anschaut und sich dabei in die Bilder und Texte vertieft. Immer häufiger erscheinen aber auch handliche Bändchen, die leicht im Rucksack oder im Handschuhfach mitgeführt werden können und dazu anregen, bei Wanderungen oder Fahrten durch die Region gerade auf diese „kleinen Dinge am Wegesrand“ zu achten.

Hatten die einen Herausgeber die einzelnen Kleindenkmalgattungen als Gliederungskriterium gewählt und sie mit den besten Beispielen aus verschiedenen Gemeinden belegt, gingen andere gemeindeweise alphabetisch vor und zeigten jeweils die schönsten Objekte aus der betreffenden Gemeinde. Dabei können bei knapp gehaltenen Texten recht viele Denkmale gezeigt werden.

Der Band, den nun der Landkreis Esslingen herausgebracht hat, unterscheidet sich in verschiedener Hinsicht von den bisher erschienenen Veröffentlichungen über die Kleindenkmale. Im stattlichen Format von 26,5 x 22,5 Zentimetern hat er durchaus sein Gewicht. Auch der vordere Buchdeckel, der kein Kleindenkmal, sondern die Inschrift eines Grabmals zeigt, lässt bereits ahnen, dass in diesem Buch eher die Geschichten, die sich um ein Kleindenkmal ranken oder sich an ihm festmachen lassen, im Mittelpunkt stehen als die Kleindenkmale selbst. Die Esslinger Publikation hat allerdings auch eine etwas andere Zielrichtung als die Kleindenkmalbücher anderer Landkreise, handelt es sich doch dabei um Band 1 einer neu eröffneten Schriftenreihe des Landkreises Esslingen.

Neben der einfachen Beschreibung und Verortung von Kleindenkmalen in den Gemeinden findet sich in diesem Buch mancher Ausflug in die Regional- und Landesgeschichte und darüber hinaus. Es ging den Autoren weniger darum, möglichst viele Kleindenkmale aus dem Kreisgebiet vorzustellen, sie wählten vielmehr vorrangig solche aus, die sich in irgendeiner Weise in einen größeren Zusammenhang einordnen lassen. So gibt ein „klassisches“ Kleindenkmal, eine Stele mit tabernakelähnlichem Aufsatz mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte im Garten des ehemaligen Klosters Denkendorf, den Anstoß, die Geschichte des Klosters zu erzählen und an ungezogene Klosterschüler zu erinnern. Am Beispiel einer kleinen Gedenktafel über die Stiftung eines Zeltplatzes für die Christlichen Pfadfinderinnen und Pfadfinder in Dettingen unter Teck wird die Geschichte der weltweiten Pfadfinderbewegung umrissen. Ein Pfeiler im Neckar, der auf den Abschluss der Neckarkanalisation und die Eröffnung des Hafens in Plochingen hinweist, veranlasst dazu, über die gescheiterten Pläne zu berichten, die Alb über ein ausgeklügeltes Schleusensystem per Schiff zu überqueren. Das sind interessante Geschichten, hinter denen viel Recherchearbeit steht und die sicher gerne gelesen werden, die sich aber teilweise doch recht weit von ihrem eigentlichem Gegenstand, dem Kleindenkmal, entfernen.

Möglicherweise hätten sich die engagierten Ehrenamtlichen im Landkreis doch gewünscht, dass mehr von ihren Funden veröffentlicht würden und jeder Ort wenigstens mit einem oder zwei Bildern vertreten wäre. Das Buch „Auf Spurensuche“ ist kein Kleindenkmalebuch im engeren Sinne, sondern ein schönes Lesebuch geworden, das mit sehr guten, großformatigen Aufnahmen ausgestattet ist. Es wird unter dem historisch interessierten Publikum seine Leser finden.

Irmtraud Betz-Wischnath

Autoren und Rezensenten

Andrea Anstädt, Marketingleiterin; Steinenbergstraße 2, 72764 Reutlingen

Irmtraud Betz-Wischnath, Leiterin des Kreisarchivs Reutlingen; Bismarckstraße 16, 72764 Reutlingen

Dr. Sven Bracke, Historiker und Museumskurator; Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, Augustusstraße 1, 01067 Dresden

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen

Dr. Roland Deigendesch, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Dr. oec. Uwe Fliegau; Kapfstraße 16, 70771 Leinfelden-Echterdingen

Dr. Erwin Frauenknecht; Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 4, 70173 Stuttgart

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Stadtarchivdirektor i. R.; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Dr. Ulrich Hägele, Medienwissenschaftler; Institut für Medienwissenschaft der Universität Tübingen, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen

Prof. Dr. Tetsushi Harada; Kwansai Gakuin University, Uegahara Ichibancho 1-155, J 662-8501 Nishinomya, Japan

Dr. Senta Herkle; Historisches Institut, Abteilung Landesgeschichte der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart

Dr. Silke Knappenberger-Jans, Historikerin; Bidembachstraße 20, 71640 Ludwigsburg

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Bernhard Madel, Realschullehrer; Weihergärtenweg 5/1, 72762 Reutlingen

Dr. Christoph Morrissey; Büro Südwest, Corrensstraße 9, 72076 Tübingen

Edgar Reinert, Seminarschuldirektor; Peter-Cornelius-Straße 26, 72766 Reutlingen

Prof. Dr. Friedemann Schmoll; Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Jena, Zwätzengasse 3, 07743 Jena

Prof. Dr. Dr. h. c. Dieter Senghaas; Institut f. Interkulturelle u. Internationale Studien der Universität Bremen, Mary-Somerville-Straße 7, 28359 Bremen

Prof. i. R. Dr. Reinbert Tabbert; Hans-Grischkat-Straße 3, 72766 Reutlingen

Andreas Vogt, Kulturwissenschaftler; Kulturamt der Stadt Reutlingen, Wilhelmstr. 69, 72764 Reutlingen

Prof. Roland Wolf, Studiendirektor; Moselstraße 18, 72768 Reutlingen

Dr. Wolfgang Wulz, Studiendirektor i. R.; Goldregenstraße 6, 71083 Herrenberg

Abbildungsnachweise

- S. 10: StadtA Rt., S 100 Nr. 370/37.
 S. 11: StadtA Rt., S 100 Nr. 13336/1 (Foto: M. Grohe).
 S. 14: Blätter des Schwäbischen Albvereins (1894), S. 161.
 S. 15: Heimatmuseum Reutlingen (HMR), Inv.-Nr. 5.
 S. 16: StadtA Rt., S 90 Nr. 412.
 S. 17 oben: Archiv des Hauses Württemberg.
 S. 17 unten: Reutlinger Geschichtsblätter (1891), S. 108.
 S. 18: StadtA Rt., Flurkarte Nr. 196.
 S. 19: StadtA Rt., S 100 Nr. 005–612.
 S. 20: Amt für Stadtentwicklung und Vermessung/C. Morrissey.
 S. 21 oben: Fotoarchiv Landesamt für Denkmalpflege (Dienstszitz Tübingen), Nr. 4312.
 S. 21 unten: Fotoarchiv Landesamt für Denkmalpflege (Dienstszitz Tübingen), Nr. 73–863.
 S. 22: C. Morrissey.
 S. 24: C. Morrissey.
 S. 25: C. Morrissey.
 S. 26: C. Morrissey.
 S. 27: Fotoarchiv Landesamt für Denkmalpflege (Dienstszitz Tübingen), Nr. 4314.
 S. 28: Staatsgalerie Stuttgart, Inv.-Nr. C5549,94.
 S. 31: Amt für Stadtentwicklung und Vermessung/C. Morrissey.
 S. 33: C. Morrissey.
 S. 34: (1) Reutlinger Geschichtsblätter (2000), Abb. 8, (2–3) D. Quast, Umland Runder Berg (2006), Taf. 110A.
 S. 35: C. Bizer, Oberflächenfunde (2006), Abb. 126–129.
 S. 46 links: LandesA Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, A 474 U 782.
 S. 46 rechts: LandesA Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, A 514 U 314.
 S. 48: StadtA Rt., S 100 Nr. 10903.
 S. 50: LandesA Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, J 234 Nr. 67.
 S. 52: LandesA Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, J 1 Bd. 289, S. 43.
 S. 53: StadtA Rt., Privilegienbücher Bd. 3.
 S. 54: Bern, Bürgerbibliothek, Mss. h. h. I 1, S. 218.
 S. 55: StadtA Rt., DB 1074.
 S. 56: LandesA Baden-Württemberg, HStA Stuttgart, A 147 Bü 2.
 S. 58: StadtA Rt., S 132 Nr. 33.
 S. 59: StadtA Rt., S 100 Nr. 527.
 S. 60: Landesmuseum Württemberg, Inv.-Nr. 631. Foto: P. Frankenstein, H. Zwietasch.
 S. 61: Museen der Stadt Nürnberg, Kunstsammlungen Inv.-Nr. GM 2486.
 S. 63: HMR, Inv.-Nr. 1698.
 S. 70 links: LandesA Baden-Württemberg, Wasserzeicheninformationssystem (WZIS) DE6300-PO-63 747.
 S. 70 rechts: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8085-PO-114 699.
 S. 71 links: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8085-PO-121 705.
 S. 71 rechts: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8370-PO-160 711.
 S. 72 links: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE4215-PO-27 693.
 S. 72 rechts: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8085-PO-22 257.
 S. 73 links: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8100-PO-71 948.
 S. 73 rechts: LandesA Baden-Württemberg, Piccard, Findbuch „Schlüssel“, Bd. 8 Abt. 3 Nr. 121.
 S. 74 links: LandesA Baden-Württemberg, Piccard, Findbuch „Schlüssel“, Bd. 8 Abt. 3 Nr. 161.
 S. 74 rechts: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE4215-PO-160 098.
 S. 75: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE7125-PO-24 833.
 S. 76 oben: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8085-PO-27 676.
 S. 76 unten: LandesA Baden-Württemberg, WZIS AT3800-PO-27 671.
 S. 77: LandesA Baden-Württemberg, WZIS DE8085-PO-27 820.
 S. 80–81: www.memoryofpaper.eu.
 S. 86: StadtA Rt., S 90, Nr. 301.
 S. 88: StadtA Rt., List-Bibl. Nr. 40.
 S. 100: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, Th 186.
 S. 101: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, FS 10 993.
 S. 102: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, 39.8°026 R.
 S. 103: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, 34.4°157 R.
 S. 105: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, FS 1413.
 S. 107: Robert-Schumann-Haus Zwickau, Nr. 3249-B2.
 S. 108: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, FS 11 317.
 S. 110: StadtA Heidelberg.
 S. 113: Archiv Verkehrsmuseum Dresden gGmbH, FS 6958.

- S. 117: Privat von J. Matsumoto (geb. Kobayashi).
S. 119: T. Harada.
S. 125: T. Harada.
S. 144: ZentralA EmK Reutlingen.
S. 146: StadtA Rt., Amtsblatt Reutlingen 1865.
S. 147: Privat.
S. 149: StadtA Rt., S 105/4 Nr. 1002/26 a.
S. 150: E. Reinert.
S. 152: StadtA Rt., S 100 Nr. 1029.
S. 153: ZentralA EmK Reutlingen.
S. 170: Privat.
S. 171: GemeindeA Erlöserkirche Reutlingen.
S. 172–173: Privat.
S. 174: GemeindeA Erlöserkirche Reutlingen.
S. 175: Privat.
S. 177: Privat.
S. 179: Privat.
S. 189: GemeindeA Erlöserkirche Reutlingen.
S. 191–192: GemeindeA Erlöserkirche Reutlingen.
S. 194: GemeindeA Erlöserkirche Reutlingen.
S. 195: Privat.
S. 200: GemeindeA Erlöserkirche Reutlingen.
S. 202: E. Reinert.
S. 205: Privat.
S. 206–207: ZentralA EmK Reutlingen.
S. 209: ZentralA EmK Reutlingen.
S. 227: Bundesarchiv (ehem. BDC) NSDAP-Zentralkartei.
S. 230: Stadtbibl. Rt., Reutlinger Tagblatt 30. 1. 1934.
S. 240: StadtA Rt., AdN Nr. 818.
S. 241: StadtA Rt., S 105/4 Nr. 11092.
S. 266: www.foto-keidel.de.
S. 269: StadtA Rt., S 105/27 Nr. 38/1.
S. 277: StadtA Rt., AdN Nr. 818.
S. 283: LandesA Baden-Württemberg, StaatsA Sigmaringen, Wü 40 T 09 Nr. 3.
S. 297: LandesA Baden-Württemberg, StaatsA Sigmaringen, Wü 13 T 2 Bü 2676/005.